



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



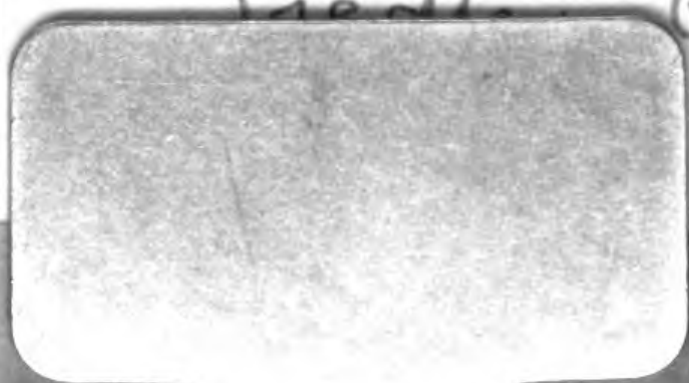
SR

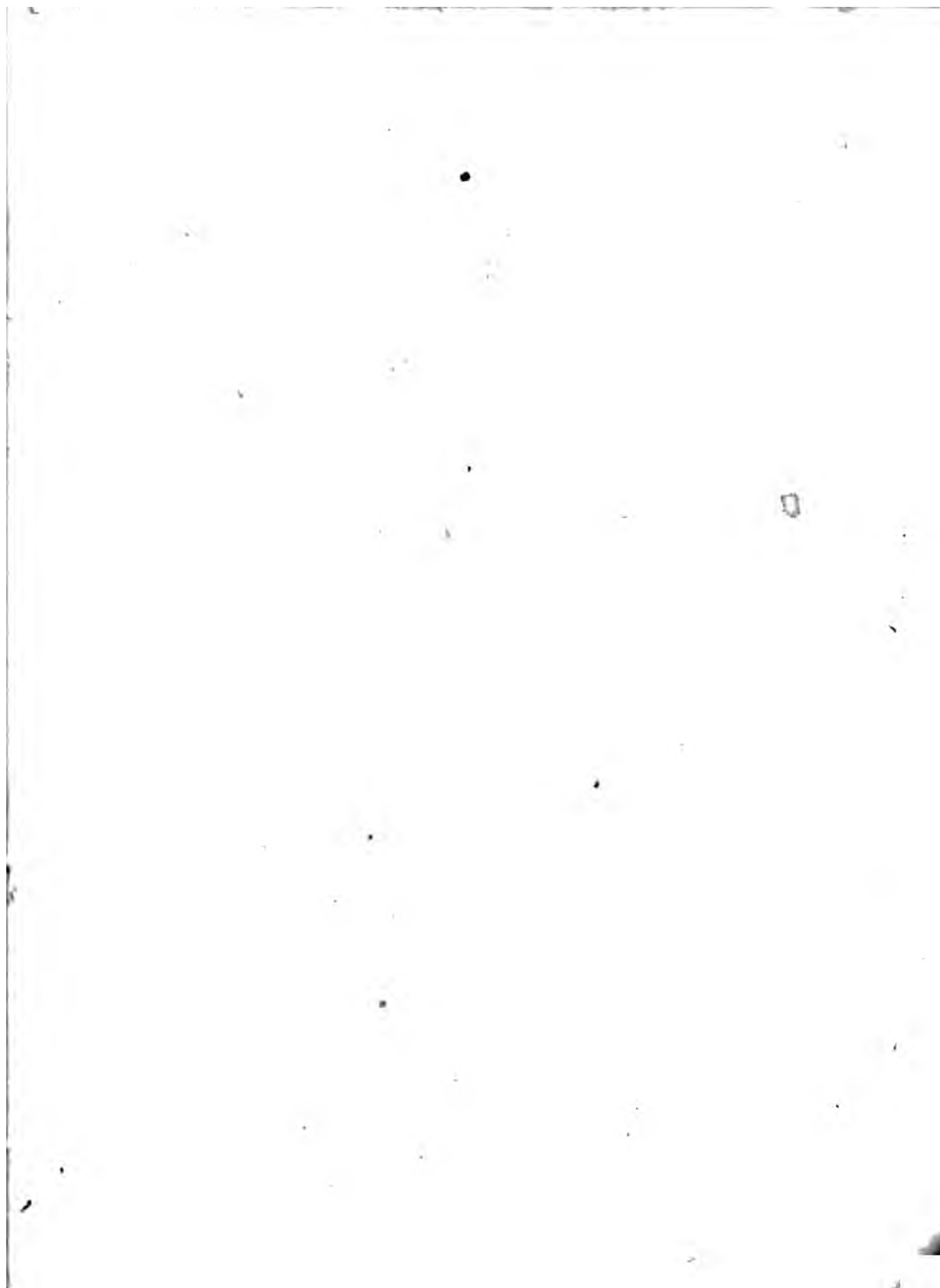
82288



Fiedl

Q. 390(7)







Hildegard.

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1817

der

Häuslichkeit und Eintracht

gewidmet.

Mit Beiträgen

von

L. v. Germar, Fr. Gleich, L. v. Häfely,
Aug. Lafontaine, Fr. Laun u. a.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Mit dem Bildniß der Hildegard, neun Kupfern und Landschaften
von Böhm, Jurn, Rosenbusch, Rosmäster, Schnorr v. K. u. a.
nebst zwei Tafeln mit den neuesten Dessains zur
Modestick- und Strickerei.

Leipzig,

bei J. C. Hinrichs.



TAYLOR INSTITUTION

UNIVERSITY

28 JAN 1971

OF OXFORD

LIBRARY

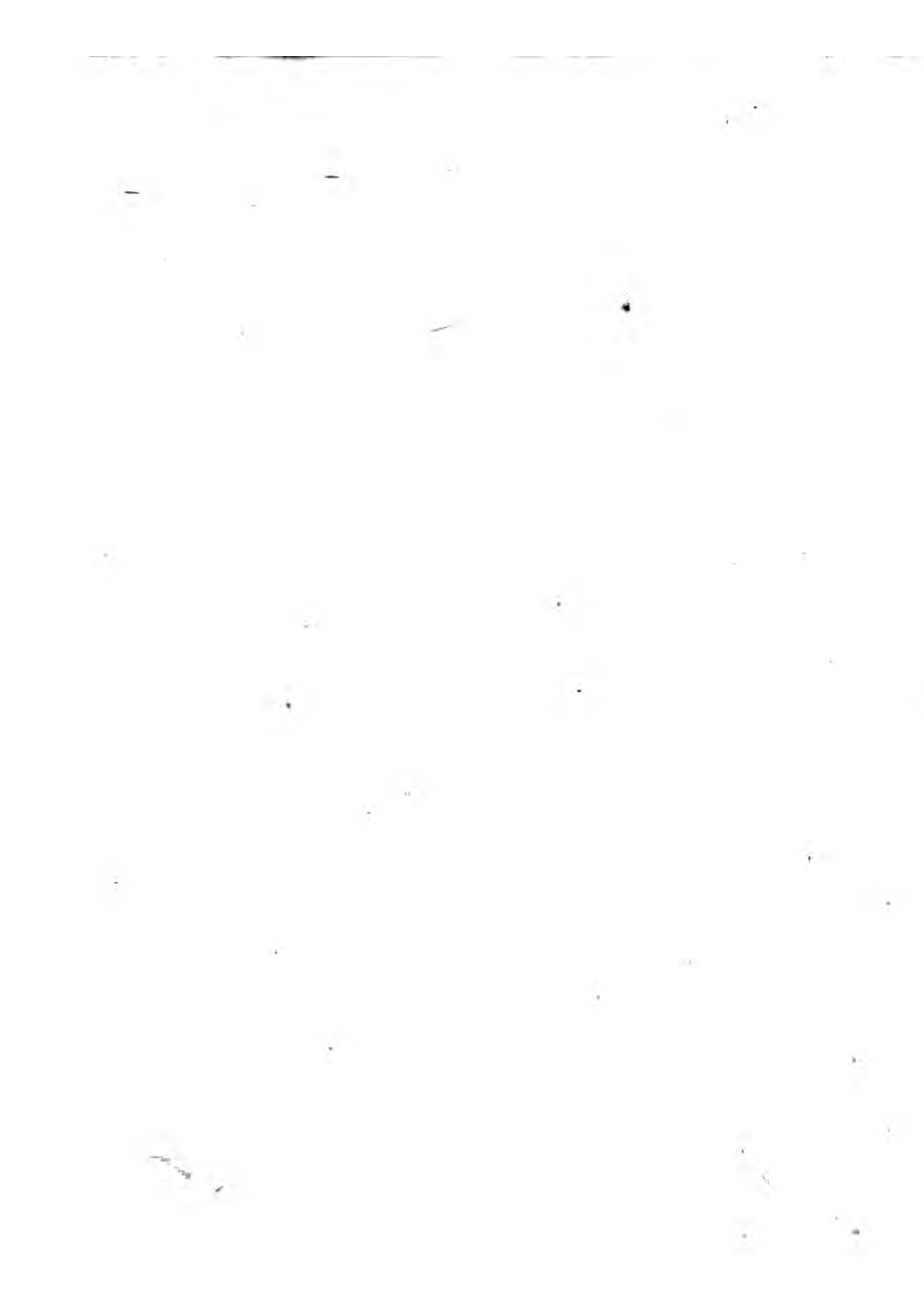
Berechnung
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 1817.



Schwarz del.

W. J. G. Schopf

Griselda oder Frauentreue.



1800

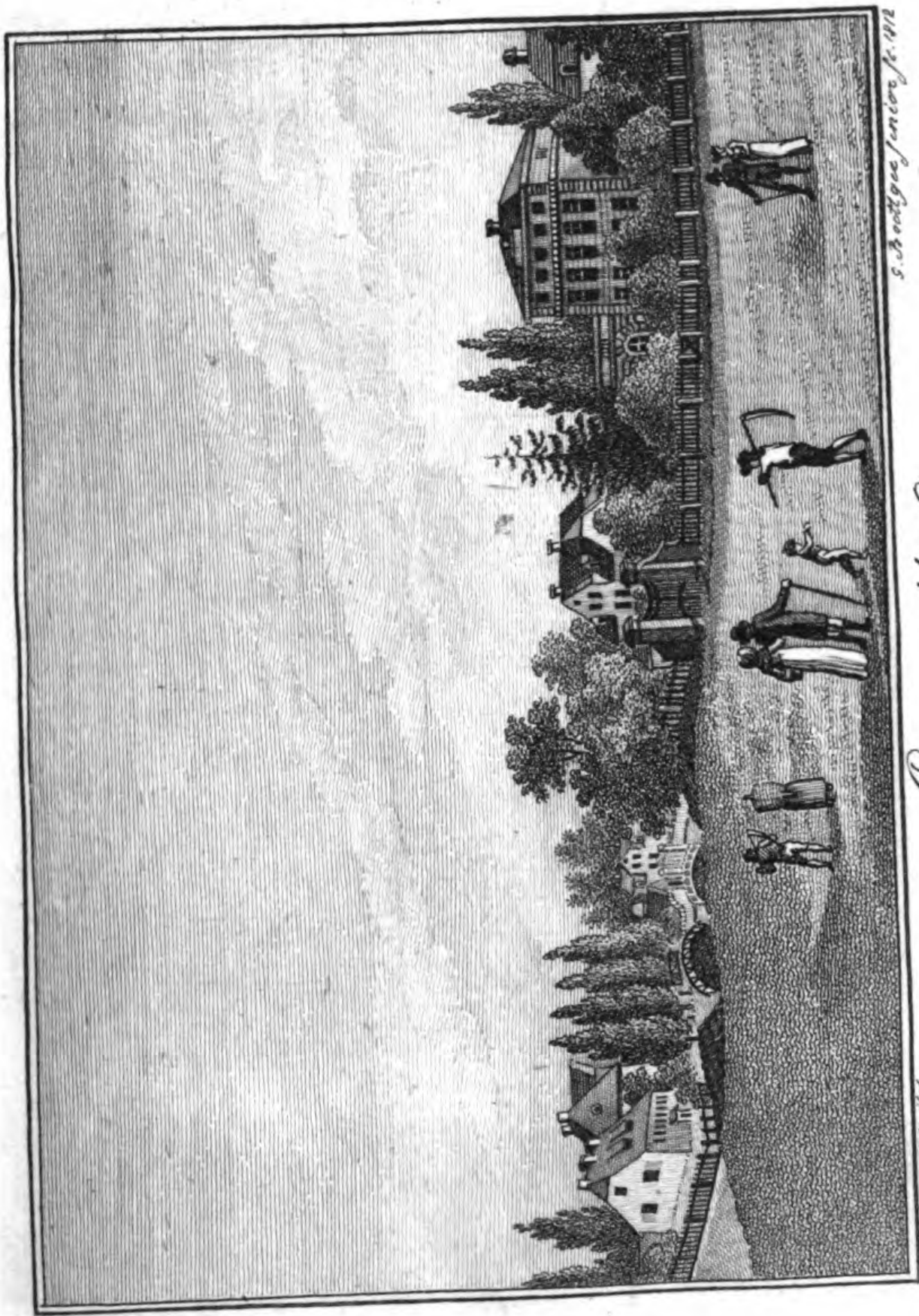
März

Einnahme

Ausgabe

den

1800



S. Boothgoc Junior sc. 1812

Connemara.

F. I. Schmitt del.

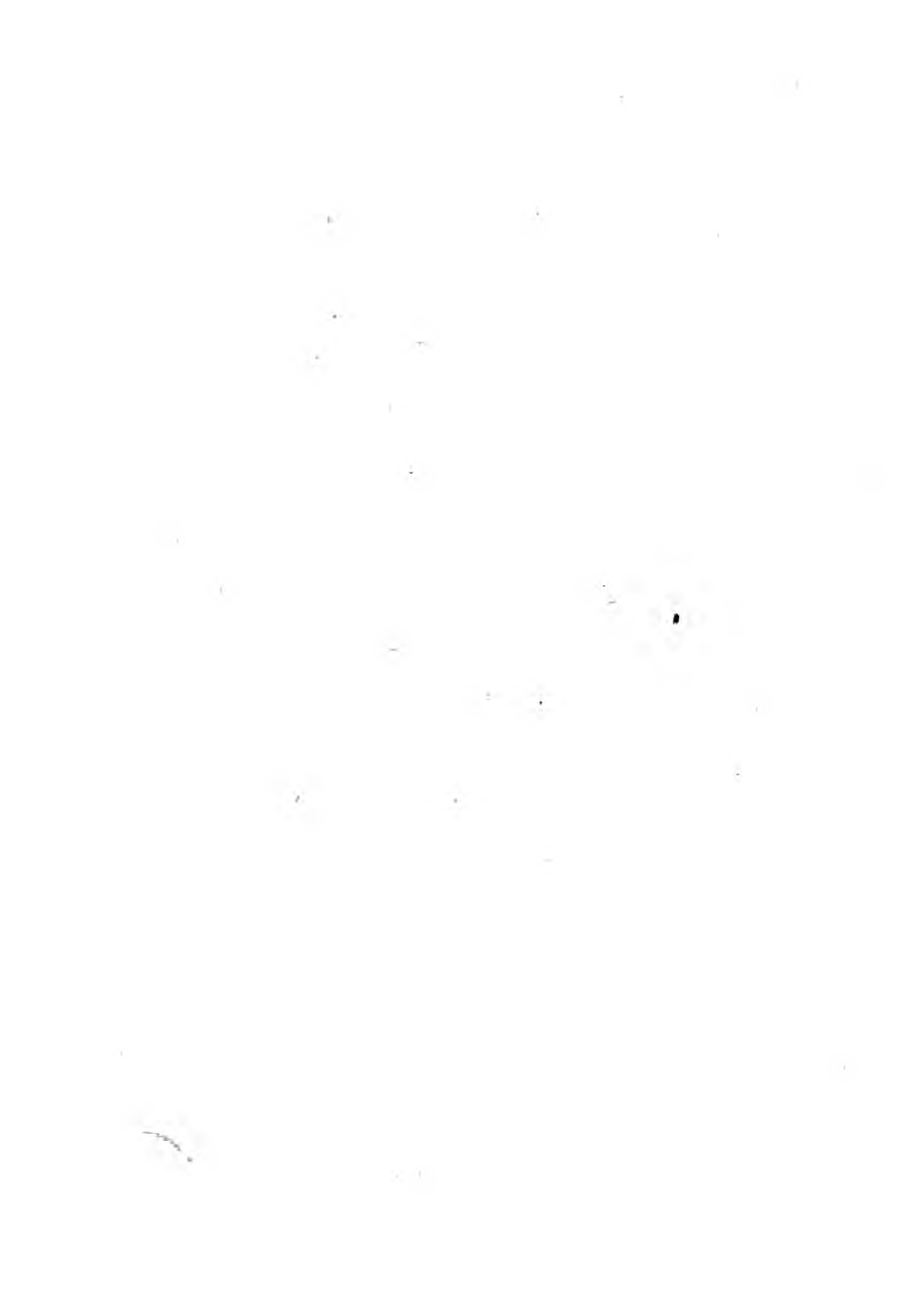




Schnor v. K. del.

Rosmäsler sc.

Saphirion



Jahr	Junn. und	Einnahme.	Ausgabe.
den			

Handwritten text, possibly a date or page number, located on the right margin.

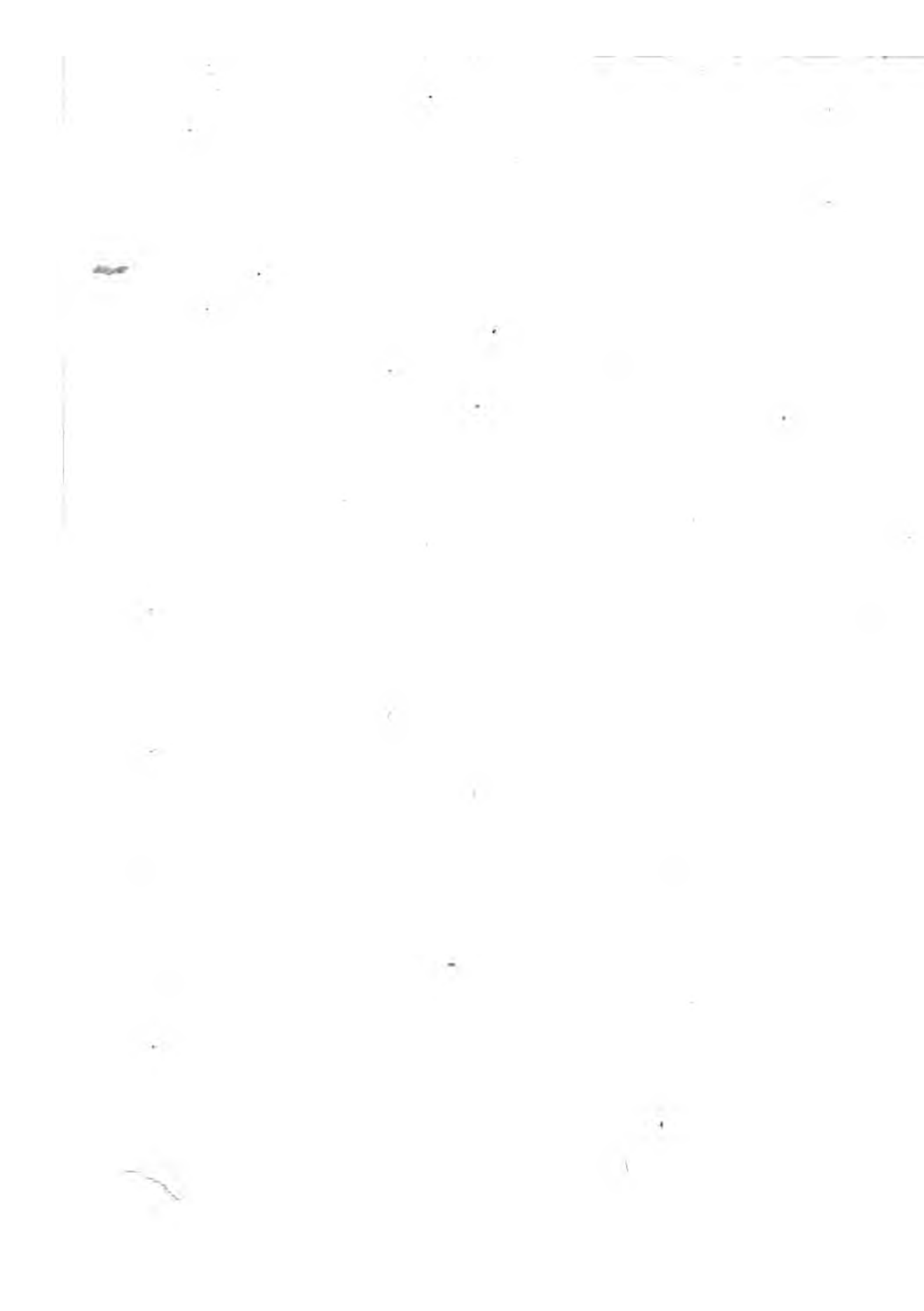
Ungemeine	Zuführung	Einnahme.	Ausgabe.
Den			



Aussicht vom Raden nach dem Lilienstein.







September October.

Einnahme.

Ausgabe.

den

127

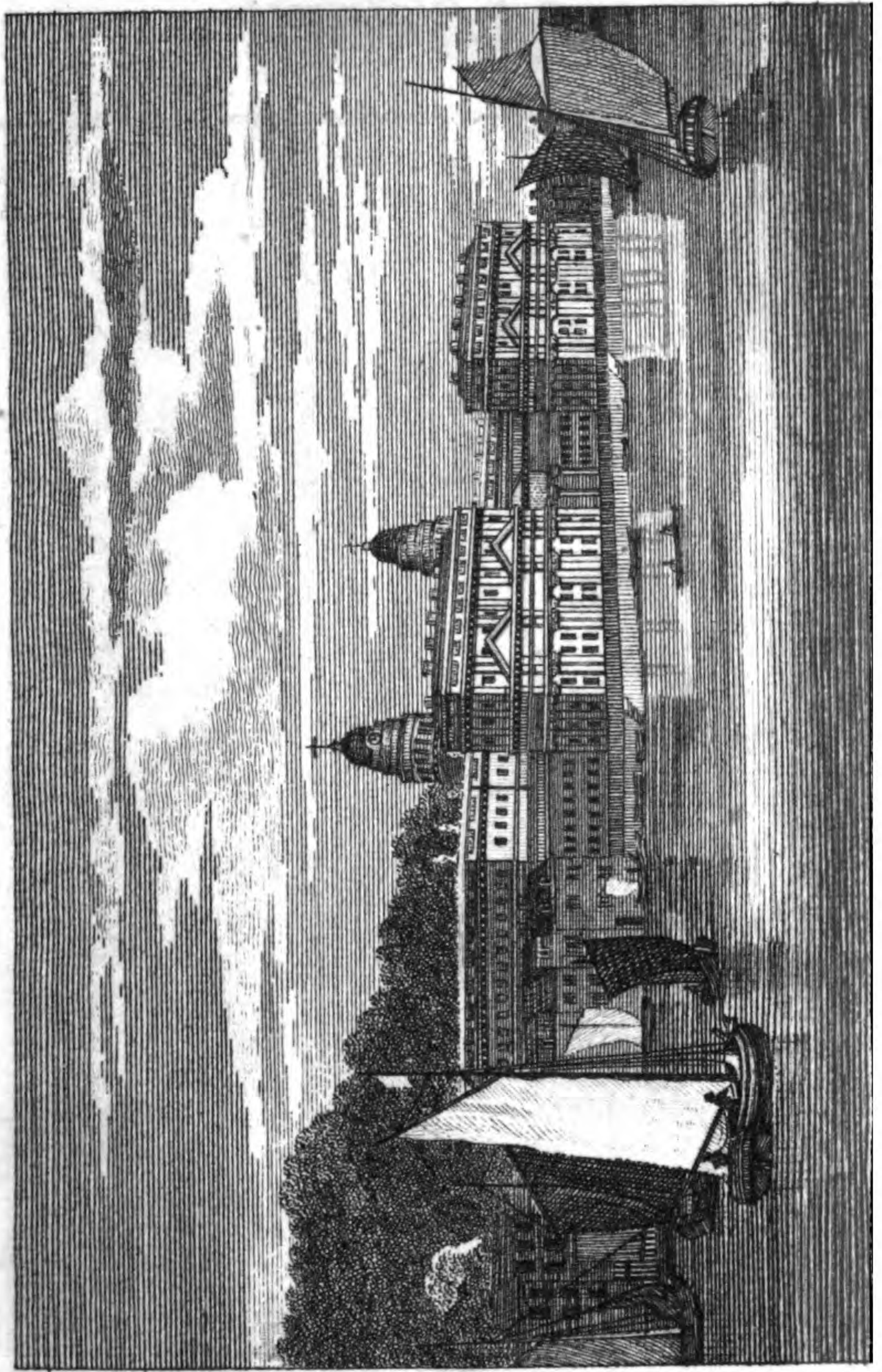
1797 November. 13

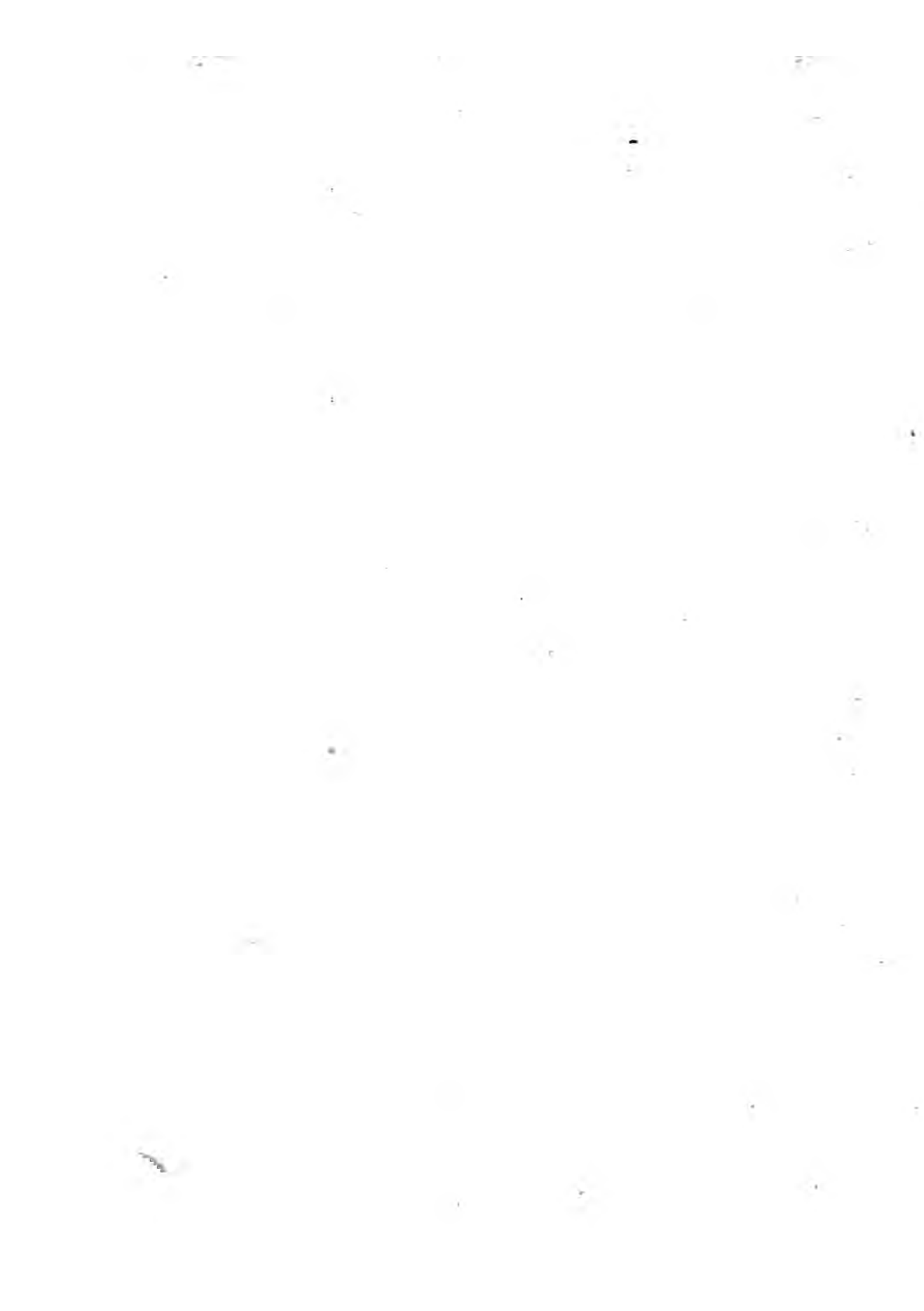
Einnahme.

Ausgabe.

den

1797





U e b e r s i c h t
 d e r
E i n n a h m e u n d A u s g a b e
 i m J a h r 1 8 1 7.

M o n ä t e.	E i n n a h m e.	A u s g a b e.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Junius		
Julius		
August		
September		
October		
November		
December		
Summa		

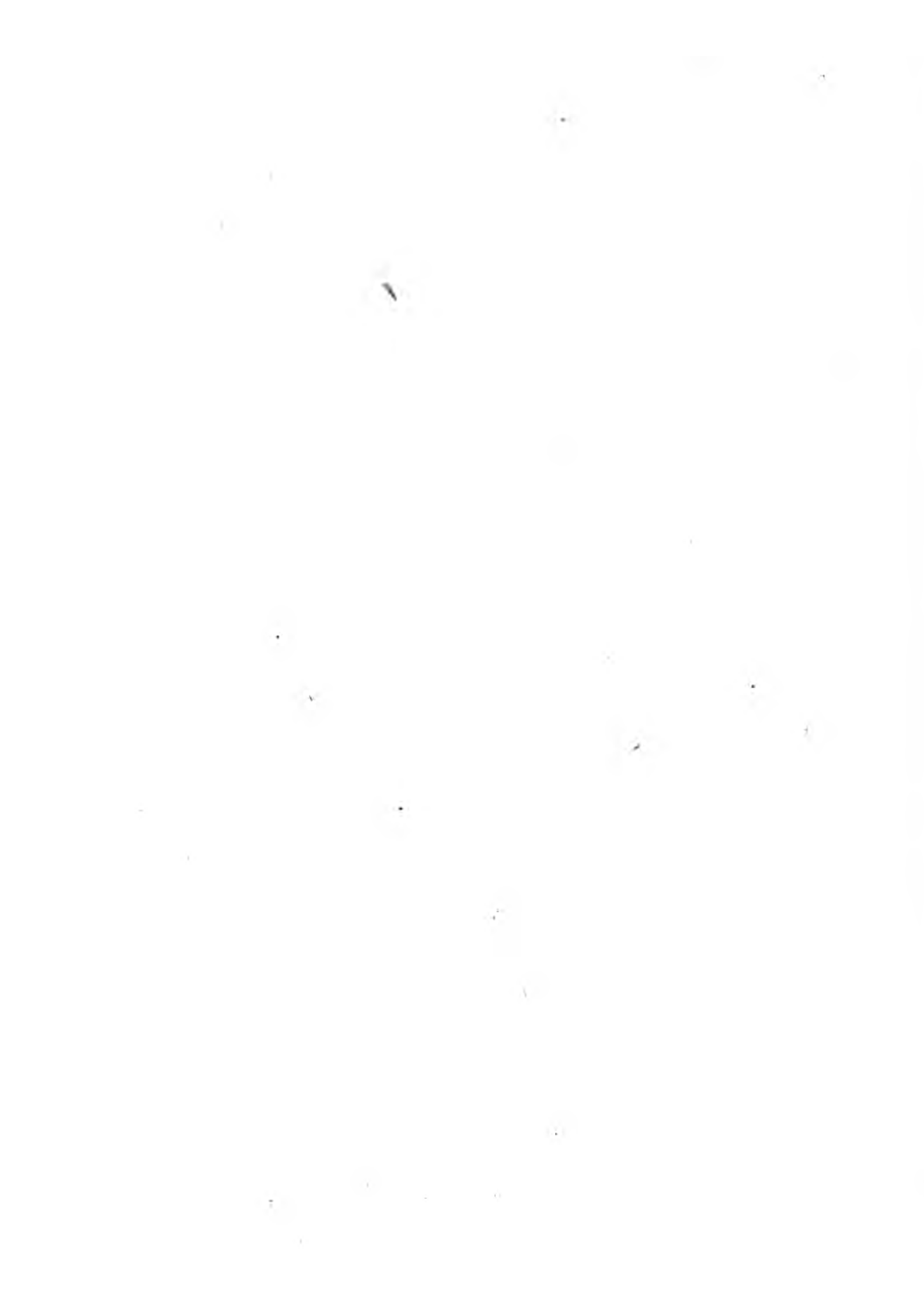
Ueberschuß:
 Deficit.



Rosenburg.

Schwarz v. S. dt.

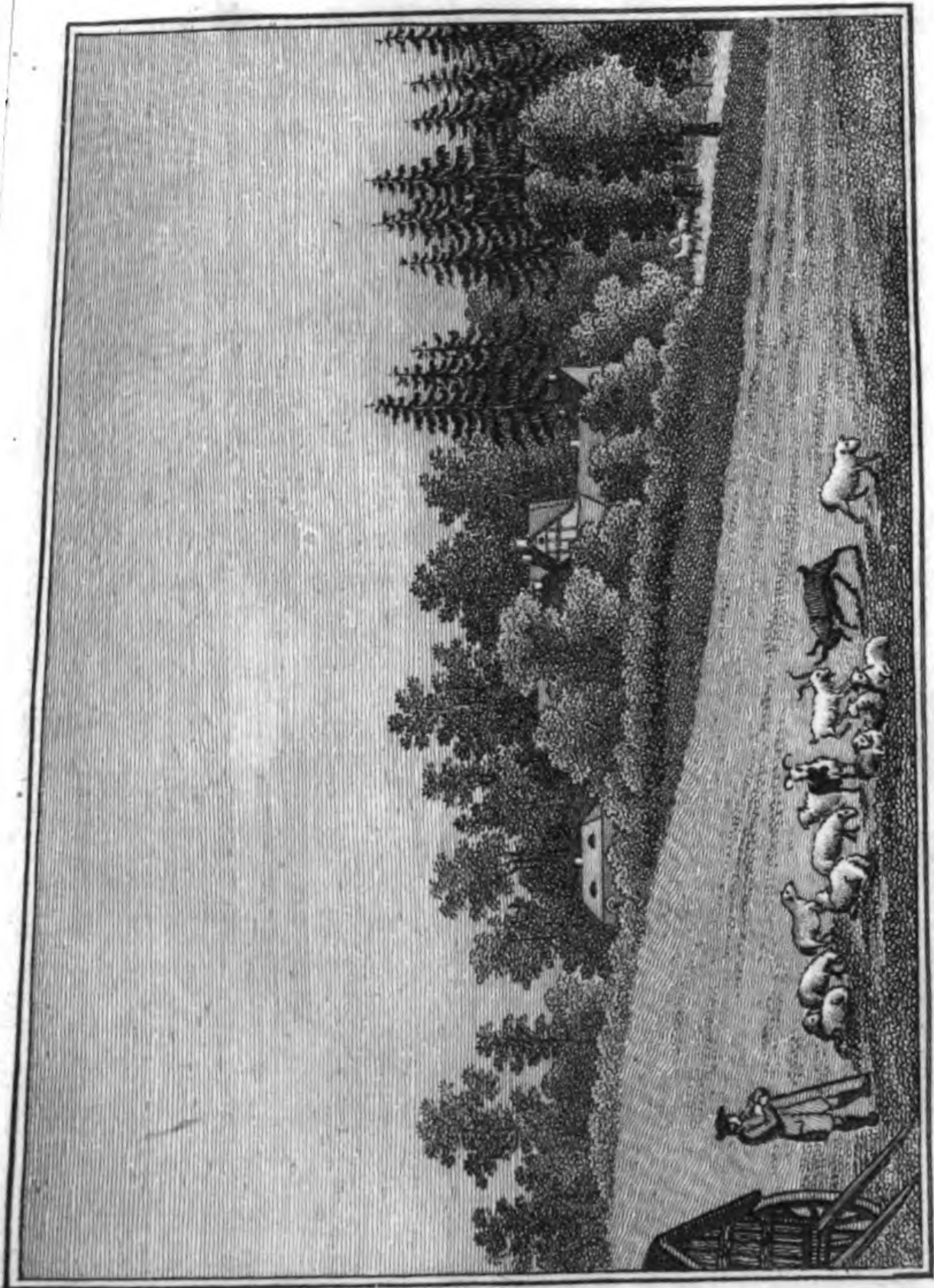
Das Wahrzeichen der Liebe.



Inhalt.

Hildegard, Kaiser Karls des Großen Gemahlin. Von Th. Helk . . .	Seite	v
Das Wahrzeichen der Liebe. Eine Erzählung von Louis v. Häfely. . . .	—	I
Der Unglückswagen. Von Fr. Laun. . . .	—	19
Temudschin Dschingis-Chan und seine Nachfolger. Eine historische Skizze von Fr. Gleich.	—	57
Lieschen. Von Aug. Lafontaine. . . .	—	92
Grifelda oder Frauentreue. Eine Novelle von Fr. Petrarca dem Boccaccio nach- erzählt. Aus dem Lateinischen von H. Wendt.	—	151
Die Section. Von L. v. Häfely. . . .	—	182

Die Thränen-Quelle. Eine Sage von Fr. Gleich.	Seite 222
Das treue Mädchen. Von Fr. v. Klop. —	248
Saphirion. Ein Märchen. Von Th. Hell. —	259
Die Schlittenfahrt. Von Fr. Ruhn. . —	291
Die Bilderstube. Von Ebendemselben. —	295
Sehnsucht nach der Heimath. Von Gustav Stern.	— 301
Frau Adelheid. Eine Legende. Von Fr. Ruhn.	— 304
Erklärung der landschaftlichen Kupfer. . —	311
Neue Muster zum Sticken, Stricken und Häkeln.	— 317



Raschwitz.



Hildegard,

Kaiser Karls des Großen Gemahlin.

Es ist ein weit angenehmeres Geschäft, als man gewöhnlich glaubt, in den alten Chroniken sich zu ergehen, und Blumen daraus zu sammeln. Die treuherzige Sprache darin, das ehrenfeste Vertrauen auf frühere Ueberlieferungen, das Nichtverachten kleiner, aber recht in das Innere jener Zeit einführender Umstände, und selbst der hie und da vorwaltende Pedantismus im Contrast mit dem schimmernden Style unsrer Zeit, ziehen an, und entschädigen für manche trockne Ausführungen. So las ich denn auch jüngst einen solchen Folianten, der sich gewiß wegen seiner Unbehüllichkeit nie in die niedlichen Händchen meiner schönen Leserinnen verlieren wird, und eine Begebenheit aus dem Leben der schönen und guten Hildegard gefiel mir so, daß ich mich nicht enthalten kann, sie in der biederderben Sprache des Chronikenschreibers selbst mitzutheilen, und dadurch dieses holde Weib uns in das Gedächtniß zurückzurufen. Vorher war noch einige Nachrichten über ihr Leben im allgemeinen,

Hildegard war aus schwäbischem herzoglichen Geschlecht und wurde zu Andechs in Baiern am 31. März 732 geboren. Ihr Name bedeutet so viel als ein Garten der Heldschaft und Liebe. Kein Wunder also, daß Kaiser Karl, nachdem er die griechische Prinzessin wieder heimgeschickt hatte, sich mit ihr vermählte. Sie lebten auch in fröhlicher, freundlicher Eintracht, indem sie Mutter von Karl, Pipin und Ludwig, so wie von vier Töchtern, worunter die berühmte Emma, ward, bis Karl in den Krieg gegen die Sachsen zog, wo sich denn ereignet, was ich nun mit des Chronikenschreibers eignen Worten anführen werde.

Carolus hatte einen Bruder Talandus geheissen, von seines Vaters Pipini Concubin geboren, welcher Caroli Gemahl, die Königin Hildegardis unziemlich lieb gewann. Demnach nun Carolus wider die Sachsen zu Felde gezogen und Talandum zum Obersten in Deutschland gesetzt, hat er in Abwesen des Königs der Königin seine inbrünstige Liebe entdeckt und ihr böses zugemuthet. Die Königin als ein Ehrenweib, hat ihn hierüber bescheidenlich mit Worten gestraft und seine lasterhafte Begierde zu Gemüthe geführt, damit aber bey seiner Unbesonnenheit nichts ausgerichtet. Endlich auf vielfältiges unnachlässiges Bitten und Flehn, bewilligt die Königin an einem sichern und innerlichen Gemach, da sie

von niemand möchten gehört noch gesehen werden zu
 ihn zu kommen. Da sie nun an einem solchen ab-
 sonderlichen Ort zusammen erschienen, ist die Kö-
 nigin gleich an der Thür zurückgewichen, hat das
 Gemach und andre Thüren beschloffen und den bö-
 sen Menschen behaftet, eine gute Zeit wegen seines
 fürgenommenen Lasters gefänglich gehalten und mehr
 nicht als die bloße Nothdurft an Speis und Trank
 täglich reichen lassen. Demnach aber König Caro-
 lus nach eroberten Sieg wieder nach Haus aufm
 Rückweg gewesen, hat die Königin den Talandum
 wiederum auf sein flehendliches, inständiges Bitten
 auf freyen Fuß gestellt. Talandus ist dem König
 entgegengereißt, und dieweil er in der Gefängnuß
 am Leib ziemlich abgelegt, mager und geschmeidig
 ausgesehen, hat ihn der König deswegen befragt,
 darüber derselbe zur Antwort geben: Es sey die
 Königin ein ungerechtes Weib, meyne den König
 nicht mit ehlichen Treuen, und damit sie freyen
 Lauf haben können, hätte sie ihn in ein Gemach
 unversehens behaftet, und jeko erst zu des Königs
 Ankunft wieder herausgelassen. Der König, der
 sich solcher Untreu nicht versehen, und Hildegarden
 heftig geliebt, ist hierüber dermassen mit Zorn ein-
 genommen, daß er derselben strafs ohne Barmher-
 zigkeit die Augen auszugraben und sie darnach hin-
 zurichten befohlen. Indem sie nun von denen die

dazu verordnet zur Vollstreckung solcher Urtheil an einen andern Ort zum Todt geliefert werden sollen, hat sich ein tapftrer Herr und Ritter ihrer Unschuld angenommen, und die so sie begleitet unterwegs mit den Seinen fecklich angesprengt, die Königin aus ihren Händen errettet und mit sich in sichere Orte hingeführt. Die Executores der Urtheil, damit sie bey dem König möchten bestehen, haben einem Hund die Augen ausgegraben, und dem König zum Wahrzeichen der Entleibung der Königin mitgebracht, und ihn beredt, daß sie getödtet und begraben. Die Königin aber hat samt einer getreuen Dienerin ihren Weg nach Rom genommen, daselbst ihre Wohnung, doch männigliches unbekannt, angestellt, und der Arzney, dazu sie jederzeit sonderer Lust getragen, und geschicklich damit können umgehen, mit Fleiß und Ernst obgelegen, die Chur ist ihr auch durch Gottes Verleihung dergestalt glücklich abgegangen, daß sie weit und fern bekannt und berühmt worden.

Mittler Zeit ist der gerechte Zorn Gottes über Talandum ergangen, daß er in Verlust des Gesichts gerathen und aller Medicorum Mittel, Hülf und Rath nichts versangen, sondern hat in großem Elend und Verachtung seine Zeit hinbringen müssen. Demnach sich aber gefügt, daß König Carolus Anno 773 gen Rom zum Pabst verreist, hat er Talandum

mit sich dahin geführt, ob vielleicht daselbst von berühmten Aerzten sein verloren Gesicht wieder gebracht werden mögen. Als nun Talandas zu Rom angelangt, und von der Aerztin daselbst gehört, hat er die unbekante Königin um Hülff und Rath ersucht, die ihrem Feind hierinn gern wilfahrt, und äußerste Treu und Hülff erzeigt, daß er in wenig Tagen von ihr glücklich curirt und gesund gemacht worden, dessen sich nicht allein der König sondern auch der Pabst verwundert und erfreut und das Weib zu sehn und mit ihr zu reden begehret. Als sie erschienen hat sie der König im ersten Anblick erkannt, sie freundlich angeredt, um ihren Zustand befragt, die ihm in Antwort allen Verlauf der Sachen mit Talando, und wie sie derselbe zur Unschuld angetragen, den König zu unrechtmäßigen, tyrannischen Urtheil verleitet, und der Allmächtige zu Entdeckung ihres ehrlichen, treuen Gemüths und unsträflichen Wandels dies unversehen Mittel verfügt, ausführlich und vernünftig zu erkennen gegeben. Nach solcher Erzählung aller Geschicht hat sie der König mit herzlicher Freud umfangen, getröst und wieder zum Gemahl angenommen, darüber männiglich groß Frohlocken gehabt. Der Pabst die beyden Eheleute aufs neu gesegnet und Hildegarden um ihrer Unschuld willen die Groffe, und Carolum wegen seiner großmächtigen Thaten den Groffen genennet. Der Kö-

wig hat sich entschlossen seinen Bruder mit ernster Strafe, andern zum Exempel, anzusehen, aber auf der Königin Fürbitt dabei bewenden lassen, daß er ins Exilium geschickt worden.

Leider setzt nun zwar ein anderer Chronikenschreiber selbst hinzu, daß diese Erzählung hie und da der Wahrheit nicht ganz gemäß zu seyn scheine, er findet dieselbe jedoch auch sehr vergnüglich erdichtet, und so halte ich mich wegen der Mittheilung derselben entschuldigt.

Hildegard soll zum Andenken dieser Begebenheit das Kloster Kemten gestiftet, und mit ihrem mütterlichen Erbtheil reich begabt, sich auch daselbst ihr Begräbniß ausersehen haben. Die Stiftung und Bestimmung ist keinem Zweifel unterworfen, aber freilich die Veranlassung dazu allerdings. Gern verweilte Hildegard nun in der Nähe dieses Klosters auf dem Schlosse Hilleberg, und sah zu, wie der Bau gefördert würde. Dort ereignete sich denn auch, daß Karl einmal von Schlegstadt aus sie besuchte — doch ich lasse den alten guten Crussius in seiner schwäbischen Chronik, deren zwei gewaltig dicke Bände er noch dazu mit einer einzigen Feder aufs zierlichste geschrieben hat, selbst sprechen:

„Als nun diese beyde an einem Tage ob der Tafel saßen, und Karl, Pipin und Ludwig, ihre Prinzen, neben ihnen stunden, sie auch vieles mit-

einander von dem Regiment ihrer Vorfahret sprachen, so fragte Pipin, als ein junger Herr: Ey meine liebe Frau Mutter, wenn der Herr Vatter im Himmel gekommen ist, werde darauf ich König werden? Karl nun widersprach ihm, redete seinen Vatter an, und wollte behaupten, nicht Pipin, sondern er müsse im Reich nachfolgen. Darauf bate Ludwig beeden Eltern, dass er möchte König seyn. Da sich nun die jungen Herrn also miteinander um das künftige Regiment verzankten, so sprach die Königin, ich will den Streit gleich entscheiden, wer von euch dreien dem Vatter nachfolgen solle. Gehet hinunter in den Flecken, und entlehnet alle drei jeder einen Hahnen von den Bauern. Auf ihrer Frau Mutter Befehl nun gingen sie hinab, und wurden von ihrem Hofmeister und denen bereits in die nahe an dem Schloß gelegene Schule gehenden Schülern begleitet. Als sie wieder zurück kamen sagte ihre Frau Mutter: Nun laffet die Hahne hintereinander. Dann derjenige soll König seyn, dessen Hahn die andere übermeistern wird. Hierauff lieffen sie dann die Hahnen aneinander, welche sich gewaltig mit einander herumbißen, bis endlich des Ludwigs Hahn die zwey andern besiegte. Daher haben die Königliche Prinze nebst den übrigen Schülern in folgenden Jahren um das Schloß dieses Spiel getrieben, bis endlich das Kloster so hoch wurde als es

gut und genung war. Dann darnach hat Hildegards die Schule dahin verlegt. Es wollte übrigens auch Karl in allen Städten und Klöstern einige Schulen haben. Und hierher rührt die Gewohnheit, daß man zu Remten, Grünfurth (Memmingen) und andern Städten über die Schulen jährlich einen König und eine Königin macht, wobei man in saubern Kleidern daher kommt und niedlicher ist."

Im Jahre 783 am letzten April, als dem Himmelfahrtstage, starb Hildegard zu Meh, wo sich ihr Gemahl eben abermals gegen die unruhigen Sachsen rüstete, und verschied „so gottselig, daß man glaubte, es wäre ihre Seele unter einem lieblichen Gesang von den Engeln in den Himmel getragen worden." Zwar hat sie der Pabst nicht canonisirt, aber sie hat doch allgemein schon in den ältesten Zeiten den Namen einer Heiligen bekommen, denn „sie war so fromm als ihr immer möglich war, besuchte und erquickte die Kranken fleißig, sprang den Frauen in Kindesnöthen bey, und that den Armen sehr viel Gutes." So bleibe denn ihr Andenken in Segen.

Th. Heib

Das Wahrzeichen der Liebe.

I.

Es war Annens Geburtstag. Vom Amte waren sie alle da, auf der Pfarre, auch Amtsraths beide Töchter, Minette und Molly — ein paar rothwangige muthwillige Mädchen.

Die drei Gespielinnen waren eben auf Annens Kammer bei den Geburtstagsgeschenken des seelenfrohen Mädchens beschäftigt, da mußte sich die freundliche Anna von ihren hüpfenden Freundinnen mit dem neuen Tuche und dem neuen Strohhut schmücken lassen, und Molly klatschte in die Hände vor Freude, denn gerade solch ein Hut war auch ihr versprochen worden von der Tante in der Stadt, und der Hut stand dem kindlich frohen Gesichte Annens so wunderschön.

Minette sagte schalkhaft: „Wahrhaftig, Anne, du bist schön wie eine Braut.“

„Und wer weiß, was du bist,“ — lächelte Molly. — „Umsonst kommt Herr Walter nicht so oft her zu euch. — In Amtsgeschäften gewiß nicht; das mach mir nicht weis, gute Anne!“

„Sieh, wie sie roth wird!“ rief Minette, freudig in die Hände klatschend: „Habe ich's getroffen? — das läßt sich ja mit Händen greifen. — Er hat eine Pfarre und noch keine Frau; — du sechzehn Jahr und noch keinen Mann; also —“

„O nicht doch!“ bat nun Anne, geschwind den Hut abnehmend, bitter böse über die Neckerei und doch so englisch freundlich: „Wie könnt ihr nun auch gleich so etwas denken, den hochwürdigen Herrn Amtsbruder von Papa? den gerade am wenigsten. — Nein! sagt nur, wie sollte ich das anfangen, da müßte ich ja den lieben langen Tag hindurch ein ernsthaftes Gesicht über das andere machen, das würde mir erschrecklich sauer ankommen. Das sage ich euch aber rund heraus, wenn ihr mich noch einmal so foppt, so werde ich gar nicht heirathen, in meinem Leben nicht. — Da — das habt ihr angerichtet.“

Die beiden Mädchen fielen der zürnenden Freundin um den Hals, und der Friede war wieder hergestellt; aber sie konnten es dennoch nicht

lassen, den ganzen langen Tag über noch einige Male leichte Anspielungen zu machen, welche Annen jedesmal das Blut auf die Wangen trieben.

2.

Pastor Wahlheim hatte eben den Amts Rath Müller und dessen Frau hinaus begleitet vor die Pforte. Sie waren abgerufen worden, denn der Kreisamtmann war eingetroffen auf dem Amte.

Die Töchter waren im Pfarrhause geblieben auf aller Bitten und liefen munter mit Annens Lämmchen hinab in den Garten.

„Reiche Leute, aber brav, kreuzbrav!“ sagte der Pfarrherr vor sich hin, wie er den Eheleuten nachsah, welche so friedlich den Sandweg hinauf gingen. „Der Herr wolle gnädig ihr Haus bewahren“ sprach er dann mit abgenommener Mühe, worauf er die Pforte hinter sich zuschloß, und den freundlich zu seinen Füßen sich schmiegenden Hofhund streichelte. Nun setzte er sich gewöhnlich auf seinen Lehnstuhl zurecht am Fenster, und die Mutter brachte ihm das zweite Schälchen Kaffee zu der langen Pfeife. Es war heute ein Festtag in seiner Seele, wie in seinem Hause.

Den ersten erkannte jeder an dem frommen, selig frohen Auge des Greises, den letzten aber an dem neuen Schlafrock von grünem Sammt.

„Wo die Mädels nur bleiben mögen; es ist heiß draußen, Mutter — die Anna wird sich doch nicht erhitzen beim wilden Spiel im Garten? — Was das Mädchen herangeschossen ist, und wie sie glühet in der Fülle der Gesundheit. — Wahrhaftig das Mädchen könnte zu jeder Stunde heirathen,“ so sprach der Vater und ließ die lange Dampfsäule aus dem Mundstück der nachdenklich abgezogenen Pfeife wirbeln.

„Wer weiß? — wer weiß?“ entgegnete die Mutter listig; „es ist noch nicht aller Tage Abend. Umsonst kommt dein Herr Amtsbruder aus Lichtenwalde auch nicht so oft unter unser Dach. Ich habe recht gut Augen, Väterchen, wenn du schon meinst, ich sehe nicht auf vom Spinnrocken, wenn ihr da von euren gelehrten Sachen redet. Ich weiß, was ich weiß, und wenn er heute noch kommt, sieh so ist das der Finger Gottes, und ich prophezeihe heut übers Jahr — — — —“

Jetzt bellte Mediar draußen; es klopfte jemand leise an die Stubenthür.

„Da ist er,“ rief die Pfarrerin erschrocken und machte auf.

Es war Herr Walter, der junge Pfarrer aus Lichtenwalde.

„Tausendmal willkommen, werthgeschätzter Herr Amtsbruder“ rief der Papa mit ausgebrei-

teten Armen, die lange Pfeife in der einen, die abgerissene Mütze in der andern Hand haltend, ihm entgegen.

Walter küßte den Vater mit jener ächten Hochachtung, welche den jüngern Mann von lauterem Sinn allemal ergreift bei dem Anblick eines so würdigen Greises, als Wahlheim war — und schüttelte der Mutter, welche herbei trippelte, bieder kräftig die Hand.

Jetzt saßen sie. Die Mutter brachte geschäftig dem willkommenen Gaste eine neue Pfeife, von des Vaters Virginischem Kanaster und die Kohlenpfanne, und lauschte dann lächelnd wieder vom Strickzeuge her, auf die gelehrten Worte, welche die beiden Amtsbrüder wechselten.

Aber sie war nicht so blind, als der Vater wohl meinen mochte. So wenig sie auch von der Apotheose, welche eben abgehandelt wurde, verstand, so merkte sie doch recht gut, daß des Gastes Antworten nicht immer passend waren, und daß dessen Auge sich oft durch die kleinen runden Fensterscheiben stahl, wo unten im Garten durch die Ulmenzweige etwas weißes schimmerte, und sich hierher und dorthin ein Mädchenkleid bewegte.

„Aber wo bleiben denn die Mädchen?“ fragte nun der Vater wieder, und der junge Pfarrer aus

Lichtenwalde wurde roth auf beiden Wangen. Ein Glück war's, daß der Vater sogleich wieder das Wort nahm, denn jener hätte sich vergebens zermartert, das Gespräch noch einmal anzuknüpfen.

Eine Weile darauf so hatte die Mutter eine Stricknadel abgestrickt, und legte die Arbeit zur Seite. Nun ging sie hinaus.

Jetzt wird sie gerufen, dachte Walter, und besann sich eben auf die Worte, die er auf dem ganzen Wege nach Lindau zu memorirt hatte, um das Angebinde, welches er für Annen in der Tasche führte, mit einem passenden Glückwunsch zu begleiten.

Da fragte zum Unglück der eifrige Athanasianer, was er von der Dreieinigkeit halte?

Nun aber wollte denn doch die Antwort des Gratulanten — im Gedanken — nicht recht passen, dem bloß das Wort Einigkeit in der Seele hängen geblieben war: „ja Einigkeit deute dieses Band, welches die Rose und das duftende Weilchen umschlingt“ —

So sprach der Lichtenwalder Pfarrer, und Wahlheim sah ihn groß an wie — pflegt die Mutter bei solchen Gelegenheiten prosaisch zu sagen — wie die Kuh das neue Thor.

In dem Augenblick kicherten draußen drei Mädchenstimmen.

Jetzt war es vollends um des guten Walters Fassung geschehen, denn er unterschied deutlich Annens Worte: „und wenn ihr mir noch eine Sylbe von ihm sagt, so gehe ich gar nicht hinein.“

Die Thür ging indeß auf und das bildschöne Mädchen, glühend wie der Kelch einer Centifolie und schlank wie die Pappel am Teiche, trat herein Arm in Arm mit ihren Freundinnen.

„Ach willkommen, Herr Nachbar!“ sagte Anne, so unbefangen als möglich war, zu dem jungen Prediger und reichte ihm freundlich ihre beiden Hände. Dieser aber stand da so verwirrt, daß er auch nicht eine seiner Hände aus den Rocktaschen heraus nahm, in welchen er krampfhaft die beiden Angebinde gefaßt hatte. Doch wie er nun gar zufällig in das große himmelblaue Auge des freundlichen Mädchens einen Blick geworfen hatte, da sagte er stockend und unter vielen Verbeugungen, weil er fühlte, daß er doch etwas sagen müsse: „Wir sprachen eben, meine werthgeschätzte Demoiselle, von der Apotheose; sollte Sie diese Materie interessiren, so erlauben Sie gütig, daß wir darin fortfahren dürfen.“

Aber jetzt bemerkte der arme Mann sogleich, daß er etwas sehr ungereimtes gesagt haben müsse. Er bat deshalb zögernd um Entschuldigung, wodurch er denn freilich das Uebel noch ärger machte.

Wie nun die Töchter vom Amte sich kaum des Lachens enthalten konnten, aber Anne noch immer freundlich ein anderes Gespräch anzuknüpfen suchte, da konnte er sich länger nicht mehr halten, er schützte Kopfschmerz vor und ging hinaus.

„Siehst du!“ — so flüsterte schalkhaft lächelnd Minette und Molly der erröthenden Freundin zu.

„Siehst du!“ — so sagte bedeutend die Mutter zum Papa, der so lächelnd da saß, als ob ein Cherubim mit seinen Schwingen ihm süße Träume zufächelte.

4.

Der junge Prediger ging im Garten auf und nieder, aber er sah gar nicht aus, als ob er am Kopfschmerz leide. Auf dem Antlitze glänzte ein stilles Entzücken, gleich der Morgensonne im Wonnemonde.

Das bemerkte die Mutter für sich. „Geh, Anna, und bring dem Herrn Nachbar die Camils

lentropfen, die helfen gewiß." So sprach sie mit einem schlaun Wink gegen den Vater, den dieser aber nicht bemerkte, zu dem Mädchen, welches ungewiß auf der Schwelle stand, ob sie sich sollte noch Gegenvorstellungen erlauben, oder allein hinab gehen zu dem Prediger im Garten.

Misette und Molly sollten mitgehen, aber da schimmerte Amtsraths Livrei durch den Zaun. Sie wurden abgerufen, und Anne verbot ihnen noch in der Thür auch nicht zu denken, was die schelmischen Augen verriethen.

Nun ging Anne allein, mit Herzklopfen zwar, aber sie ging doch.

Sie dachte an seine Verlegenheit. Wie könnte der wünschen, was die Andern meinen, sagte sie da vor sich hin, und ging rascher zu.

Jetzt lauschte sie hinter der hohen Hecke, ehe sie an die Gartenthür trat. Er kam eben den Gang herauf, den verklärten Blick in die Wolken geschlagen. Ein schöner Mann! so hatte sie ihn noch nie gesehen wie heute, das bemerkte sie erst eben. Sie konnte sich wundern, daß sie das erst heute wahrnehmen müsse, gerade heute an ihrem sechzehnten Geburtstage.

Und diesen Mann dachte sie sich da, in tausend Verhältnissen des häuslichen Lebens. Sie dachte sich ihn als liebenden Gatten, wie er im

eigenen Garten, im eignen Felde umherging nach der Predigt und an seinen Armen ein junges blühendes Weib. Und das Herzklopfen wurde stärker, wie sie sich ertappte, daß dieses blühende glückliche Weib immer mehr ihre eigene Gestalt angenommen hatte.

Da verrieth sie das Geschrei des Geflügels auf dem Hofe, welches seine Wohlthäterin erkennend in großer Menge herbei geblustert kam.

Sie nahm sich zusammen und trat in den Garten.

5.

Der Prediger Walter hatte eben wieder den Rücken gewandt. Er bemerkte deshalb ihr Eintreten nicht.

Jetzt erst dachte Anne daran, daß sie ihm Tropfen reichen sollte nach der Mutter Vorschrift. Aber das verklärte Gesicht des Predigers hatte nicht ausgesehen, als ob er dieser Hülfe bedürfe, drum bedachte sich Anne, dem armen verlegenen Mann diese neue Beschämung zu bereiten. Und um zu überlegen, was zu thun sey, bog sie in den andern Gang ein, der auch hinab leitete zu den Ulmen am Wasser.

Auf einmal, ehe sie es dachte, stand sie vor dem Prediger; dieser hatte hier gerade am wenig-

sten ihre Erscheinung erwartet; darum sprach er, um doch etwas zu sagen, sogleich mit großem Eifer vom Wetter.

Unter diesem Gespräch waren sie Beide — Gott weiß wie — auf die Bank gerathen, welche im Erlengebüsch so heimlich an dem rieselnden Bache liegt, und die freundliche Aussicht gewährt auf den unermesslichen Wiesenplan.

Auch waren — Gott weiß wie — die Hände Beider in einander geschlungen. Das bemerkte aber Walter erst, wie sie lange schon da saßen, und der Bach allein nur noch plauderte in der Todtenstille der Beiden.

Zwar fühlte er eine wohlthätige Wärme durch seine Adern rinnen bei dieser Bemerkung, aber dennoch hätte er viel darum gegeben, wenn er los gewesen wäre. Allein wie sollte er das anfangen, ohne dem arglosen Mädchen dadurch einen ganz kleinen Korb zu flechten? —

Unter diesen Betrachtungen behielt er immer die kleinen Hände in den seinigen, und unbemerkt drängte sich der Wunsch noch klarer in solche Betrachtungen, die zarten Finger recht oft so halten zu können,

Da ging die Sonne unter hinter dem Wiefengrunde, die Thurmspitze von Lichtenwalde stand wie verklärt auf dem goldenen Horizonte.

„Das ist Lichtenwalde, gute Anne,“ sagte jetzt Walter mit weicher, tief betrübter Stimme, die Gegend umher nannte diese Thurmspitze immer das Wahrzeichen der Liebe, noch von meinem Vater her und von meiner Mutter, welche dort so glücklich lebten in ihrer reinen Liebe. Bald muß ich nun wieder dort seyn — liebe Anne — aber allein, ganz allein“ —

„Das ist wohl recht traurig, guter Herr Nachbar, so allein zu leben, so ganz allein?“ fragte jetzt das liebe freundliche Mädchen, ohne zu bedenken, was diese Frage alles enthielt.

Freilich ist es das, gute Anne. Ich habe auch schon lange mir eine Lebensgefährtin gesucht, und wo ich anklopfte, da fand ich offene Thüren, aber wenn ich prüfte, so war es nur eitel Tand, was da flitterte in dem heiligen Gewande der Unschuld und Tugend.“

„Nur Eine habe ich gefunden,“ fuhr er fort mit brennendem Blick auf seine Gefährtin — „nur Eine, die bewährt geblieben ist in jeder Prüfung, die reines Herzens das Gewand der Unschuld

trägt; — doch diese Eine ist ein hohes Gut, eines bessern Preises würdig, als ich ihr bieten kann, mit meinen Schwächen und Mängeln, — darum bleibt mir nichts als trauern und — schweigen.“

Damit versank er in ein tiefes Nachdenken.

So wenig er als sie hatten es bemerkt, daß, während er sprach, sein Arm herabgesunken von der Lehne der Bank, jetzt um ihren Nacken geschlungen war.

Er sah träumend auf den klaren Kieselgrund des rinnenden Baches; sie, mit schwimmendem Auge hinaus über den Wiesenplan nach dem Wahrzeichen der Liebe zu.

Die Rede dieses Mannes hatte sie wunderbar ergriffen, und die stillen Wünsche, welche derselbe nicht auszusprechen wagte, hatten das weiche Mädchen mit einer Brust voll hoher Ahnungen tief gerührt.

Was sie empfanden noch dunkel im bewegten Gemüthe, das wagten sie nicht hervor zu ziehen an die Tageshelle des klaren Bewußtseyns.

Da rasselte es im Laube — sie sahen sich um — und — — — —

Annens Eltern stürzten hervor. Beide Freudenthränen in den wieder verjüngten Augen.

Der Vater und die Mutter umschlangen das hart an einander gedrängte Paar, und ein stummes Entzücken gab der Freude der Eltern keine Worte, und dem Erstaunen der beiden Ueberraschten keinen Raum.

„Meinen Segen, Kinder, und den reichen Segen des Allmächtigen!“ rief endlich der Vater. „Der Bund eurer Seelen ist uns verrathen. Sey willkommen, du Sohn meines Herzens, und mache mein Mädchen so glücklich, als sie verdienen wird um dich!“

„Amen!“ sagte die Mutter und faltete die Hände. So war Walter in Annens Arme gerathen und wußte nicht wie, und Anne hatte Walters Lippen gefunden und wußte nicht wie, und Beide hatten glücklich den stillen und dunklen Wunsch ihrer Herzen erlangt — und wußten nicht wie.

Da lächelten hinter der reich belaubten Ulme hervor ein Paar liebliche Mädchengesichter.

Das Lächeln sollte schalkhaft seyn, wie wenn mit Amoretten ein Satyr spielt; aber aus dem Scherz war Ernst geworden; über den lächelnden Blick zog sich der feuchte Flor einer innigen Theilnahme.

Es waren die Töchter des Amtsbraths wieder; Annens neckende Gespielinnen, welche aber jetzt nicht mehr die Freundin neckten, sondern die Glückliche stumm und tief bewegt in ihre Arme schlossen.

Sie hatten nämlich Beide es losgebettelt, noch auf einige Stunden nach Pastors Hause zu gehen; um nun Zeit zu gewinnen, liefen sie — wie junge rasche Mädchen sind, kleine Gräben und Hecken nicht achtend, den nähern Weg am Bache herab durch die Gärten der Landleute und den Pfarrgarten.

Da erblickten sie unversehens das tief in Träumen versunkene Paar auf dem einsamen Sitze, sie stuzten und bemerkten nun des Predigers Arm um Annens weißen Nacken geschlungen.

Die rege Phantasie der Mädchen schuf sich das Uebrige hinzu; es mochte sie auch wohl reizen, der spröden Freundin den Bohn von vorhin zu vergelten durch einen kleinen Schabernack. Genuß sie liefen eilig hinauf zum Pfarrhause und stürzten mit dem Freudengeschrei: „Sie sind verlobt, Anne und Walter!“ in das Zimmer, wo eben die beiden Alten sich diese Verbindung als das höchste Ziel ihrer Wünsche gegenseitig bekannt hatten.

So bald erwarteten Beide denn doch nicht die Erfüllung dieser Wünsche, drum eilten sie von Freude berauscht, so schnell es ihre Jahre erlaubten, hinab in den Garten. Sie sahen die vertrauliche Stellung des Paares und jetzt schwand auch der leiseste Zweifel.

9.

Auf Annens Hochzeitstage da sagte Minette, wie sie der selig frohen Braut auf derselben Kammer, wo noch das Tuch und das Strohhütchen, in welchen Anne damals gleich einer Braut so schön gewesen war, in der offenen Schachtel lag, den blühenden Myrthenkranz ins Haar wand: „Das dankest du mir, meine Anne, daß du heute so schön bist, und noch schöner als damals.“ Und

wie sich am Abend die Gäste verloren, und die Lichter dunkler brannten, und Anne und Walter einsam saßen, Anne an Walters Brust gelehnt mit dem schwimmenden Auge, und Walter die dunkle Glut des Verlangens auf den männlich schönen Wangen, da schlich Molly vorüber, und flüsterte leise mit tief bewegter Stimme: „Diese Wonne hast du mir zu danken, meine Anne!“ —

Wie nun nach Jahren Molly und Ninette Beide mit jungen kraftvollen Gatten von Lichtenwalde zurückkehrten in das väterliche Haus, wo sie oft wochenlang zum Besuch waren, da standen sie still vor der Bank im Pfarrgarten, und sagten, noch mit nachzitternder Empfindung alles des Glücks, welches sie zu Lichtenwalde gesehen hatten, auf die Thurmspitze am Horizont deutend: „Wahrlich dort ist das Wahrzeichen der Liebe, oder es giebt keins auf der Erde.“

Oder wenn das junge Paar die alten Eltern in Lindau besuchte nach der Predigt des Sonntags, so setzte es sich still entzückt auf die Bank am Wasser, und Walter sprach zu Annen: „Kennst du das Wahrzeichen der Liebe auch noch?“ — Dann warf sie sich an ihres Gatten Brust, und rief: „nur hier allein ist das Wahrzeichen der Liebe.“ —

Das Angebinde hatte Walter ganz vergessen an jenem Tage. Erst lange nachher fand er das vertrocknete Sträußchen und das niedlich geschlungene Halsbändchen in seiner Tasche.

Jetzt liegen beide als Heiligthümer in der großen Familien - Bibel, und die Kinder des Lichtenwalder Pfarrers nennen nicht mehr die Kirchturmsspitze, sondern diese Pfänder — das Wahrzeichen der Liebe.

L. v. Häfely.

Der Unglückswagen.

I.

Wir waren drei gute Bekannte, die einmal während unserer Anwesenheit in der Residenz das dasige neue Kaffeehaus besuchten, um hier zu frühstücken. Im Hause gegenüber befand sich das Bureau der Lotterie, welche eben gezogen wurde. Es war schon der letzte Ziehungstag, und, sonderbar genug, eine zu den Fehlern ganz unverhältnißmäßig große Anzahl Treffer noch nicht heraus. Die Hauptgewinne warteten noch auf ihre künftigen Herren, und man konnte es den vielen Gesichtern, die aus dem Hause kamen, leicht abmerken, ob darin ihr Glück oder ihr Unglück gewaltet hatte.

— Auch wir drei hatten Lohse und Bestimmtem
— allerdings ziemlich voreilig — schon jetzt, was

wir mit dem großen Gewinne anfangen wollten, wenn es uns etwa beschieden wäre. Im Ganzen wichen unsere Projekte sehr von einander ab, und kamen nur darin alle drei überein, daß ein jeder nebenbei auf Anschaffung von Wagen und Pferden dachte. Wir zählten die mannichfache Glückseligkeit eines solchen Besitzes nach und nach her und es schien, als ob das Lächeln eines jungen Mannes, des einzigen Gesellschafters zu dieser Zeit in dem Kaffeehause, der nicht weit von uns saß und zuvor Eines Sehens nach dem Lotteriebureau hinüber gesehen hatte, ebenfalls Zustimmung aussagte. So war es aber durchaus nicht. Denn als ich seiner sichtbaren Neigung, seine Meinung über den Gegenstand ebenfalls mitzutheilen, durch eine Frage entgegen gekommen war, sagte er kopfschüttelnd, daß er hierin schwerlich uns beitreten könne, ja daß ihn, wenn er jetzt nur von einem Wunsche dieser Art höre, allezeit ein heftiger Schauer anwandle.

Bei dem Wunsche von Wagen und Pferden? rief ich erstaunt.

Ja, antwortete er.

Unfehlbar sind Ihre Pferde einmal mit Ihnen durchgegangen?

Ach, wenn es dabei allein geblieben wäre! — Sie sehen, wie neugierig Sie uns gemacht

Haben! versetzte ich und der Fremde sagte: Da wir allein sind, und ich allem Ansehen nach sehr rechtliche Leute vor mir habe, welche von meiner seltsamen Geschichte keinen Gebrauch zu meinem Nachtheile machen werden, so kann ich Ihnen diese wohl in der Kürze erzählen.

Wir versicherten ihm in voraus unsere Verschwiegenheit und er begann,

2.

Ein Wagen, den meine Tante seit Kurzem besaß, gehörte zu denjenigen Dingen, welche ich vor andern aus ihrem künftigen Nachlasse wünschte. Es schien mir, als ob ganz England und Frankreich keinen ähnlichen Wagen in Ansehung der innern Bequemlichkeit aufzuweisen habe.

Doch erlauben Sie, meine Herren, daß ich, der Deutlichkeit wegen, noch ein wenig weiter aushole.

Mein seliger Vater hatte mir oft gesagt, daß der Mensch etwas seyn und etwas thun müsse; ich war daher auf die Akademie gegangen. Aber die großen, plumphen Bücher, worauf sich hier alles bezog, machten mir Kopfsweh und so griff ich denn nach den kleinen, niedlichen Almanachen und ähnlichen, die meinem Herzen eine wohlthätige Wä-

me mittheilten. Ich that mithin doch etwas, aber ich war noch nichts. Auch hierzu ward in-
Bessen Rath. Ein Schwarm junger Zugvögel kam aus dem benachbarten Bode; lauter Kunstken-
ner, wie sie mir bald zu verstehen gaben. Dabei waren es artige Leutchen, welche so viel auf einen hübschen Anzug hielten, als ich selber. Dem Neußern nach ähnelten wir uns daher außerordentlich. Das Innere fand sich nach einigen Erfursionen mit ihnen ebenfalls. In vierzehn kurzen Tagen hatte auch ich über jedes Gemälde so gut ein Urtheil, wie über jedes Gedicht. Ich sprach von Motiven, von Anordnung, von Zeichnung, von Kolorit, von Karnation, von Hell Dunkel, von Perspektive, so daß die Umstehenden große Augen machten. Die größten Maler und Dichter waren mir lange nicht groß genug. Ich begriff nicht, wie sie zu ihrem Rufe hatten gelangen können. Da war der Rafael; konnte man etwas miserableres sehen, als seine Nachwerke? Der Göthe! so einen glaubte man Dichter heißen zu können!

An den Almanachen durfte ich freilich kein Gefallen weiter finden; es wäre denn, daß wir, meine Freunde und ich, uns zur Herausgabe eines Almanachs entschlossen hätten. Ich hatte nämlich auf Einmal auch zum wirklichen Dichter

mit werden müssen und meine Freunde versicherten mich, daß es außer in ihnen und in mir gar keine Poesie mehr auf der Welt gäbe.

Gern wäre ich in der wirklichen Malerei ebenfalls plötzlich ein Riese geworden wie in der Poesie. Das aber hatte eine Menge mechanischer Schwierigkeiten. Da nun die Mechanik, meinem Freunden nach, die verächtlichste unter allen Wissenschaften war, so blieb es uns ein Problem, wie jemals ein großer Maler hatte entstehen können, der auch wirkliche Bilder zu Stande brachte. So viel wußten wir indeß gewiß, daß wir eben darum die größten Maler auf der Welt waren, weil wir bloß unsere Phantasie wirthschaften ließen. Das Schlimmste für unsern Ruhm war es freilich, daß es auf diesem Wege zu keinen wirklichen Bildern kommen konnte.

3.

Sie begreifen leicht, meine Herren, daß das Vaterland gar bald meine Wünsche nicht mehr auszufüllen vermochte. Ich mußte nothwendig nach Italien. Ich sprach deshalb mit dem Manne, der seit den zwei Jahren meiner Mündigkeit meine Kasse verwaltete. Er antwortete, daß sich von dem Wenigen, was mir noch übrig sey, keine

Reise dahin bestreiten lasse. Ich staunte. Doch er bewies mir durch Rechnungen, daß alles mit rechten Dingen zging, und daß meine Freunde, die immer offene Kasse gehabt, diese ganz trefflich benutzt hatten.

Das war ein Donnerschlag aus dem heitersten Himmel. Ein Kunstkennner, meiner Art, muß schon darum viel Geld haben, weil er, aus Grundsätzen, durchaus keine Oekonomie haben darf. Einige Ressourcen hatte ich zwar noch in wohlhabenden Verwandten. Aber wie dann, wenn diese mich überlebten? Die Tante Milden allein schien nicht wieder aufzukommen. Die ganze Stadt schrieb ihr ein ungeheures Vermögen zu. Etwas bekam ich schon davon, und wahrscheinlich auch den bewußten Wagen, in dem ich mir die Reise sehr angenehm dachte. Ihre Universalerin aber war Nettchen, eine Nichte, der zu Gefallen ich manch Stündchen am Krankenbette zugebracht, und mir so ganz unschuldiger Weise die besondere Gunst der Tante erworben hatte.

Wenn Nettchen vielleicht? dachte ich, und so ward es auch. Noch ehe die Tante verschied, wurden ich und Nettchen Braut und Bräutigam. So brauche ich denn gar kein besonderes Legat zu machen, sagte die Tante zu mir. Den Wagen ins

dessen, der Dir so sehr gefällt, den sollst Du zu meinem Andenken erhalten, lieber Vetter.

Gute, liebe Tante! rief ich aus und ein heftiger Husten löste bald darauf ihr gütiges Leben auf.

4.

Nun schien mir alles wieder im besten Gleise. Ich sah mich schon im Geiste mit Nettchen im Wagen auf dem Wege nach Italien. Mit Einem Male aber trat eine Menge wirkliche und angebliche Gläubiger hervor, die auf das Vermögen der Verstorbenen Ansprüche machten. Die selige Tante nämlich und ihr, weniger kluger als guter, Geschlechtsvormund, welcher kurz vor ihr verstorben war, hatten geglaubt, daß alle Menschen so ehrlich wären wie sie, und daher in Papieren und Rechnungen nicht eben die pünktlichste Ordnung gehalten.

Als die mannichfachen Forderungen, wie es schien, gänzlich getilgt waren, blieb außer dem nicht sehr bedeutenden Schmucke der Verstorbenen wenig oder nichts für die Erbin übrig.

Jetzt wäre es nun freilich das Rathsamste für mich und Nettchen gewesen, wenn ich ihr meinen Kassenzustand entdeckt und wir unsere Verbindung gänzlich abgebrochen hätten. Allein

Nettchens Person war mir gerade das Liebste Vermächtniß der Tante und so kam es, daß ich drei Monate nach dem Tode der letzteren mit dem hübschen Kinde getraut wurde.

5.

Die schöne Hochzeitnacht war kaum vorüber, so kam auch schon ein Wagner mit noch einer Rechnung, und zwar für den Wagen. Er hätte, sagte er, damit angestanden, in der Voraussetzung, daß die Erben daran denken würden, da dies jedoch nicht geschehen sey, so sehe er sich genöthigt, seine Forderung in Erinnerung zu bringen.

Nettchen wußte gewiß, daß die Tante ihr selbst von der schon geleisteten Zahlung gesagt hatte, allein der Mann beschuldigte sie oder die Verstorbene des Irrthums. Dabei berief er sich auf sein Kontobuch. Alles, was ich thun kann, sprach er, ist, daß ich den Wagen wieder zurücknehme.

Nimmermehr! rief ich und fragte deshalb um juristischen Rath. Da nun keine Quittung vom Wagner unter der Tante Papiereu sich auffand, so meinte der Advokat, daß es immer noch das Beste seyn würde, sich mit dem Handwerker zu vergleichen, oder den Wagen ganz aufzugeben.

Aber das letztere hätte ich gewiß nicht gethan, sowohl wegen des Wagens selbst, als weil er ein Andenken von der guten Tante war.

Ich ward daher mit dem betrügerischen Wagner über eine ziemlich große Summe einig, von der ich ihm die Hälfte sogleich abtragen mußte.

6.

Durch diese Ausgabe und die Kosten der Hochzeit war meine Kasse vermaßen erschöpft, daß ich gezwungen wurde, zu einem Juden meine Zuflucht zu nehmen. Aber auch das Sümchen, das dieser mir vorstreckte, sah ich schon so gut wie zerfließen, weil die neue Wirthschaft, meiner Freunde wegen, ungewöhnlich viel kostete. Doch als die letztern acht Tage lang mein Haus für ihren Gasthof angesehen hatten, da sagte Nettchen eines Morgens zu mir: Lieber Ernst, Du mußt ein steinreicher Mann seyn, wenn Du den Unfug lange aushalten willst. Ich ehre die Freundschaft gewiß so gut wie irgend jemand. Aber diese Schaar von Menschen, die den ganzen Tag lang ihren verzärtelten Gaumen in Deinem Hause befehlen lassen, müssen am Ende Dein Ruin werden. Aus Liebe zu mir, Ernst, mache darin eine Aenderung.

Wie aber? rief ich aus. Denn ob ich schon

einsah, daß sie noch weit mehr Recht hatte, als sie selbst glaubte, so schauerte mir doch die Haut, wenn ich an die Ausführung ihres Planes dachte.

Wie? versetzte sie. Auf dem natürlichsten Wege. Du stellst den ungebetenen Gästen offenerzig vor, daß Du dabei nicht bestehen könntest, oder kommt Dir dieses zu sauer an, so schiebe die Sache geradezu auf mich.

Nettchens Blick that fast mehr als ihre Worte. Ich entschloß mich sogleich zu ihrem ersten Vorschlage. —

Sehr merkwürdig war die Wirkung der Entfernung meiner Tischgäste auf mein zeither so erhabenes und fast unübertreffliches Genie. Sie entdeckten mir unverhohlen, daß die gemeine Prosa des Ehestandes mich völlig zu Boden drückte. Sie fanden, daß meine sonst so sublimen und richtigen Urtheile trivial wurden, daß meine Verse allen Klang verloren. Ja, sie prophezeigten mir, daß ich an der treulosen Hand der Dekonomie in dem tiefsten Schlamme der Gemeinheit untergehen würde. Vier davon sagten mir endlich geradezu, daß sie aus Wehmuth über mein so plötzliches Herabsinken nicht länger im Stande wären, mit mir an Einem Orte es auszuhalten. Dabei baten sie mich, ihnen bis zur nächsten Station meinen Wagen zu leihen, weil sie dort den übrigen

stehen hätten, und ich gestehe, daß ich eine herzliche Freude empfand, sie so wohlfeilen Kaufes los zu werden.

7.

Der Kauf war aber doch nicht ganz so wohlfeil, als ich mir vorgestellt hatte. Zwar war — wie ich endlich auf meine Erkundigung erfuhr — mein Wagen wirklich auf der nächsten Station stehen geblieben, allein die Reisenden hatten ihn dort für die Hälfte seines ganzen Werthes versetzt, so daß ich, um ihn nur wieder zu bekommen, dem Juden auf's Neue in die Hände fallen mußte.

Sonach kostete mich der Wagen schon so viel, oder vielleicht mehr als er werth war, und doch war ich die Hälfte noch darauf schuldig. Um indessen nicht etwa durch üble Behandlung desselben mir Reparaturkosten zuzuziehen, sollten sogleich Pferde nach ihm auf die nächste Station geschickt werden.

Aber gerade diesen Tag fehlte es sehr an Pferden und Fuhrwerk in der Stadt, weil ein seltenes Fest in der Gegend alle Schuppen und Ställe ausgeleert hatte. Indessen bekam ich glücklicher Weise noch ein Paar, allein äußerst junge Thiere, die mir der Verleiher daher sehr zu schenken empfahl.

• Doch ob ich schon aus diesem Grunde seinen Knechte meinen eignen Bedienten mitgab, so kam dennoch das eine Pferd so lahm zurück, daß ich dem Besitzer ein recht artiges Sümichen dafür auszahlen mußte.

• Die durch den Unfall des Pferdes und meinen Streit mit dem Verleiher verursachte späte Ankunft des Wagens machte, daß ich diesen nicht gut in den ziemlich entfernten Schuppen schaffen konnte. Ich behielt ihn daher die Nacht über in meinem Hofe, welches um so eher anging, da bei der Klarheit des Himmels von einem Regen wenig oder nichts zu befürchten war.

8.

• Die Sorge sprach aus meinen Zügen, als ich nach Hause kam, so daß auch meine Frau nicht abließ, bis ich ihr den Zustand meiner durch die zwei letztern Unfälle mit dem Wagen abermals ganz erschöpften Kasse entdeckt hatte.

• Da, nimm, lieber Herzensmann! so sagte die gute Frau, indem sie mir ein Kästchen aus ihrem Schranke in die Hand drückte. Es ist der Schmuck der seligen Tante. Mir nützt er gar nichts; doch wirst Du ihn in der jetzigen Lage wohl benutzen können, da er nicht ganz unbedeutend seyn mag.

Ich lehnte das Geschenk aufs ernstlichste ab, aber sie bestand darauf, daß ich es annehmen sollte, dabei setzte sie den Schmuck auf meinen Schreibtisch, welcher gewöhnlich offen zu stehen pflegte.

Morgen ein Mehreres darüber, sagte ich, fest entschlossen, von ihrer Güte keinen Gebrauch zu machen.

Am Morgen selbst aber entdeckte sich's bald, daß die Ursache unseres gestrigen Streites in der Nacht völlig gehoben worden war. Es mochte eben Tag geworden seyn, als Nettchen so heftig an der Klingel zog, daß ich davon aufwachte.

Wo sind denn meine Kleider, Hannchen? fragte sie diese, welche eben hereintrat. Sie fügte auch noch vor des verwunderten Mädchens Antwort ärgerlich hinzu: Das läßt sonst alles in Unordnung herumliegen und räumt dann manchmal wieder, wo es gar nichts zu räumen giebt!

Ich bin ja noch nicht hereingekommen, sagte Hannchen hierauf.

So muß es, versetzte ich, der alberne Johann gethan haben, denn, wie ich sehe, sind meine Hauskleider ebenfalls nicht mehr an ihrem Platze.

In dem Augenblicke entdeckte ich, daß meine Uhr auf dem Tische neben dem Bette fehlte, wohin ich sie Abends, wie gewöhnlich, gelegt hatte. Dies und die Ringe, welche meine Frau nun

ebenfalls vermiste, ließen keinen Zweifel, daß ein Dieb uns im Schlafe besucht hatte.

Daß der vielbesprochene Schmuck nicht mehr auf meinem Schreibtische stand, war unter solchen Umständen vorauszusehen.

Weil unsere Thüren gewöhnlich von Nettetchen selbst sehr sorgfältig verriegelt wurden, so fing ich schon an, Verdacht in meine Leute zu setzen. Zum Glück wurde er noch, ehe ich ihn äußerte, gehoben. Ein Shawl meiner Frau, der aus dem offenen Fenster hereinhing, wies mich zuerst darauf hin. Unstreitig hatten die Diebe ihn verloren. Beim Hinaussehen aus dem Fenster fand sich noch mehr Licht darüber. Es stand nämlich eine Leiter, die an den Hühnerstall gehörte, auf dem Wagen ans Fenster angelehnt. Ohne den Wagen wäre mit dieser ganz kurzen Leiter das Unternehmen gar nicht möglich gewesen, daher war es denn abermals der Wagen, der mir dieses, in meiner Lage sehr bedeutende, Unglück zugezogen hatte.

9.

Der Trost kam indessen noch vor Mittag in der Nachricht von dem plötzlichen Tode eines reichen menschenfeindlichen Onkels, dessen einziger Verwandter ich war. Mit dem Vermögen dieses Erblassers hatte gewiß alles seine Wichtigkeit und

ich fühlte mich nun auf Einmal geborgen. Sobald späterhin das Geld in meinen Händen war, machte ich mich von dem jüdischen Gläubiger los und glaubte überhaupt niemanden etwas schuldig bleiben zu dürfen, als dem Betrüger von Wagner, der mir noch eine Weile zappeln sollte, obschon die Zahlungszeit bereits eingetreten war.

Jetzt kaufte ich mir das schöne Haus, in dessen Schuppen mein Wagen schon lange gestanden hatte, und richtete es, während wir noch in dem alten blieben, gemächlich und auf das anständigste ein. Dazu schaffte ich mir ein Paar schöne Pferde, um den Wagen zu benutzen, der mir, ohngeachtet ich mich dessen noch gar nicht bedient hatte, schon so viel und mancherlei kostete.

Nach Italien sollte es zwar auch noch gehen, doch lächelte meine Frau allezeit, so oft ich davon anfang, weil ihr dabei immer die Kunstkenner einfielen, welche sie aus dem Hause getrieben hatte. Selbst die Tochter eines bekannten Malers, und auch nicht ungeschickte Künstlerin, nannte sie die gewöhnlichen absprechenden Urtheile über Kunst ein leeres albernes Geschwätz, was ich ihr, schon meinetwegen, recht gern widerlegt hätte.

Je mehr Gesinde, desto mehr Plage! so pflegte mein seliger Vater immer zu sagen und ich fand den Spruch jetzt auch in meinem Hause vollkommen bestätigt. Der neue Kutscher, so eine gute Miene er auch hatte, war nämlich ein solcher Trunkenbold, daß, wie wir Nachmittags zum Versuchen der Pferde eine kleine Spazierfahrt zu machen gedachten, meine Frau bei seinem Anblicke gar nicht einsteigen wollte. Mir zu Gefallen that sie es aber am Ende doch noch.

Dasmal erschrak ich ordentlich über mich selbst und über meine sonst so große Bewunderung dieses Wagens. Ich fand, daß es ihm fast überall fehlte und daß der Wagner sich dabei fast noch mehr ungeschickt als betrügerisch erwiesen hatte. Ich errieth aber auch bald, was an dem vormaligen Blendwerke Schuld gewesen war. Das reizende Nettchen hatte mir gegenüber gesessen. Ich hatte sie zuvor niemals gesehen gehabt. Sie war erst aus ihrem Geburtsorte gekommen, als ich mit der seligen Tante und ihr auf das Land fuhr. Das liebe, freundliche Gesicht stand immer vor mir wie eine neue Sonne, durch deren Strahlen die Unvollkommenheiten des Wagens theils verdeckt, theils verbessert wurden. Die Wogen ihres

vollen Busens drangen unsichtbar herüber bis an mein hochaufglühendes Herz. Die Spitzen ihrer niedlichen Füße streiften bei den Stößen des Wagens allezeit wohlthuend an meine Füße an, so daß selbst das Stoßen des Wagens nur Tugend mehr an ihm wurde. Jeder Augenblick weckte in mir einen neuen, schönen Wunsch, eine neue, glänzende Hoffnung. Mit Einem Worte, ich befand mich damals in der poetischen Zeit der Wünsche und Hoffnungen, welche seitdem durch die Prosa der Wirklichkeit verdrängt worden war.

II.

Mein Nachdenken hierüber ward jedoch gar bald gestört, als der eingeschlafene Kutscher vom Bocke stürzte, und die Pferde durchgingen. Um die Zügel zu erfassen und mein armes Nettekchen zu retten, versuchte ich einen Sprung zur Wagenthüre hinaus, der aber so unglücklich ausfiel, daß ich mein ganzes Bewußtseyn verlor.

Als ich wieder zu mir kam, war es ein Trost, daß ich Nettekchen geborgen, und an mich her beschäftigt sah. Die Pferde, von einigen zufällig Vorübergehenden aufgehalten, waren nebst dem Wagen und ihr darinnen nach einem Dorfwirthshause gebracht worden, wohin man auch mich auf einer Trage geschafft hatte. Der Wundarzt, der

meine Beine untersuchte, sagte mir achselzuckend, daß eines davon gebrochen sey.

Ein neues und nicht geringes Unglück, das ich dem Wagen zu verdanken hatte!

Der Kutscher hatte sich indessen auch wieder eingestellt. Hätte ich nur da meinem Kopfe gefolgt und ihn auf der Stelle fortgeschickt. Allein er bat so inständig und sämtliche Anwesende unterstützten seine Bitten dergestalt, daß ich mich entschloß, ihm das noch zu vergeben.

Meine Frau, welche sogleich zurückwollte, um mir einen Wundarzt aus der Stadt und eine Sänfte mit Betten zuzuschicken, konnte ich ihm jedoch unmöglich anvertrauen, so sehr er auch durch Reden undstellungen zu beweisen suchte, daß seine Trunkenheit völlig vorüber sey. Der Gastwirth gab Nettchen seinen Knecht zum Kutscher und der meinige mußte zur Strafe sich hinten auf den Wagen setzen.

12.

Es war schon spät am Abend, als die Sänfte für mich ankam, woran besonders der Umstand mit Schuld hatte, daß, wie ich zugleich von dem zurückkommenden Knechte erfuhr, mein Kutscher unterwegs mit erstem eine Schlägerei angefangen, so daß meine Frau, um nur Ruhe zu haben,

noch genöthigt gewesen war, die Hälfte des Weges zu Fuße zu machen. Der Knecht rieth mir zugleich, sobald als möglich den Kutscher fortzuschicken, weil er der Branntweinflasche schon wieder so sehr zugesprochen habe, daß keine Ordnung von ihm zu erwarten sey.

Es kostete dem mitangekommenen Wundarzte viel Mühe, mich in die Sänfte zu packen, ohne daß mein Verband darunter litt, und der Wächter rief schon zum erstenmale, als die Träger mit mir aus dem Hause traten.

Die Reise an sich ging ziemlich gut von Statuten, aber bald überfiel mich eine heftige Angst. Ich hörte nämlich, daß in der Residenz die Sturmglocke im Gange war, was eine ausgebrochene Feuersbrunst bedeutete. Nach der Anzahl Schläge war letztere in der Stadt selbst. Meine arme Frau! Nach den wiederholten Schrecknissen des Nachmittags nun auch noch diese Unruhe in der Nacht zu haben.

Mitternacht war längst vorüber, als ich hier anlangte. Es gereichte mir zu großem Troste, daß die Gegend, aus welcher die Glut aufstieg und wohin das Volk strömte, von unserer Wohnung recht sichtbar weit entlegen war.

Auf meine Erkundigung aber nach der Entstehung des Feuers, sagte man mir, daß es durch

die Nachlässigkeit eines betrunkenen Kutschers in einem Stalle ausgebrochen sey.

Diese Nachricht schlug mir durch alle Glieder. Ohnfehlbar mein eigener Kutscher! Zitternd fragte ich nach der Straße und meine böse Ahndung hatte mich nicht betrogen; das Feuer war wirklich in meinem neuen Hause ausgekommen.

In meinen Umständen konnte ich nichts thun, als mich zu Rettchen bringen lassen, die ich bereits von Allem unterrichtet fand.

Ohngeachtet der guten Anstalten, welche sie in der Eil zu treffen gesucht, hatte doch der Flamme kein Einhalt mehr geschehen können, so daß am andern Tage von dem ganzen großen Hause blos die steinerne Mauer und der etwas entfernte Wagenschuppen übrig war. Selbst die schönen Pferde waren nicht gerettet worden.

13.

So sah ich denn mein kaum erlangtes neues Vermögen abermals gänzlich hingeopfert und mich selbst dazu in einem Zustande, der mir gar keine Regung gestattete.

Und wer weiß, was in dem Augenblicke wieder geschah, wo ich darüber nachdachte, da in der bösen Frucht meiner Wünsche, in dem Wagen, der alles Unglück über mich hereingeleitet hatte,

nun noch, nebst der Brandstelle, mein einziges Vermögen bestand.

Vor Allem mußte ein Jude zu mir her und als dieser neue Mittel herbeigeschafft hatte, war es mein Erstes, daß ich den Wagen in dem Wochenblatte ausbieten ließ. Denn das konnte die selige Tante mir unmöglich zumuthen, daß ich ihr, Anfangs so werth gehaltenes, Andenken noch länger behalten sollte, da es mir, wie ich nun einsah, wenn ich es benutzte, noch nachtheiliger war, als wenn ich es unbenutzt bei mir stehen ließ.

Bei meinem öffentlichen Ausbieten hatte ich jedoch den Wagner ganz vergessen, der noch die Hälfte des Werthes dieses Wagens von mir forderte.

Er fand sich auch unter allen, die sich erkundigten, ziemlich zuerst bei mir ein und wollte den Verkauf nicht zulassen, bis er seine Bezahlung hätte.

Ich war so aufgebracht, daß ich in einen Ungestüm ausbrach, der zu meiner hilflosen Lage gar nicht paßte. Auch hatte ich es bloß der Klugheit meines Nettchens zu danken, wenn der unrechtmäßige Gläubiger sich für den Augenblick besänftigen ließ und seinen Abtritt nahm.

Der Wagner war noch nicht lange fort, als sich unter mehreren Liebhabern auch ein Mann meldete, welcher anfragte, ob der ausgebotene Wagen derselbe sey, der in dem Schuppen des abgebrannten Hauses stehe?

Auf mein Bejahen erkundigte er sich weiter, ob er wohl ohne Reparatur eine Reise von zwölf Meilen damit machen könne? Ich antwortete, daß ich den Wagen für sehr dauerhaft hielte, und auf so einer kurzen Reise gewiß keine Schadhastigkeit daran zu besorgen sey.

Er gefällt mir, sagte der Liebhaber, daher werden wir über den Preis schon einig werden. Es kommt mir aber alles darauf an, meine Reisen, deren ich immer zu thun habe, und zumal die eben vorhabende, in der möglichsten Geschwindigkeit zurückzulegen. Ich sage es Ihnen daher voraus, daß Sie den Wagen zurückbekommen, sobald ich durch eine bedeutende Reparatur unterwegs aufgehalten werde. Nachdem wir darüber, was unter einer bedeutenden Reparatur zu verstehen sey, übereingekommen waren, so wurde, ohne großes Abdingen, unser Handel geschlossen. Ich konnte zufrieden seyn. Der Käufer gab mir gerade so viel, als ich dem Wagner noch schuldig war, und auf den

Nach meiner Frau wollte ich, um diesen nur los zu werden, das Geld schon zu ihm schicken, als einige Besuche dazwischen kamen, über die es vergessen wurde.

Am folgenden Tage erschien der Wagner wieder bei mir, und sagte, daß er von dem Verkaufe des Wagens gehört habe. Um ihn nur los zu werden, wurde ihm auch das Geld auf der Stelle eingehändigt.

15.

Meine Gesundheit ging nach den Umständen außerordentlich gut, wozu gewiß der Gedanke beitrug, Wagen und Wagner auf Einmal losgeworden zu seyn. Am dritten Tage aber erschien dieser Brief.

Der Erzähler zog hierbei aus seiner Briestsche folgendes Billet heraus:

Mein Herr, ich darf sagen, daß Sie mich mit Ihrem Wagen mehr als Einmal betrogen haben. Erst bricht zwei Meilen von hier, in Kniffstädt, die ganze Achse entzwei und der dortige Wagner wundert sich, daß das morsche Zeug dazu so lange hat halten können; dann sprengt ein Mann von hier vor die Werkstatt an, der mir nachgeritten ist, und unter dem Vorgeben, daß der Wagen ihm, dem Werfertiger, nicht bezahlt

sen, förmlich Beschlag darauf zu legen sich erfrecht. Ohngeachtet der Widerrechtlichkeit des letztern, hat doch der dasige Richter den Wagen sogleich anhalten lassen.

Der große Aufenthalt, erst während der Reparatur und dann, bis ich einen andern Wagen bekam, hat gemacht, daß der wichtige Zweck meiner Reise gänzlich verfehlt worden ist. Ich verlange daher, daß Sie für's Erste dem Ueberbringer sogleich mein Geld zurückzahlen. Das Weitere wird sich späterhin finden.

16.

Hierauf wurde denn der Wagner herbeigeholt und befragt, wie er sich habe unterstehen können, erst den Wagen anzuhalten, und dann auch noch das Geld von mir zu verlangen. Der Wagner antwortete, daß er auf die von meinem Abkäufer erhaltene Nachricht, welche Summe ich für den Wagen bekommen, sich an mich für's Erste hierher gewandt, und da ich ihm diese Summe ausgezahlt habe, nun auch der Wagen im Rathhause zu Kniffstädt wieder zu meiner Disposition stehe.

Meine Frau mußte den Menschen, der dies alles ohne die geringste Verlegenheit hersagte, mit

Gewalt entfernen, weil ich meine Hitze gar nicht mehr zu mäßigen verstand.

Da ich indessen noch gerade so viel von des Juden Gelde übrig hatte, um das gerechte Verlangen des Wagenkäufers zu befriedigen, so wurde dies auf der Stelle abgethan.

Hiermit war aber, wie ich später erfuhr, keinesweges die ganze Sache beigelegt. Denn eine Woche darauf verlangte der zurückgekehrte Käufer auch noch eine Schadloshaltung für den durch den Aufenthalt gehaltenen Verlust, und setzte diesen so hoch an, daß ich darüber laut auflachte. Der Rechtsfreund aber, den ich mir dieserhalb holen ließ, meinte, daß ich es nicht so ganz auf die leichte Achsel nehmen, sondern mich lieber mit meinem Gegner vergleichen möchte, der mir schon einen Prozeß angedroht hatte. Er sagte mir, daß ich allerdings meinen Regreß an den Wagner zu nehmen habe. Allein nach allen Nachrichten war dieser ein ganz unordentlicher Hauswirth, von dem kein Mensch Geld erhalten konnte.

Durch die Summen, die der Vergleich sowohl, als meine Kur und mein Haushalt überhaupt erforderten, war ich in kurzer Zeit tiefer als jemals in Schulden gerathen, daher lag mir nach meiner Herstellung Nettchen vorzüglich an, den Wagen zu verkaufen, der noch immer in

Kniffstädt sich befand. Sie hatte nicht Unrecht. Nebenbei konnte ich, wie mir mein Anwalt sagte, den dortigen Richter belangen und Entschädigung von ihm fordern, weil er sich, vermuthlich aus Unwissenheit, von dem Ungestüm des hiesigen Wagners hatte bethören und den Wagen anhalten lassen. Ich kam aber gerade zu seinem Begräbnisse nach Kniffstädt, hörte auch, daß er durchaus nichts hinterlassen habe.

17.

Unter solchen Umständen dachte ich mich auf die Uebernahme des Wagens allein zu beschränken. Diese ging aber auch nicht so geschwind von Statten, als ich geglaubt hatte. Denn erst machte mir der Wagner, der die neue Achse gefertigt hatte, eine tüchtige Rechnung; dann verlangte man für den Platz, den der Wagen eingenommen, so viel, als ich in der Residenz das ganze Jahr nicht dafür hätte geben dürfen.

Nach mancher Weigerung und fruchtlosen Vorstellung mußte ich beides von Heller und Pfennig bezahlen.

Meines Verdrusses nicht länger Meister, forberte ich nunmehr mit einiger Hefigkeit meinen Wagen, bis endlich ein Hausknecht etwas Aehnli-

ches aus dem Hofe des Rathhauses auf die Straße schob.

Das wäre mein Wagen? rief ich aus.

Man bejahte. Aber erst nach einer genauen Betrachtung erkannte ich ihn dafür wieder, so sehr war er, da er unter freiem Himmel gestanden hatte, von der schlechten Witterung mitgenommen worden. Auch paßte die neue, so grob als theuer gearbeitete Achse, ohne Anstrich, so wenig zu dem Uebrigen, daß mein Wagen dadurch wirklich ein ganz fremdartiges Ansehen erhielt.

Das war indessen geschehen und ich hielt es für's Rathsamste, baldmöglichst Anstalten zur Heimreise zu treffen.

18.

Ich kann wohl sagen, daß ich nicht ohne große Scheu meinen Fuß in den Wagen setzte. Die Pferde aber, die ich in Kniffstädt gemiethet hatte, gingen einen so guten und gleichen Schritt, daß ich schon glaubte, diesesmal ohne alles Ungemach nach Hause zu kommen.

Doch gegen Abend erscholl auf Einmal ein sehr vernehmliches Halt auf! halt auf! hinter dem Wagen her, und sodann fielen wirklich ein Paar Männer den Pferden in die Zügel. Um dem abscheulichen Wege einer neuangelegten Straße auszuwei-

hen; hatte nämlich mein Kutscher, ohne daß ich es bemerkte, den Weg über ein Stück Feld genommen. Von der einen Seite verlangte daher der Eigenthümer des letztern Entschädigung, von der andern forderte der Straßenzolleinnehmer die auf das Umgehen des Zolles gesetzte Strafe.

Um nur nicht länger aufgehalten zu werden, fand ich mich mit beiden, so gut es gehen wollte, ab.

Als ich nach Hanse kam, hätte ich den verwünschten Wagen, der mir schon wieder so vieles Unglück zugezogen hatte, lieber sogleich mit eigener Hand auseinandergeschlagen. Meine Frau aber sagte, daß er schon im Verzeichnisse der morgenden öffentlichen Versteigerung mit stehe und das Geld, das daraus gelöst werden könne, in unserer Lage auch nicht zu verachten sey. Dabei klagte mir die gute Frau mit Thränen, daß sie keinen Pfennig mehr habe und zudem Fleischer, Bäcker und andere Handwerker ihr gar keine Ruhe ließen, auch mehrere Juden recht angelegentlich nach mir gefragt hätten.

Alles Nachrichten, welche ihrem Rathe, den möglichsten Vortheil aus dem für mich so verhängnisvollen Wagen zu ziehen, nur noch mehr Gewicht gaben.

Um wenigstens zu sehen, wie hoch er weggehen werde, wohnte ich am folgenden Tage selbst der Versteigerung bei und versuchte, Anfangs sehr zaghaft, durch Mitgebote dem Wagen einen höhern Preis zu verschaffen. Mein Muth dabei wuchs aber immer mehr und mehr, da besonders einer der Anwesenden mich allezeit, und so schnell überbot, daß ich schon froh war, das gefährliche Eigenthum um keinen Pappenstiel weglassen zu dürfen.

Doch auf Einmal, als ich meinen Mitbewerber wieder überboten hatte, fing dieser an zu schweigen und der Wagen wurde mir zugeschlagen. Das mußte mir um so empfindlicher seyn, weil ich sonach nicht nur das dafür schon geboten gewesene Geld einbüßte, sondern auch den verwünschten Wagen von Neuem auf den Hals bekam und obendrein dem Ausbieter die Versteigerungsgebühren zu bezahlen hatte.

Ich ging daher auf den Mann zu, der mit mir im Bieten bis zuletzt gewetteifert hatte. Ich sagte, daß ich zurücktreten wolle, wenn ihm vielleicht viel an dem Wagen gelegen sey. Aber er sah mich an, und lachte laut auf. Nein, nein, sagte er, und als ich noch mehr gethan, und mich schon erboten hatte, recht viel fallen zu lassen, erklärte er

geradezu, daß ihm der Wagen um jeden Preis zu theuer sey.

Das fuhr mit wie ein Messer durchs Herz. Da übrigens der Auctionator schon mehrere Mal nach der Bezahlung gefragt hatte, so ging ich zu ihm und gab mich ihm in's Ohr als Eigenthümer des Wagens zu erkennen.

hm, antwortete er mir eben so leise, da haben Sie sich viel unnöthige Kosten gemacht. Denn der Mann, der das vorlezte Gebot gethan hat, ist von mir selber beauftragt, zum Besten der Eigenthümer der versteigerten Sachen, diese ein wenig hinaufzutreiben. —

So kam es denn heraus, daß ich mich gewissermaßen selbst überboten hatte, um — die Auctionsgebühren recht hoch zu bringen, die ich bezahlen mußte, und um den Wagen zu behalten, den ich um jeden Preis gern los gewesen wäre!

20.

Ich schämte mich, dieser mißlungenen Speculation halber, zu meiner Frau zu gehen. Wenigstens wollte ich zuvor noch den Wagen einigen Miethkutschern anbieten. Aber sie sagten, daß sie der Wagen weit mehr hätten, als sie in so schlechten Zeiten brauchen könnten. Endlich fand ich indessen doch noch einen, der Lust zu dem Wa-

gen zeigte, nur meinte er, daß er ihn zuvor versuchen müsse. Er ließ ihn auch, auf meine Einwilligung, ohne Verzug zu sich holen.

Als ich nach Hause kam, so wartete schon meine Frau sehnlich, um mich nach dem Ausfall der Geschichte zu befragen.

Der Ausfall, antwortete ich, der ist nun so, so. Zum besten freilich nicht, aber auch nicht zum schlechtesten.

Der Wagen ist also doch weg? fragte sie.

Ja, weg ist er. —

Und wie hoch ist er weggegangen? fragte sie weiter.

Ach, hoch, sehr hoch, leider, nur allzuhoch! Allzuhoch, und leider? Ich verstehe kein Wort.

Wenn ich Dir aber sage, daß ich ihn selbst erstanden habe, und nun die Gebühren von jedem Thaler erlegen muß? —

Hm! sagte mein Nettchen kopfschüttelnd.

Aber, fuhr ich fort und ergriff dazu ihre Hand, dennoch ist er, wie gesagt, wieder weg.

Ich erzählte hierauf, was späterhin geschehen war. Wir erwarteten dann beide den morgenden Tag und mit diesem den Miethkutscher, um zu hören, ob ihm der Wagen recht sey oder nicht.

Doch als spät am Abend noch immer kein Miethkutscher kam, da ging ich selber zu ihm, um Nachfrage zu halten.

Ja, sprach er, liebes Kind, jetzt kann ich mich noch nicht entschließen. Zwar gefällt mir der Wagen ganz gut; aber das habe ich ja gleich gesagt, daß ich ihn erst probiren müßte. Er ist daher heute über Land gegangen. Sobald er zurückkommt, ein Mehreres davon. Ihr Diener indessen!

Mit diesen Worten ließ er mich stehen und ging in seinen Stall.

Um nicht durch meine Ungeduld zu verrathen, wie nöthig ich das Geld brauchte, und den Mann etwa auf den Gedanken zu bringen, mir einen Spottpreis anzubieten, begnügte ich mich vor der Hand dabei.

Als aber vierzehn Tage vergangen waren, der Auctionator schon zu verschiedenen Malen nach seinen Gebühren geschickt hatte, und noch immer keine Nachricht wegen des Wagens einlangte, da ging ich auf's neue zum Miethkutscher.

Er wird nun hoffentlich nächstens kommen! so antwortete mir der Mann, und wirklich hörte ich am Tage darauf von dem Hausknechte aus

dem abgebrannten Gebäude, daß der Wagen wieder in meinem Schuppen stehe. Der Miethkutscher hatte geäußert, daß er für sein Vieh zu schwer sey.

22.

Die Thränen liefen meinem guten Nettchen aus den Augen bei dieser Nachricht.

Um nur einen so drückenden Anblick zu vermeiden, nahm ich den Vorwand, mir den Wagen zu besehen, und ging mit dem Hausknechte.

Sie werden keine Freude dran erleben! sagte der auf der Treppe. Der Wagen sieht so aus, daß ich ihn gar nicht annehmen wollte.

Wirklich war es, wie ich nun selber fand, eine Schande, daß ihn der Mann mir so hatte zurückliefern können. Die Feder, in der der Wagen hing, war entzwei, dazu gab es überall so viel Flecken daran, als ob er einige Jahre im Hofe des Rathhauses zu Kniffstädt sein Unterkommen gehabt hätte.

Meines Erachtens, sagte der Hausknecht, muß der Mann, der den Wagen so zugerichtet hat, ihn nun auch kaufen, und die Obrigkeit wird ihn gewiß dazu zwingen, wenn Sie ihn verklagen wollen.

Das Letztere aber hatte manche Schwierigkeit

Erstens fehlte es mir zur Klage durchaus an Ver-
lag, und zweitens durfte es wegen der Ansprüche
meiner zahlreichen Gläubiger gar nicht laut werden,
daß der Wagen noch mein gehörte; daher ich auch
nicht wagte, ihn im Wochenblatte nochmals aus-
zubieten.

23.

Der Zubrang meiner Gläubiger ward indessen
immer ärger und ärger. Auf meine Brandstelle
war längst mehr Geld aufgenommen, als irgend
jemand bei den schlechten Zeiten dafür bezahlte, und
der Auctionator hatte schon auf den Wagen selbst
Ansprüche gemacht, wenn ich ihm seine Gebühren
nicht unverzüglich abtrüge.

In dieser verzweifelten Lage träumte mir heute
gegen Morgen, daß ich mit der Nummer 3699 das
große Loos in der Lotterie gewänne.

Mein Nettchen, der ich davon sagte, hatte
zwar keinen Glauben, daß dergleichen auch wirklich
vorfallen könnte; da ich aber den Hauptkollekteur
der Lotterie von bessern Zeiten her kenne, so ging
ich vorhin zu ihm. Ich fragte, wie es um die Lot-
terie stehe, und er antwortete mir, daß man we-
gen der vielen Nieten, die schon heraus wären,
diesmal sein Glück eher als je darin machen könne.
Ich erkundigte mich, ob noch Loose zu haben wären,

und es waren noch verschiedene, unter andern — sonderbar genug — das mit der Nummer 3699 da. Das feuerte mich denn nun noch mehr an. Ich äußerte mein Zutrauen laut zu dieser Nummer und bot dem Kollekteur, da er sich auf's Kreditgeben nicht einlassen wollte, meinen Wagen dafür an. Zwar verlangte ich Anfangs freilich eine gute Summe Geldes heraus. Da aber der Kollekteur sich dessen weigerte und ich bedachte, daß ich außerdem den Wagen noch ganz umsonst würde hingeben müssen, so ließ ich mir's am Ende gefallen, nichts als das Lotterielos dafür zu erhalten. Und ob es schon nur ein Pappenstiel ist und wahrscheinlich eine ganz leere Hoffnung, was ich für den Wagen bekommen habe, so kann ich Ihnen doch nicht beschreiben, um wie viel leichter mein Herz sich fühlt, seitdem dieser Wagen nicht mehr zu meinem Eigenthume gehört.

Uebrigens mögen Sie selbst entscheiden, ob es seltsam sey oder nicht, daß ich nach dem, was mir begegnet ist, einer großen Abneigung vor allem mich nicht erwehren kann, was nur ohngefähr wie ein Wagen aussieht.

24.

Wir mußten dem Erzähler gestehen, daß man nicht leicht mehr Unglück mit einem Wagen

haben könne, und waren auf das Schicksal seines Looses fast so begierig, als auf das der unsrigen.

Wenn mein Loos, sagte der Unbekannte, auch nur einen geringen Gewinn davon trüge, so würde ich schon zufrieden seyn. Allein ich zweifle gar sehr. Denn selbst wenn ihm ein ansehnliches Glück bestimmt gewesen seyn sollte, so würde das Unglück, das auf dem Wagen ruht, ohnfehlbar zu mächtig entgegenwirken.

Wir sprachen noch manches hin und her, als eine Menge Leute, die jetzt auf Einmal ziemlich unzufrieden aus dem Lotteriehause kamen, unsere Aufmerksamkeit erregten. Der Wirth, welcher sich unter ihnen befand, trat bald nachher in's Zimmer.

Endlich ist doch das große Loos heraus! sagte er. Und diesen Morgen erst hat der Hauptcollekteur die Nummer weggegeben.

Wir sahen alle drei den Fremden an, der hierbei sehr unruhig nach der letztern fragte.

Hier habe ich sie aufgeschrieben, antwortete der Wirth und zeigte einen Zettel, worauf wirklich die Nummer 3699 stand.

Der Unbekannte konnte nicht an sein Glück glauben. Er eilte in's Lotteriebüreau, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Er kam bald au-

berst bewegt zurück und bat, daß wir den Abend in seinem Hause zubringen möchten.

Hier wurden wir Zeugen von des Mannes außerordentlicher Freude darüber, daß seine Frau statt des zeitherigen Unglücks ein besseres Schicksal erwartete, welches sie auch, allem Ansehen nach, gar sehr verdiente.

25.

Vor wenig Wochen erst, wie ich wieder in der Residenz war, bin ich abermals bei dem Pärchen gewesen und habe auch da den Wagen gesehen, den der Mann zu sehr hohem Preise von dem Lotteriekollekteur zurückgekauft hat. Denn wie dieser Wagen zuvor sein widriges Geschick zu seyn schien, so ist er nunmehr die Ursache zu seinem günstigen geworden. Als nämlich die Schuldenlast getilgt war, dachte der Glückgewordene daran, sein abgebranntes Haus aufzubauen. Um es zu erhöhen, ließ er einen neuen Grund graben und fand bei dieser Gelegenheit unter dem Keller einen recht ansehnlichen Schatz in Gold- und Silbermünzen, dem Gepräge nach aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Der Schatz hat ihm zum Ankaufe eines einträglichen Gutes gedient, auch hat dessen neuer Herr, durch sein Unglück sattsam belehrt, nun-

mehr das früher Versäumte nachgeholt und ist ein so tüchtiger Landwirth geworden, daß er selbst, wenn das Unglück ihm nun noch einmal alles nehmen wollte, wegen seines und seiner Familie Fortkommens nicht in Verlegenheit kommen würde.

Ob schon der ausgebefferte Wagen nicht mehr im ersten Glanze ist, so erinnert sich doch sein Besizer dabei der mannichfachen Schicksale, die er durch ihn erlebt, gesteht auch gar gern ein, daß diese noch weit mehr seinem vorigen unthätigen Leben, als dem Wagen zur Last fallen.

Von der Reise nach Italien ist gar keine Rede mehr, weil ihm, nicht etwa die hochverdienstliche Kunstkennerenschaft, sondern seine Art von Kunstkennererei ein Greuel geworden ist, auch er bei Besorgung seiner Geschäfte zu viel zu thun hat, um sich für die Reise in dieses allerdings schöne, aber weite Land die nöthige Zeit nehmen zu können.

Fr. Laun.

Temudschin Dschingis = Chan
und
seine Nachfolger.

Eine historische Skizze.

Der höchste Gott, wenn unsre Frevelkreiche
Nun überschreiten der Vergeltung Rand,
Sieht, daß Gerechtigkeit der Langmuth gleiche,
Dftmals in schrecklicher Tyrannen Hand,
In grauser Ungeheuer Macht die Reiche,
Dazu auch Kraft, zum Bösesthum Ver-
stand u. s. w.

Ludovico Ariosto's rasender Roland; übersezt von
Gries. Ges. 17. St. 1.

In Zeiten wie die unsern, so reich an den größ-
ten und erstaunenswürdigsten Begebenheiten, wo

bei dem gewaltigen Ringen aller Kräfte, auch dem
 blödesten und besangenensten Auge, sich der Gang
 einer ewig waltenden Gerechtigkeit offenbaret, rich-
 tet gern der denkende Mensch seine Blicke zurück
 in eine längst versunkene Vergangenheit, um in
 den Jahrbüchern der Geschichte, in der Kenntniß
 dessen, was einst sich zugetragen, bei den Stür-
 men der Zeit, die er selbst erlebt, sich Rathes und
 Trosts zu erholen, oder — wenn ihm wieder die
 Sonnen des versöhnten Geschickes leuchten, zu
 lernen: daß das Gebäude, so kühner Muth, Herrsch-
 begierde und Ehrgeiz sich aufführen, und war' es
 auf die Leichen von Millionen und die Trümmer
 ganzer Erdtheile gegrüdet, vergeht vor dem We-
 hen der Jahrhunderte — oft weit kürzerer Zeiten
 noch; — daß aber die Wirkung der That fortlebt
 in ununterbrochener Kette, so wie sie entstanden
 ist aus einer solchen, deren erstes Glied am Thore
 des Anfangs der Dinge gefest ist; — daß also
 der Menschengeschlechter Thun und Treiben, ihre
 Schicksale, ihre Erschütterungen und Reibungen,
 ein ewiges Band durchschlingt von wechselnder Ur-
 sache und Wirkung, und fort und fort durchschlin-
 gen wird, bis der brausende Strom, im raschen
 Lauf immer mehr und mehr sich reinigend, einst
 als klare Fluth in den Ocean der Unermeßlichkeit
 sich ergießt.

Wie die Murgalen und Tataren die Erde überschwebmten; wie diese rohen Hirtenvölker, entsprossen den östlichen Wildnissen, sich ausbreiteten nach allen Himmelsgegenden; wie durch die Kraft eines Einzigen sie vereint wurden zu solcher Stärke, daß unter ihm, seinen Söhnen und Enkeln, vor ihrem Schwert drei Welttheile erzitterten; wie bis an unseres Vaterlandes Grenzen, von der sinesischen Mauer an, ihre Horden drangen und auf denselben Feldern, wo in unsern Tagen für des Vaterlandes Freiheit rühmlich gefochten wurde, damals gestritten ward — zu zeigen, ist der Vorsatz vom Schreiber dieses. Welche Folgen dieses Wogen und Ringen der Völker auf die Nachzeit hatte, liegt außer dem Kreise der hier beabsichtigten Darstellung. Dem Forscher der Geschichte sind sie bekannt — wenn auch noch nicht von allen Seiten — dem Denkenden werden sie nicht im Dunkel bleiben, sobald er seine Aufmerksamkeit ernsthaft darauf richtet.

Die unermesslichen Wildnisse Skythiens, eine fruchtbare Wiege streifender Horden, die so oft gleich wachsenden Lawinen, von ihren hohen Steppen herab, verheerend sich auf den kultivirten Erdkreis gestürzt, und zuerst in wildem Schrecken,

Volk auf Volk werfend, an dem gigantischen Riesenbau der Cäsaren gerüttelt hatten, daß er erbebte in seinen entferntesten Hallen — diese Einöden, umgränzt von Asiens mitternächtlichen Küstenländern, der sinesischen Mauer und dem kaspischen Meere — spien auch am Beginn des dreizehnten Jahrhunderts jene Schwärme aus, vor deren Blutgier und ihrer Herrscher Eroberungssucht die Menschen bebten an den Gestaden des großen Weltmeeres, wie an den Dünen der Ostsee, an den Ufern des Euphrat und Tigris, wie an denen des Nil und der Donau.

Von Hirtenvölkern bewohnt, deren ganzer Reichthum ihre Heerde, das Pferd, auf dem sie die Steppe durchschweiften, der Bogen und das Schwert, womit sie die wilden Thiere und ihre Feinde bekämpften, war, die kein anderes Vaterland als den Bezirk des Lagerplatzes ihrer Horde kannten, welchen so oft sie änderten, als Bedürfnis oder Laune es ihnen gebot; die der Unbilde der Witterung zu trocken gewohnt waren von Jugend auf; die tagelang hungern, wochenlang bei gleich fröhlichem Muth, mit einem Stück an der Sonne gedörrten Pferdefleisch, oder der geronnenen Milch desselben Thieres sich behelfen konnten, und die dann wieder, wenn Ueberfluß ihnen ward, gleich den Raubgeiern Egyptens, durch übermäßi-

ges Verschlucken von Nahrungsmitteln sich schadlos hielten für unfreiwilliges Fasten; die ihren Anführern, in denen sie die ältesten und kriegesruchsten ihres Stammes ehrten, blindlings folgten, sobald diese ihnen die Aussicht zu Raub und Beute eröffneten — bedurfte es nur kleiner und geringfügiger Anlasse, um die Massen in Bewegung zu setzen, zu einem fast allgemeinen Aufbruch zu vermögen.

Die Gleichheit der Lebensart der verschiedenen um und durch einander wohnenden Stämme, die durch besondere Oberhäupter beherrscht wurden, erzeugte unter diesen Nomaden und erhielt Gleichheit der Sitten, so daß, als ein Kühner und Gewaltiger unter ihnen sich erhob, der mit eisernem Arm seine Nebenbuhler unterdrückte, die hunderte von Meilen aus einander wohnenden Horden, sich schnell zu einem, in seinen Theilen gleichen, Ganzen bildeten und einten; eine Sache, die nur bei Völkern Statt finden kann, die, wie diese, keine Liebe an den Erdflack, wo sie geboren, keine abge sonderte Eigenthümlichkeit und kein festes Besizthum bindet.

Durch Dschingis = Chan geschah eine solche Vereinigung.

Als dieses furchtbaren Menschen Vater starb, der an den Ufern der Selinga als Chan dreißig-

tausend Familien beherrschte, war er noch unmündig. Neid über die großen Schätze — Heerden — zum Theil, zum Theil auch Furcht vor dem unerwachsenen Temudschin — des Dschingis Eigennamen — nicht geschützt werden zu können, bewogen fast den ganzen Stamm, ihn zu verlassen und an andere sich anzuschließen, so daß ihm kaum ein Drittheil treu ergeben blieb. — Mit diesen Wenigen wagte der damals dreizehnjährige Temudschin, seine rebellischen Unterthanen zu bekämpfen, aber das Glück zeigte erst in späteren Tagen ihm seine Gunst. Er wurde geschlagen und der zukünftige Beherrscher Asiens mußte fliehen. — Größer als sein Geschick erhob er sich aber über dasselbe und in den Jahren des Mannes hatte durch Kühnheit, Ausdauer und List er seinen Ruhm und seine Herrschaft über die umwohnenden Stämme gegründet. Durch Freigebigkeit und brüderliche Behandlung, durch Theilnahme an jeder Noth und Gefahr, fesselte er seine Anhänger an sich; durch Grausamkeit verschüchterte er seine Feinde. Als er den ersten Sieg über seine abtrünnigen Unterthanen erfochten hatte, ließ er um ein ungeheures Feuer siebenzig große Gefäße mit Wasser setzen und als dies kochte, in jedes einen Empörer stürzen. — Vor ihm her ging der Schrecken und Viele unterwarfen sich ihm.

und vergrößerten seine Macht, so daß bald auch die Kühnsten und Stolzesten zitterten, wenn sie an den Mann dachten, der täglich aus der in Silber gefaßten Hirnschale seines gefällten Feindes, des Chans der Keraiten *), trank.

Wie nun in solchem Wachsthum die Macht Temudschins war, da begab es sich, daß, als viele Mungalen-Horden an den Ufern der Selinga zu einem Kurultai (Landtag) versammelt waren, ein Chodscha (Priester, Gelehrter) auftrat und — vermuthlich von Temudschin gedungen — folgendes sprach: „Mungalen! ich sah ein Traumgesicht. Auf seinem flammenden Thron, umgeben von den Scharen der Geister, saß der höchste Gott zu Gericht über die Völker der Erde; und von ihm aus ging ein Spruch, daß die Herrschaft der Welt unsern Fürsten Temudschin werde und daß er Dschingis-Chan (alleiniger Herr) seyn soll.“ — Da erhoben alle Mungalen die Hände und gelobten Temudschin, dem Dschingis-Chan, zu folgen, wohin er sie führe. Auf ein Fell gesetzt, das lange Zeit nachher noch als Reliquie verehrt wurde, ward Dschingis-Chan umhergetragen und zum Groß-

*) Der unter dem Namen: „der Priester Johann,“ in den Kirchenschriften damaliger Zeit vorkommende Beherrscher eines Tataren-Stammes.

Chan oder Kaiser der Mungalen und Tataren ausgerufen *).

Des neuen Herrschers erste Sorge war nun, die bisher getrennt und fast ohne Gesetze lebenden Horden durch das Band gemeinschaftlichen Uebereinkommens — die Grundlage jeden Vereines und die Quelle persönlicher Sicherheit — aufs engste aneinander zu schließen, und wohl dürfte dies Unternehmen Temuschins die lobenswertheste und preiswürdigste That genannt werden, die er im Lauf seines Lebens beging. Die Verübung von Mord, Meineid, Ehebruch und Diebstahl belegte er mit Todesstrafe und befahl die Verehrung und Anbetung eines einigen und höchsten Gottes, ohne jedoch mit unduelsamen Eifer die verschiedenen unter seinen Völkern herrschenden Glaubensmeinungen anzugreifen, also daß fortan in dem Bezirk seines Heerla-

*) Die Tataren waren eine von den Mungalen abgeforderte Horde, die, ungefähr 70,000 Familien stark, ihre Horden an den Ufern des Kitap weideten. Da sie den Vortrab des in Europa eindringenden Heeres bildeten, so ward bald die ganze Masse nach ihnen genannt. Der Name Mungalen oder Mogulen blieb im Orient der herrschende. Daher die Benennung „Großmogul.“

gers und in den seiner Herrschaft unterworfenen Ländern, neben den ursprünglich volkstümlichen Priestern der Mungalen und Tataren, Jmans, Bonzen und Rabbiner, und Lehrer der morgenländischen und lateinischen christlichen Kirche, in Eintracht und mit völlig gleichen Rechten lebten und lehrten, und in dem Maße des wilden und aller Gelehrsamkeit entblößten Despoten — er selbst konnte, so wie fast alle seine Unterthanen, weder lesen noch schreiben — Der Geschichtsforscher nicht auf jene ärgerlichen und den Menschensinn entehrenden Zänkereien und oft so blutigen Streitigkeiten stößt, die um die so oder so zu haltende Verehrung eines höchsten, liebevollen Wesens unter den civilisirten Völkern Statt fanden. Als solcher gestalt Temudschin seinem Volke innerlich Kraft und Zusammenhang gegeben, durch theils erzwungene, theils gütliche Vereinigung aller Horden der Wüste, seine Macht aber zu einer furchtbaren Größe erhoben hatte, beschloß er, dem in der Brust der Gedanke ruhte, ihn habe der Herr der Himmel bestimmt und berufen, die Nationen der Erde zu beherrschen — seine Waffen nach Süd zu wenden.

Seit langen Zeiten hatten die Fürsten der Wüste dem Thron von Yeeking Tribut und Huldigung bringen müssen. Auch Temudschin hatte

früher, gezwungen durch Noth, dies geleistet und trug dafür den Titel eines sinesischen Reichsvasallen. Um so mehr erstaunte der Sohn des Himmels nun, als vor den Stufen seines Thrones Abgeordnete des Mungalen-Chans erschienen, die, statt Tribut zu bringen, mit stolzen Worten ihn begehrten. — Die harten Drohungen, die Sinas Beherrscher aussprach, vermochten nicht, da sie von keiner Kraft unterstützt waren, den krieglustigen Eroberer zurückzuhalten. An der Spitze zahlloser berittener Scharen drang er in das alte Reich ein und spottend überkletterten seine Schwärme die ohnmächtige Brustwehr der langen Mauer, die, wie all' dergleichen Werke, unnütz wird, wenn die bessere Wehr des Landes, der Muth in der Mannesbrust, verglommen ist. Furchtbarer für Sinas Kaiser wurde noch dadurch der Mungalen Einfall, daß hunderttausend, zur Deckung der Grenze beordeter Schitanen die Wagniere ihres Herrschers verließen und zu den Fremden übergingen.

Eine barbarische Kriegslist Temudschins mag hier noch erwähnt werden; sie zeigt uns in grellem Abstich den Charakter des Unterdrückers und der Unterdrückten. Um seinen Vortrab vor den Pfeilen der Sinesen zu decken, ließ der Mungalen Fürst die gefangenen Eltern und Kinder der feind-

lichen Streiter vor seines Heeres erstem Gliede voraufreiben — und die frommen Sinesen wagten nicht, die feindlichen Kohorten anzugreifen, aus Furcht diese geheiligten Schilde zu verletzen. — —

Neunzig Städte sanken in Schutt und Grabs bei dem Einbruch der Barbaren; da sah sich Sinas Kaiser genöthigt um Frieden anzuhalten, und der Eroberer gewährte ihm gegen einen Tribut an Gold und Seide, gegen Uebergebung von fünfhundert Jünglingen und eben so viel Jungfrauen, gegen dreitausend Pferde und — gegen die Hand einer kaiserlichen Prinzessin.

Ein Friede aber durch solche Opfer erkauft, ist nie ein dauernder. Die Geschichte aller Zeiten hat dies gezeigt; es war auch hier der Fall, und wahr, sehr wahr ist, was ein Dichter unserer Tage sang:

Nur aus Eisen, nur aus Kugelsaaten,
Keim't des Friedens goldner Ueberfluß *).

Nach Verlauf weniger Zeit fiel Dschingis-Chan von neuem in Sina ein, zwang den Beherrscher, seine Residenz jenseits des gelben Flusses nach Süden hin zu verlegen, und belagerte Yenking.

*) Kriegsgefänge aus den Jahren 1806 bis 13 von Stegemann.

Mit rühmlicher Standhaftigkeit vertheidigten sich die Bewohner. Als der Hunger bei ihnen aufs höchste gestiegen war, zehrten sie sich, um von dem Fleisch der also getroffenen das Leben zu fristen. Nach Verbrauch aller Kriegsvorräthe schleuderten sie Gold- und Silberklumpen gegen ihre Feinde, die nicht anders Herren der Stadt zu werden vermochten, als durch Ausgrabung eines unterirdischen, in die Ringmauern führenden Weges *). Dreißig Tage dauerte der Brand des Schlosses und fünf an Dschingis-Chan abgetretene Provinzen gaben endlich dem zerrütteten Reich den Frieden.

Gegen den Sultan von Kharizme, Muhamed, wandte jetzt der vom Glück begünstigte Sieger seine Waffen, und weniger ungerecht bei diesem als dem vorigen Unternehmen erscheint uns hier der Mungalen Fürst. Es hatte nämlich Muhammed, ein stolzer und schwacher Despot, eine tatarische Karavane gefangen nehmen und ermorden lassen ohne andern Grund, als seinen blutigen Willen. Wie nun, hierüber mit Recht erzürnt, Temudschin Genugthuung verlangte und Muhamed

*) Dasselbe Mittel, wodurch Kaiser Julian einst Mago-gamalcha bezwang.

höhnend sie weigerte, so zog an der Spitze von sieben hunderttausend der Seinen Dschingis-Chan dem Süden zu, begleitet von vier Söhnen.

In den Ebenen, die die Fluthen des Jaxartes durchströmen, trafen die Mungalen auf Muhameds Heer, fast eben so zahlreich, und als nach blutigem Tage sich der Abend senkte, deckten einhundert und sechzigtausend Kharizmier das Feld. In seine festen Städte zurück zog sich aber Muhamed, entsetzt über solchen Verlust. Doch wenig fruchtete ihm dies Mittel. Mit sinesischen Maschinenmeistern versehen, die die Kunst verstanden, Feuerbälle mit gewaltigem Geprassel zu schleudern — wahrscheinlich den Gebrauch des Pulvers und seine Verfertigung kannten — eroberte nach und nach Temudschin die Westen und bis an die Ufer des Indus ward das blühende Land, durch die Zerstörungswuth und Rache der Tataren, eine weite, dampfende Einöde.

Von seinem Thron gestürzt irrte Muhamed als elender Flüchtling verachtet umher und endete verlassen und unbeklagt auf einem Eilande des Kaspischen Meeres sein Leben *). Gela-Haddin

*) Nach Gibbon. Andern Schriftstellern zu Folge starb der Beherrscher von Kharizme (Chowares-

Manfbarn, der heldenmüthige Sohn eines unwürdigen Vaters, vertheidigte mit Muth und Tapferkeit seine Rechte; aber er, der einzelne, vermochte nicht das Glücksrab seines Gegners zu wenden. In weiten Abentheuern umhergetrieben, oft siegend, oft besiegt, in den Gefilden von Indien und an den Ufern des Tigris, kämpfte er gegen Dschingis = Chan, bis aufs Aeußerste gebracht, nach dem Verlust seiner letzten Streitkräfte, er

miens), verfolgt von Temudschins siegenden Schaaren, bis an die Ufer des östlichen Weltmeeres, auf einer Insel daselbst, Aboskum genannt, in solcher Verlassenheit und Armut, daß ihm selbst die Kleider gebracht, seine Blöße zu bedecken. S. Sisyllie der Zeit, von Rupert Kornmann.

Wie wichtig übrigens an Temudschin dieser Krieg gegen den mächtigsten muhamedanischen Fürsten damaliger Zeit erschien, erhellt daraus, daß der wilde Eroberer vor Ausbruch desselben Muhameds Freundschaft suchte, und als die Nachricht ihm kam von der Ermordung der tatarischen Horde, drei Tage und drei Nächte lang in Fasten und Gebet auf einem Berg zubrachte, um die Gunst und den Beistand der Gottheit zu ersehen.

sein Roß in die Wellen des Indus spornete, vorziehend einen edlen Tod unverdienter Schmach.

Die Länder, die den kaspischen See umgrenzen, fielen nun dem Sieger anheim, und mit der Beute Asiens beladen, das er verheert hatte binnen vier Jahren, so daß die seitdem verfloffenen Jahrhunderte das Andenken nicht zu tilgen, noch die Spuren auszugleichen vermochten, zog er und sein Heer in die vaterländischen Wildnisse zurück, doch einigeß Bedauern äuffernd über das Elend und die Ruinen, die das Werk seiner Waffen waren. —

Auf diesem Hinweg traf er noch auf zwei seiner Feldherren, die ausgesendet von ihm worden waren, Persiens westliche Provinzen zu unterjochen. Treulich hatten sie diesen Auftrag ausgerichtet. Indem sie durch die Thore von Derbent gegangen, über die Wolga gesetzt und die Wüste durchstreift hatten, war ein Kreiszug von ihnen verrichtet worden um das kaspische Meer herum, wie nachher nimmer geschah. So wie vor ihres Herrn ehernen Tritten, hatten auch vor den ihren die Völker sich in Staub werfen müssen.

Bald darauf, nachdem noch einige unabhängige Stämme und Völkerschaften der Tataren bezwungen worden waren, starb Temudschin, der Dschingis-Chan, dessen Namen Asien erzittern

machte von der großen Mauer an bis zu den Gestaden des Tigris und des Eurinus, im vier und sechzigsten Jahr seines Alters, im zwölfhundert sieben und zwanzigsten unserer Zeitrechnung.

Sein ungeheueres Reich, dem er Daseyn, Gesetze und Kriegsordnung gegeben, ward seinen Söhnen Oktaj, Duschi, Tuli und Dschagataj zu Theil.

Auf dem Sterbebette noch hatte Temudschin mit dem letzten Athemzuge seinen Söhnen anempfohlen, des sinesischen Reiches Unterjochung zu vollenden, an der ihn der Tod verhinderte. Der Erfolg dieser Darstellung der reisenden Eroberungen jener Hirtenvölker wird zeigen, in wie weit sie dem Willen ihres Vaters nachkamen.

Obchon den Sproßlingen Dschingis-Chans ein gleiches Recht gegenseitig von einander unabhängiger Herrschaft zugefallen war, so überwog bei ihnen doch die Betrachtung des Wohles des Ganzen den kleinlich nur für sich selbst rechnenden Eigennuß, und diese Kinder der Wüste, diese Abkömmlinge eines der unkultivirtesten Völker der Erde, gaben hierin ein Beispiel von Verleugnung einer tief im Menschenherzen gegründeten Leidenschaft, das leider! die Jahrbücher der Geschichte gesitteter Nationen nicht aufzuweisen haben. Einmüthig.

mit ihren Familien, begnügten sich dreie der Brüder zu Gunsten des Ganzen mit einer abhängigen Macht und begrüßten Oltaj — den ältesten oder fähigsten — als Kaiser der Mungalen. Als dieser in der Folge starb, trat sein Sohn Gutschuch in seine Rechte, und erst nach dessen Tode kam das Reich an Tulus' Söhne, Mangu und Kublaj, die nach einander regierten.

Da diese Söhne und Enkel Temudschins sich in dem Zeitraum von acht und sechzig Jahren fast ganz Asien und den östlichen Theil von Europa unterwarfen, ihre Kriegszüge nach allen Weltgegenden aber fast zugleich unternahmen, so wird Schreiber dieses die Schilderung davon nicht sowohl in chronologischer als geographischer Folge machen, als wodurch ein besserer Ueberblick des Ganzen sich ergeben mag und die kurze, ein halb Jahrhundert ja nur ungefähr betragende Epoche solches wohl verstatet.

Gehorsam dem Willen ihres Vaters, der hier nur zu sehr mit der eigenen Neigung übereinstimmte, wandten Temudschins' Söhne die ererbten Waffen sogleich gegen Sina, das also zum drittenmal der Schauplatz grausender Verheerung ward. Früher schon seiner Hauptstadt Jenking durch Dschingis-Chan beraubt, hatte Sinas Kaiser sein Hoflager in Kalfong genommen. Als um

diese, viele Meilen in Umfang habende Stadt gleichfalls den stürmischen Angriffen der Mungalen sich ergeben mußte, floh der durch unverschuldete Leiden gebeugte Monarch, nur begleitet von sieben Gefährten, noch weiter dem Süden seines weiten Reiches zu, und als endlich nach siebenjährigem, nicht nurühmlichen, aber vom Glück nicht begünstigten Kampf, seiner Herrschaft und seines Reiches letzte Stunde sich nahte, da bestieg der unglückliche Kaiser einen Scheiterhaufen und befahl seinen Getreuen ihn anzuzünden, sobald er sich ermordet haben würde, auf daß auch seine irdischen Reste nicht den harten Ueberwindern zur Beute würden. — Mit ihm verging das nördliche Reich von Sina, das fortan den Mungalen gehorchte.

Aber noch bestand des ungeheuren Kaiserthumes südlicher Theil unter seinen alten Beherrschern, der Dynastie Sum. Fünf und vierzig Jahre nach dem Fall des nördlichen sank auch dieses vor den Waffen Kublaj's, des Sohnes Tulis. Durch die Kriegskunst von Christen und Muhamedanern unterstützt, die durch reiche Belohnungen Kublaj an sich fesselte, nahm er eine feste Stadt nach der andern weg, und abwechselnd bedienten seine Scharen sich der Belagerungsmaschinen der Alten und des griechischen Feuers, viel-

leicht auch des Pulvers, wenn wir auf die Berichte des Missionairs Gaubil bauen dürfen, der die Geschichte der Mungalen aus dem Sinesischen übersetzte. Wie nach der Sieger Uebergang über den Gantsekian auch Quinsay, des südlichen Reiches damalige Hauptstadt, unterlag, übergab der junge, alles Schutzes beraubte Kaiser sich und sein Diadem dem Mungalen und ward hierauf als Verbannter in die Wüsten der Tatarei geschickt. Noch wehrten sich einige schwache Ueberreste getreuer Söhne des Vaterlandes in des Reiches südlichsten Provinzen gegen den Usurpator, der die Niedlichen als Rebellen brandmarkte. Einen Abkömmling des geliebten Herrscherstammes, ein schwaches Kind, ehrten sie als Herrn. Als auch sie unterlagen und fliehen mußten von der Erde, die sie geboren, schifften sie sich ein, um auf den Wellen des Meeres einen Kampf fortzusetzen, den sie für recht und heilig erkannten. Wie aber auch hier sie dem verhängten Geschick weichen mußten, stürzte ihr Anführer, seinen jungen Kaiser im Arm tragend, sich in die Fluthen, indem er ausrief: „Es ist besser als Fürst zu sterben, denn zu leben als ein Sklave,“ und viele tausend Getreue folgten seinem Beispiel.

Ueber beide Hälften des Reiches, von dem

äußersten Süden bis zur großen Mauer, herrschten nun Mungalen und Tataren, aber Kublai's Ehrgeiz war noch nicht gesättigt. Auch Japan sollte seinem Scepter gehorchen. Zweimal litt seine Flotte Schiffbruch und hunderttausend Streiter endeten ihr Leben in den Wellen als Opfer unersättlicher Herrschgierde, ohne daß das Inselreich bezwungen wurde. — — Kochinsina hingegen, Pegu, Tonkin, Bengalen, Tibet und Korea wurden zinsbar und bis zu dem Aequator segelten des Mungalen-Chans Schiffe, um an die Gestade fern entlegener Inseln Nord und Verheerung zu tragen, Beute zu holen.

Während also Oktai und seine Nachfolger das Reich der Dynastie Sum zerstörten und die andern genannten Länder zur Abhängigkeit zwangen, unterwarf den siegenden Panieren seiner herrschenden Brüder, Hulaku-Chan, Iran und Persien und vor seinem Schwert sank die von den europäischen Kreuzfahrern so gefürchtete Macht des Alten vom Berge in Staub; eine That, für die die Nachwelt dem Mungalischen Eroberer Dank schuldig ist.

Südlich des kaspischen Meeres, in schroff sich aufzuspitzenden Gebirgen, hauste der Stamm der Affassinen, mit beispielloser Unumschränktheit regiert von ihrem Oberhaupt, dem Alten vom Berge.

Die ganze westliche Christenheit kannte die Dolche dieses Mördervolkes und der Name seines Herrn erfüllte Christen und Muhamedaner mit Graun. Hulaku-Chan vernichtete den ganzen Stamm und nichts ist von ihm übrig geblieben, als der Name, der heutiges Tages noch in der westlichen Völker Sprachen einen Meuchelmörder bezeichnet.

Auf dem Thron der Abassiden saß damals der Kalif Mostafem. Als die Nachricht ihm ward, wie an seines Reiches Grenzen zahllose Feindescharen sich sehen ließen, die das Land der Gläubigen zu verwüsten drohten, sprach mit ohnmächtigen Stolz der Statthalter des Propheten: „Dießseits und jenseits werden die Feinde der Kinder Abbas vernichtet werden. Ich gebiete diesem Hulaku sich schleunig zu entfernen, vielleicht daß alsdann ich ihm verzeihe.“ Diese pomphaften Worte, durch keine That unterstützt, vermochten den mungalischen Feldherrn eben so wenig zurückzuhalten, als einst ähnliche seinen Groß-Vater Temudschin schreckten. Nach zweimonatlicher Belagerung erstürmten Hulakus Krieger Bagdad und der wilde Eroberer sprach über den letzten weltlichen Nachfolger Muhameds das Todesurtheil aus. Bis jenseits des Tigris und Euphrat erstreckte sich die Verheerung der Barbaren. Aleppo und Damascus wurden geplündert und der Sand

der Wüste schützte nur vor ähnlichem Schicksal die heiligen Städte Moslems *) , so wie der Mameluken tapferer Arm das Vaterland der Pharaonen. Aber Armenien und Anatolien erlagen dem furchtbaren Strom und vergeblichen Widerstand leisteten Ikonien's Sultane, die zuletzt bei den angeerbten Stammfeinden, den Griechen, Zuflucht suchen mußten, vor ärgeren Drängern, als je der Westen in religiöser Begeisterungswuth gegen sie ausgesendet hatte.

Das Schwert der Chane von Persien machte endlich der Herrschaft der Seltschucken ein Ende.

Zahlreicher noch als die Schwärme, die Sina und das Reich der Abbassiden verheerten und vernichteten, waren die, so auszogen unter Tulis Sohn Batu, dem Enkel Temudschins und Neffen Oktaj's.

In den eroberten Landen nordwärts des Kaspiischen Sees befahl Batu unter Oberherrschaft seines Oheims Oktaj. Als des Groß-Chans Heer ruf erging, erhoben sich eine Million, fünfhunderttausend Krieger. Von ihnen wählte Oktaj die aus (ein Drittel ungefähr), die er bestimmte, die Abendländer zu überschwemmen, und stellte Batu an ihre

*) Mekka und Medina,

Spitze. Bierzig Tage bereiteten, durch Feste und religiöse Gebräuche, der Feldherr und seine Scharen zu dem großen Unternehmen sich vor, dann zogen sie aus mit solcher Schnelle und Gewalt, daß innerhalb sechs Jahren den vierten Theil der ganzen Erde sie durchschweiften und von Sthythiens Wildnissen bis an die Ufer der Oder ihre Waffen erklangen und ihre siegenden Paniere wehten. Nicht vermochten ihren reißenden Lauf die Ströme Asiens und Europas zu wehren. Auf ihren gewandten Rossen, oder auf lebernen Booten, durchschwammen sie die Wolga, den Don und Borysthenes, die Weichsel und die Donau, und vor ihrem Schwerte schwanden die Ueberreste volksthümlicher Freiheit in Turbestans weiten Ebenen. Die Reiche Astrachan und Kasan wurden dienstbar und in den wildesten Schluchten des Kaukasus mußten die Völker dem Groß-Chan der Mungalen huldigen. Nördlich hierauf sich wendend, sank vor Batu's siegenden Fahnen der Thron Ruriks zusammen und der Nachfolger des Czar Alexander Newski, nachdem er seine Hauptstädte Moskwa und Kiow hatte in Flammen aufgehen sehen, mußte Sicherheit in den Waldungen Litthauens und Schutz bei dem König von Polen suchen. — Zwei hundert und zwanzig Jahre aber blieben seine Nachkommen dem Chan der goldenen

Horde zinspflichtig und abhängig, und Ehre und Leben der Herrscher auf Kuriks Thron lag so lange in der Hand eines Mungalen-Fürsten.

Da Batu dieses vollendet, zog er an der Spitze seines Heeres den Grenzen der westlichen Christenheit zu. Lublin und Krafau wurden Schutthaufen und den Ufern der Ostsee und der Ober näherten sich die wilden Schwärme.

Zur selben Zeit herrschte in Deutschland und Italien Friedrich II. von Hohenstaufen, kämpfend gerade gegen der Päpste Anmaßungen; in Frankreich der neunte Ludwig, auf wenig gefürchtetem Thron; in Dänemark Erich über einen durch Unfälle geschwächten, in Schweden ein anderer Erich über einen durch Partheien zerrütteten Staat. König Boleslav von Polen lag in Hader mit seinem Nehm dem Herzog von Masovien, und Bela IV. König von Ungarn mußte mit dummi-widerspenstigen Unterthanen streiten, weil er zur Bevölkerung und zur Urbarmachung der wüsten Gegenden an der Theiß die Romaner aus der Moldau aufgenommen hatte.

Das ganze westliche Europa erzitterte bei Annäherung dieser wilden Feindesmassen und ein ungeheures Schrecken flog bis in den Norden dieses Erdtheils hinauf, als dort durch versprengte Russen die Nachricht erscholl, was dem Czare be-

gegnet. Aus Furcht vor den Tataren, welches, wie bereits angezeigt, der Gesamtname dieser Barbaren in Europa war — unterließen im Jahr 1238 die Bewohner von Schweden und Friesland ihre Seefahrten nach den brittischen Küsten, als wodurch entstand, daß, weil einem Menschen, der im östlichen Asien herrschte, es einfiel Krieg zu führen, die Preise der Lebensmittel in England herabsanken, da durch das Ausbleiben der Normänner keine Ausfuhr war.

Die seltsamsten Gerüchte durchkreuzten damals die Welt und die Menge war nicht ungeneigt, diesen gewaltigen Drängern der Nationen menschliche Natur und Bildung abzuspochen, sie für Abkömmlinge von Unholden und Dämonen der Wüsten zu halten; ein Glaube, in dem durch die wilde Blutgier und Grausamkeit der Tataren, und ihrer Gesichter Häßlichkeit, sie bestätigt wurde.

Durch eine Gesandtschaft von Mönchen suchte St. Peters Nachfolger den heranwogenden Strom aufzuhalten, aber wenig entsprach dieser frommen Maßregel die stolze Antwort, die Batu den Vätern ertheilte. „Vom höchsten Gott,“ redete der Feldherr der Tataren zu des Papstes Gesandeten, „vom höchsten Gott ist Dschingis = Chan und seine Söhne berufen, die Völker zu unterwerfen oder zu vertilgen und der, der sich den Statthalter Christi

nennt, wird Wohlthun sogleich aufzubrechen, um als Bittender bei der goldenen Horde zu erscheinen, wenn er nicht mit vernichtet werden will.“ —

Kräftiger, als die des Papstes, waren die Maßregeln, so Kaiser Friedrich ergriff, der, da durch eigene Noth hart bedrängt, er nicht im Stande war der erschrockenen Christenheit selbst beizuspringen, doch trachtete den Völkern seinen ritterlichen Geist einzuhauchen und sie aufforderte, einen gerechten Kreuzzug gegen diese argen Zerstörer zu unternehmen. An die Könige von Frankreich, Spanien und England, an alle Fürsten, Grafen und Herren Deutschlands und Italiens erließ er ein Schreiben, worin in den dringendsten und ehrenvollsten Worten der hochherzige Kaiser sie aufforderte zur Vertheidigung nationaler Freiheit, und — wenn auch nicht so, wie wohl es hätte seyn sollen, so blieb doch nicht ganz ohne Folge des tapfern Hohenstauffer Aufruf. — Viele deutsche Ritter und Herren mit ihren Mannen zogen nach Schlessien, als wohin nach Lublins und Krakaus Verwüstung Batu sich jetzt wandte, und vereinigten dort mit jenes Landes Kriegern sich unter den Fahnen des Herzog Heinrich von Niederschlessien und des Großmeisters des deutschen Ordens.

Im Jahr zwölfhundert zwei und vierzig, nachdem Breslau von den Tataren war verbrannt

worden, trafen ohnfern Liegnitz, in den Gefilden an der Kaxbach, bei dem Kloster Wollstadt oder Wahlstadt, die Heere aufeinander. —

Mit ihrem gewohnten wilden Muth griffen die weit überlegenen Tataren an; standhaft und ächt ritterlich hielten die Verfechter der Freiheit den Anprall aus, aber ihre Zahl war zu schwach und verloren ging nach heißem Streit die blutigste Schlacht, die je die Völker des Westen gegen östliche Barbaren fochten. — Herzog Heinrichs Heer und die deutschen Ritter mußten sich zurückziehen, dem Feinde blieb das leichenvolle Feld und neun Säcke mit den rechten Ohren der Erschlagenen füllten als grauses Siegeszeichen die Tataren. —

Als die Nachricht des Verlustes der Schlacht erscholl, ergriff, verstärkt durch die Nähe der Gefahr, jenes ungeheure Entsetzen, das erst sich schon der Gemüther der Menschen vor diesen furchtbaren Feinden bemächtigt hatte, mit verstärkter, neuer Kraft Alle. In die unwegsamsten Gebirge und Waldungen floh das Volk mit seiner Habe und so weit der Fuß der Asiaten kam, glich alles Land einer graufenden Wüste, bedeckt mit den Gebeinen der Erschlagenen und den dampfenden Trümmern niedergebrannter Dörfer und Städte. Dennoch, so groß der Schrecken war, den seine Siege dem

westlichen Europa einflößten, wagte Batu nicht weiter vorzudringen. Der ungeheure Verlust, den sein Heer in der Schlacht auf den Feldern bei Wollstadt erlitten hatte, lehrte dem Führer der Mungalen deutsche Tapferkeit ehren und deutschen Muth, und die heldenmüthige Entschlossenheit von fünfzig Rittern und zwanzig Armbrustschützen, die es wagten, gleich den Lakoniern in den Thermopylen, gegen den einbrechenden Feindesstrom mit hoher Todesverachtung in Neustadt in Oestreich, sich zu vertheidigen, bis Entsatz ihnen ward — bestärkte ihn hierin und von Deutschlands Grenzen, an dessen Unterjochung er verzweifelte, wandte er sich weg, um in Hungarus fruchtbaren Gauen sein blutig Banner aufzupflanzen.

Wie dieses Landes Bewohner mit ihrem König Bela IV. zerfallen waren in unheilvolle Zwietracht, haben wir bereits angedeutet; schwach war daher nur der Widerstand, der den Barbaren sich zeigte und die Felsenwände der Karpathen konnten keinen Feind zurückhalten, der die Wildnisse, Gebirge und Ströme Asiens durchschnitten, überklettert und durchschwommen hatte. König Bela's in Eil zusammengerassete Schaar wurde zersprengt und in weniger als einem Jahre war alles Land nordwärts der Donau eine weite Gräber- und Aschenwüste. Als der Winter kam und der mäch-

tige Strom sich mit Eis belegte, gingen die Taren auf das andere Ufer und belagerten Gran. Es fiel nach tapferer Vertheidigung in die Hände der Feinde und ein allgemeines Morden unter den unglücklichen Einwohnern entstand. Drei hundert edle Frauen, ausgezeichnet durch Rang, Reichthum und Anmuth, ließ Batu vor seinen Augen niederhauen! — Nur drei Städte im ganzen Reich entgingen dem gräßlichen Geschick des Gemeinwesens und König Bela entfloß verzweifelt nach den liburnischen Inseln.

Als hierauf Batu noch Servien, Bosnien und Bulgarien verheert hatte, gleich den andern Ländern, die er durchzog, wandte er sich, müde vielleicht des Mordens und Brennens, zurück, von wannen er gekommen, und verlebte fortan seine Zeit in dem Pallast Serai, den sein Befehl mitten in einer Wüste hatte entstehen lassen.

Aber nicht allein gegen die reichen Gegenden des Osten und Süden, so wie gegen die kriegerischen Völker des Westen, genügte es dem Eroberungsgeist der Mungalen, ihre Waffen getragen zu haben, auch die armen beeisten Gefilde des Nordens sollten erzittern und gedüngt werden mit Blut. Scheibani, des fürchterlichen Batu Bruder, überzog mit zahlloser Horde die Steppen

Sibiriens und bis an des Eismeeres in Frost starrende Gestade streiften seine Krieger.

Drei Jahrhunderte herrschte Scheibani-Chan und seine Nachfolger in jenen nördlichen Klimaten und hatten zu Tobolsk ihren Sitz, bis endlich nach Verlauf dieser Zeit die Waffen der Russen sie verdrängten.

Dieses waren die in dem kurzen Zeitraum von einigen sechzig Jahren vollbrachten Kriegszüge, Eroberungen und Verwüstungen von Dschingis Söhnen und Enkeln, die, treu nachahmend das Verfahren ihres Stammvaters, fast über die ganze Erde weg, bis zu den entlegensten Nationen, Schrecken und Entsetzen verbreiteten.

Kann dieses Gemälde den Fühlenden nicht anders als mit Grauen erfüllen, mit einer trüben Empfindung, die nur von dem Gedanken an eine zwar oft dunkle und unbegreifliche Lenkung der höchsten Liebe und Gerechtigkeit, die fortschreiten lassend die Menschengeschlechter durch verworrene Thale, aus Nacht und Gräberwüsten neues Leben, höhere und schönere Entwicklung hervorbringen läßt — erhellen, so mögen folgende wenige Züge und Andeutungen über das bürgerliche Leben der Groß-Chane der Mungalen in diesen und

den nächst daran sich anschließenden Zeiten, durch den reinen Gegensatz mit ihrem kriegerischen Treiben, ein milderes Bild in der Seele des Lesers hervorrufen.

So wie die ersten Nachfolger Muhameds, die Kalifen, beobachteten auch die Nachkömmlinge Dschingis-Chans (d. h. die, so die höchste Würde bekleideten) den Gebrauch, nicht, oder doch nur äußerst selten, an der Spitze ihrer Heerschaaren zu erscheinen.

In ruhiger Majestät thronte mitten in den Wüsten an den Ufern der Selinga die goldne oder königliche Horde, und während vor dem Groß-Chan die Gesandten der Könige und Fürsten aus Asien und Europa, Geschenke bringend und Frieden und Freundschaft bittend, erschienen, verzehrte der gewaltige Herrscher so vieler Millionen, von dessen Wink das Geschick unermesslicher Länder abhing, sein einfaches Mahl nach Sitte seiner Väter, das dem ärmsten europäischen Herrn zu dürftig würde gewesen seyn.

Nur nach und nach erhob der gewöhnliche Sitz dieser Fürsten aus einem elenden, armseligen Dorf zu etwas besserem sich empor und erst Oktaj, und sein Nachfolger Mangu, vertauschten das sonst als Wohnung übliche Zelt mit einem leicht gezimmerten Hause, in welches sie die Gebräuche ihrer Alvordern und ihre patriarchalischen Sitten

übertrugen, und während ihre Kriegsgeschwader die Erde unterwarfen, die einfache, gastfreie und prunklose Lebensart der alten Bewohner ihrer Landstriche führten.

Später erst, indem die Verwandten des Groß-Chans und die Mächtigen dem gegebenen Beispiel folgten und gleichfalls ihre Zelte in Häuser umwandelten, erhielt die Residenz der Mungalen, Karakorum, ein einer Stadt ähnliches Ansehen, und die umgebenden Waldungen wurden gelichtet. Persische und sinesische Künstler verschönten sie mit Bildsäulen von gediegenem Silber — dem Raub von vielen Nationen — mit Bädern und Springbrunnen; dennoch glich dieser Sitz des mächtigsten aller damaligen Herren, nach den Beschreibungen der Missionäre, an Größe und Schönheit nicht dem Flecken St. Denis bei Paris.

Von allen Gegenden und Erdstrichen, die der Mungalen Waffen durchtobten, lag keine Eroberung ihrem Herrscher mehr am Herzen, als die von Sina.

Dieses weite Reich, ihnen am nächsten gelegen, durch mildes Klima und üppige Vegetation, so wie durch eine ungeheure Bevölkerung, am mehrsten ihrem Herrschertrieb zusagend, am mehrsten ihnen ein freundlich anmuthiges Daseyn versprechend, mußte natürlich ihr Hauptaugenmerk

werden und so geschah es, daß in wenigen Zeugnungen die rauhen Ueberwinder der friedliebenden, gegen sie gestellt, hoch kultivirten, Sineser, sich anschmiegend an die Sitten der Besiegten, überwunden wurden von dem Einfluß milderer Gebräuche und bald mit dem Stammvolke Sinas in Eines zusammenschmolzen, welches um so eher geschehen mußte, da bei der, gegen alle andere Länder gehaltenen, erstaunenden Bevölkerung dieses Reiches, die Mungalen, mochten ihre Schwärme auch noch so zahlreich seyn, sich in ruhiger Zeit unmerkbar unter den Eingebornen verloren.

Nicht unerwähnt darf hier die Geschichte das tugendhafte und weise Benehmen eines Mandarins lassen, der, in hoher Staatsbedienunq stehend, bei dem Sturz der einheimischen Dynastie, durch Klugheit und wohl berechnetes Betragen den rauhen Stolz und die Wildheit der neuen Herrscher zu lenken wußte, also, daß während einer dreißigjährigen Verwaltung es ihm gelang, die Spuren der verheerenden Feldzüge der Mungalen, wenn auch nicht ganz auszulöschen, doch zu mildern und die Thränen des Elends zum Theil zu trocknen, die das Schwert der Eroberer erpreßte. —

Selten wird dem Geschichtsforscher und Schreiber der Genuß auf Einen Solchen zu stoßen, und lange kann er die Blätter, die die Kunden vergan-

gener Lage enthalten, durchlesen, ohne unter dem vielen Mord und Raub, unter dem blutigen Untergang ganzer Länder und unter der Schilderung der Zertretung ganzer Geschlechter, eine That ihm erscheint, die den Glauben an die Güte des menschlichen Herzens, der so oft, bei dem wärmsten Gefühl dafür, zu schwanken beginnt, wieder festet. Der Vernichter und Zerstörer giebt es viele, der Erbauer und Tröster wenige! — und unwillkürlich fast ruft dann einen solchen Freund der Menschheit der später lebende noch: Möge sein Andenken gesegnet seyn und seine Asche sanft ruhen! —

Bis in die dritte oder vierte Zeugung herrschten Temudschins Nachkommen, groß und mächtig und bald auch, da den Sitten der Ueberwundenen sie sich anschlossen, geliebt; dann begannen sie auszuarten und den Haß der Völker auf sich ladend und beraubt der Kraft ihrer Vorfahren, geschah es, daß hundert und vierzig Jahre nach dem Tode Dschingis-Chans sein unwürdig des Herrschens gewordenes Geschlecht aus Sina vertrieben wurde durch Volksaufstand, und sich in den Wildnissen verlor, von wannen es ausgegangen war. Die Nebenzweige aber, sich trennend nach und nach vom Hauptstamm, beharrten theils fort in

der nomadischen Einfachheit der Vorältern, theils versanken sie in weichlich asiatischem Luxus, je nachdem ihrer Wohnsitz Lage zu einem oder anderem sich eignete, alle aber traten nach langem Schwanken zwischen Bibel und Koran endlich zum letzteren über, so daß auch dadurch für die Folge das Band zerrissen wurde, was einigermassen noch mit ihren Stammbrüdern sie band, die fortan sie als Götzendiener verabscheuten.

Fr. Gleich.

L i e s c h e n.

Lieschen an Herrn Kurze.

Mein lieber Herr Vormund, es sind hier viel schreckliche Dinge mit uns vorgegangen, oder vielmehr angenehme Dinge, ich weiß nicht recht, wie ich sie nehmen soll. Denn es ist auch viel vorgefallen, was Niemand weiß, als ich allein, und was mich recht traurig macht, wenn ich dran denke.

Mein Vater, das wissen Sie, hat mir nichts hinterlassen, als Ihre Liebe, einen rührenden Brief und eine weiße Rose, die ich jedesmal an meinem Geburtstage zu seinem Andenken tragen sollte, so lange ich ein unschuldiges, gutes Mädchen wäre. Ich war erst acht Jahre alt, da er starb, und Sie schickten mir seinen Brief und das Kästchen mit der weißen Rose, kurz vor meinem

funfzehnten Geburtstage, da ichs doch wohl verstand, was ich sollte. Ich benehete den Brief mit recht heißen Thränen, und steckte die Rose an meinem Geburtstage an meine Brust, und an den drei andern Geburtstagen, die ich seitdem erlebte. Und gewiß mit Recht, denk' ich, obwohl mancherlei vorkam, was mich zuweilen irre machte, wenn ich das Kästchen öffnete, den Brief las, und die Rose vorstecken wollte. Aber Sie werden mir ja sagen, ob ich Recht hatte.

Nun sehen Sie. Wir waren arm, ich und meine Mutter. Der Witwengehalt reichte nicht zu.

Anfangs nahm sich der Oheim Schlüter und die Tante unserer sehr an. Aber, aber — der Oheim wurde erst Rath, dann Hofrath. Wir wurden nicht mehr zu ihren Gesellschaften gebeten. Wir waren immer gerade Sonnabend zu Abend da, wenn Niemand anders da war; denn — sie wurden immer vornehmer — dann alle vierzehn Tage; dann durfte meine Mutter nur des Morgens kommen. Der Kabinets-Rath, so hoch war er gestiegen, nannte meine Mutter nicht mehr Frau Schwester, wie sonst, sondern Madame Warteborn. Meine arme Mutter, die sich auf den Rang ihres Schwagers viel einbildete, mußte oft wieder gehen, ohne ihre Schwester ge-

sehen zu haben. Die Kinder nannten mich nicht mehr Kusine, außer wenn wir ganz allein waren. Man schenkte mir zuweilen einen abgelegten Puz, mit viel Worten über ihre Güte.

Meine Mutter fühlte sich tief gekränkt. Ich hat sie, da ich größer wurde, nicht mehr hinzugehen. Aber sie konnte es nicht lassen, obgleich sie jedesmal mit Verdruß zu Hause kam.

Man gab meinem seligen Vater die Schuld unserer Armuth. Man warf ihr alle alte vergessene Unglücksfälle in meines Vaters Familie vor, und glauben Sie mir, oft recht hart. So, daß meines Vaters Bruder ein Landläufer wäre, der einmal als ein Bettler wieder kommen würde.

Wenn sie am Abend zur Komödie vor unserm Hause vorüber fuhren — ich hätte einen andern Weg genommen! gewiß! — und nicht einmal nach unserm Fenster sahen, so hatte meine Mutter einen kummervollen Abend, an dem alle mein Trösten nichts half, gar nichts, alle meine Heiterkeit nichts. Nu Sie wissen, wie heiter ich bin.

Ach Lieschen, sagte meine Mutter so schwermüthig: wenn ich ihre Tochter so gekleidet sehe und Dich! Dich! Glauben Sie, es waren trübe Tage! recht trübe! Aber es kam noch schlimmer. Wir litten wirklich Mangel, so ärmlich wir lebten.

Da las ich in einem Buche, wie eine Toch-

ter ihre Mutter mit Arbeiten ernährt. Ich konnte arbeiten, stricken, nähen, ich machte mir allen kleinen Puz selbst, und alles gerieth mir über die Maßen.

Ich arbeitete erst heimlich für André; meine Mutter that, als sehe sie nicht, daß es für Geld geschah. Meine Arbeit gefiel, und wir fingen an bequemer zu leben. Ich arbeitete den ganzen Tag, hink und singend. Am Abend las ich ein gutes Buch meiner Mutter vor. Wir lebten einsam; denn seit ich für Geld arbeitete, hatten Kabinettsraths ihren Umgang ganz mit uns aufgehoben.

Sehen Sie, nun kommt einen Morgen der alte gute Kanzlei-Sekretair Wendeler, der immer noch die alte gute Freundschaft mit uns hielt. Er pochte jeden Morgen, wenn er auf die Kanzlei ging, an mein Fenster, und rief: so fleißig, Mamsell Lieschen! und mußte ihm jedesmal die Hand aus dem Fenster reichen, was ich von Herzen gern that — der kommt nun herein gestürzt, in unser Zimmer, und ruft, und schwenkt seinen Hut dabei: gratulire! trara! trara! gratulire! trara! und war ganz braun im Gesicht vor Freuden.

Wir sehen ihn groß an, und fragen.

He! rief er; als ob Sie es nicht wüßten!

He! man muß das Glück nicht suchen, aber auch nicht stolz dagegen seyn.

Meine Mutter versicherte, sie wisse nicht, was er wollte.

Mamsell Lieschen, rief er zornig: öffnen Sie Ihr hübsches Nadelküssen — so nennt er meinen Mund, weil ich zuweilen, wenn ich eilig war, die Nadeln zwischen die Lippen nahm, — und reden Sie! denn was die ganze Stadt weiß, werden Sie doch auch wissen, daß des seligen Papas Bruder, ein tüchtiger Mensch, habe ich immer gesagt, schwer reich wieder ans Land gekommen, schwer reich, und ohne Frau und Kinder.

Da wir es nicht wissen, lieber Herr Sekretair, sagte ich: so ist wohl gar nichts daran.

Das ist recht! rief er zornig aufs neue.

Aber meine Mutter konnte es nicht vergessen, fragte alle Bekannte, die vorüber gingen. Die ganze Stadt war voll davon.

Ich scherzte, und scherzte; aber aus dem Scherz wurde Ernst. Meine Mutter erhielt einen Brief von meinem Oheim, mit einer Kiste der köstlichsten Sachen, die aber alle für uns nicht zu gebrauchen waren, bis auf ein Gewebe Musselin, das ich nie so fein gesehen hatte, und für mich Perlen und Geschmeide, die ich aber still wieder hinlegte, denn für mich waren sie zu kostbar.

Im Briefe aber lag eine Anweisung auf eine große Summe Geld, und die Nachricht, die meiner Mutter noch angenehmer war, daß er unverheirathet in Europa angekommen, im kurzen selbst da seyn werde, um nächzusehen, was seines Bruders Witwe, und sein liebes Lieschen gutes machte.

Sehen Sie, lieber Herr Vormund, nun hatten wir auf einmal alle alten Freunde meines Vaters wieder gefunden. Ich will nicht richten; denn Mitfreude ist vielleicht leichter als Mitleiden, obgleich mir es umgekehrt scheint.

Die Tante kam gefahren, umarmte ihre Schwester, und machte ihr Vorwürfe, daß sie sich so selten sähen. Ich war das liebe Kusinchen und schön wie ein Engel.

Nun wurden die Geschenke des Oheims besichtigt, die Perlen und Steine taxirt, die Tapeten und der Goldbrokat belacht. Man fing an, aus den Geschenken sein Vermögen zu berechnen. In seinem Briefe wurde jedes Wort gewogen, wie viele Hoffnung ich hätte seine Erbin zu werden. Sein Alter wurde berechnet. Mich überlief ein Todesschauer nach dem andern.

O mein lieber Oheim, sagte ich hierauf, meine Hände recht innig faltend: Gott erhalte dein theures Leben noch lange!

Und so, mit den Worten wendete sich meine Tante zu mir, können Sie leicht, mein theures, schönes Kuschelchen, eine der besten Parthien in der Stadt seyn.

O lieber Herr Vormund, die paar Worte, obgleich sie gut gemeint seyn konnten, erbitterten mich sehr. Ich habe, sagte ich, eine weiße Rose von Seide; und ich gäbe sie nicht für des Oheims ganzen Reichthum. Aber ich fühlte auch in diesem Augenblick, daß das Gold des Oheims vielleicht ein schweres Unglück für mich werden könnte. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren.

Denn, lieber Herr Vormund, es war außer dem, was ich Ihnen erzählt habe, noch allerlei mit mir vorgegangen, was nicht aus der Feder, und nicht aus meinem Herzen will.

Aber müßte ich auch noch so viel erröthen, und es ist mir, als würde das weiße Papier, auf dem ich schreibe, roth von dem Widerschein meiner Wangen, so will ich Ihnen doch mein Herz öffnen, und fragen: Konnt ich dafür? War ich nicht unschuldig? Durst ich die weiße Rose nicht herzhaft an meine Brust stecken?

Gerade gegen uns über wohnte eine Witwe, arm wie meine Mutter: eine fromme Frau, bei der der alte ehrliche Wendeler fast eben so oft ans Fenster pocht, als bei uns. Sie ist die Wit-

we des Kanzlei-Registrators Vogel. Sie hat ihren Mann so früh verloren als meine Mutter ihren. Sie hat einen einzigen Sohn, der in der ganzen Nachbarschaft das Lob eines guten Sohnes hat. Aber ich kannte ihn nicht. Denn er war auf der Universität, wo er und die Mutter ihn kaum ein Jahr erhalten konnten.

Am meinem sechszehnten Geburtstage steckte ich die weiße Rose meines Vaters an meine Brust, und stellte mich ans offene Fenster, um mein Auge an den Himmel zu schlagen, wo der Geist meines guten Vaters gewiß war.

Wie ich hinaus sehe, fällt mein Blick gegen über auf einen jungen Menschen, der auch an dem offenen Fenster der Witwe steht. Aber mochte er da stehen. Ich hatte mit ihm nichts zu thun. Ich schlug meine Augen andächtig zu dem Himmel hinauf, und dachte an das frühe Grab meines Vaters, an den Gram meiner Mutter, an den Brief meines Vaters, und sprach so in mir, daß ich die weiße Rose gewiß, o gewiß! unbesleckt an mein Herz voll Unschuld stecken wollte, und lebte ich auch hundert Geburtstage.

Und da ich das in mir gesprochen, zog ich das Fenster wieder zu, obgleich der junge Mensch noch unverrückt da stand.

Der Sohn des Registrators ist heute an Des

nem Geburtstage wieder zu seiner Mutter gekommen, Lieschen, sagte mir meine Mutter.

So? Gott gebe der ganzen Nachbarschaft einen so frohen Tag! ohne an etwas zu denken, sagte ich.

Sehen Sie, ich saß beim guten Wetter am offenen Fenster, und arbeitete; er saß an eben dem offenen Fenster gegen mir über, und arbeitete auch.

Der alte Wendeler — er war sein einziger Freund — gab ihm Registratur = Arbeiten. Er wollte den armen Menschen gern an die Kanzlei helfen.

Unter den Arbeiten fallen einem allerlei Gedanken ein. So fiel mir ein, wenn ich ihn da so fleißig mit der Feder arbeiten sah: der arbeitet für seine arme Mutter da, ich hier. Er liebt seine Mutter, wie ich meine. Und so sah ich von Zeit zu Zeit nach, ob ich die Feder auf dem Kopf noch sah, und er mochte wohl auch allerlei denken, so daß er zuweilen herüber sah, ob er meine Hand noch sähe. Aber das alles war so sehr unschuldig. Trat er ans Fenster, so beugte ich mich zurück, trat ich ans Fenster, so sah er nicht auf. Aber die Ähnlichkeit in allem war doch sonderbar. Ich mochte wollen oder nicht, ich mußte dran denken. Wendeler nahm meine Hand, wenn

er auf die Kanzlei ging; kam er, so nahm er seine. Er sagte mir zuweilen: das ist ein lieber Junge da drüben! Ich wollte wetten, er sagte ihm zuweilen von mir: das ist ein liebes Mädchen da drüben!

So hing sich ein kleiner Gedanke an den andern, lieber Herr Vormund, so daß ich zuletzt eine Stunde lang an ihn denken konnte. Und da ich, wenn ich an ihn dachte, so ganz heimlich auch hinüber sah, so arbeitete ich lieber hinter dem verschlossenen Fenster. Da aber ein paar Tage darauf sah ich ihm gar nicht mehr. Er saß an einem andern Fenster, das er nicht mehr öffnete. Das ging mir wohl ein wenig nah; aber es war nicht anders. Ich konnte nun meine Fenster wieder öffnen, und so waren wohl zwei Monate hingelaufen, ehe wir recht mit den Fenstern zurecht kamen.

Abends, wenn ich las, blies er auf der Flöte, aber so sanft und schön er auch blies, so störte michs doch im Lesen. Ich verstand manchmal vor der Flöte nicht ein Wort. Ich wollt es zwingen; denn vorher hat auch einer die Flöte in der Nachbarschaft geblasen, die mich nicht störte; aber ich konnt es nicht zwingen, und kanns noch nicht.

Das fiel mir auf. Ich las zu einer andern Zeit, und arbeitete, wenn er blies.

Wendeler kam und sagte: das ist ein lieber Junge da drüben! Sie wissen, er sagt kein Wort zu viel. Dann sagte er: das ist ein Himmelsjunge! dann: das ist ein Engel, kein Mensch!

Hat er ihm so etwas von mir auch gesagt, so —

Der alte gute Mann sah nicht, wie roth ich jedesmal wurde, wenn er so sagte. Und so sagten sie alle von ihm, meine Mutter sogar, wie fromm und still er lebe, wie fleißig, wie genügsam er sey, wie er von seinem Fenster gar nicht wegläme; bei der Erwähnung des Fensters schlug mir das Herz allemal, und sehr unruhig. Wie das Mädchen, denken Sie, das sagte meine Mutter so ruhig, als wäre es nichts. — wie das Mädchen, das einmal seine Frau würde, glücklich seyn müßte!

Denken Sie, was in meinem Herzen vorging. Aber was Niemand sah, als ich allein, mit pochendem Herzen, das war, wie er mich betrachtete, so verstohlen, hinter dem Fenstervorhange her, wie er mit brennenden Augen nach dem Fenster schaute, wo ich nicht mehr war. Ich sah ihn durch meine Blumen, die im andern Fenster standen, und mich verbargen.

Ging ich aus, so war ich gewiß, ihm irgendwo zu begegnen, und wieder, und wieder, so daß ich manchmal dachte, er ist drei Mal in der Welt.

Er grüßte mich nicht, ich nicht ihn. Ich ging erröthet, mit niedergeschlagenen Augen, wenn ich ihn von weitem sah. Er ging weit um mich weg; und dann ging die Angst wieder an, weil ich immer dachte: nun kommt er wieder.

Ich gelobte es, nicht mehr zu gehen, und ging mehr als je.

Ich wurde zuletzt im Ernst böse auf ihn, daß mir es so ging mit ihm. Ich stampfte sogar mit dem Fuße ein wenig, daß er mich um alle meine Fröhlichkeit gebracht hatte, um meinen guten Muth. Ich lachte wohl; aber jedes Lachen endigte mit einem Seufzer.

Nun setzte ich meinen Tisch ganz vom Fenster weg, als blendete mich das Licht und die weiße Arbeit, und nahm mir ein Herz muthig zu seyn, und fröhlich, denn ich fühlte, lieber Herr Vormund, ganz deutlich, ich könnte, ich mußte ihn lieben, wenn das so fortginge. Ich hatte Niemanden, dem ich mein Herz öffnen, den ich um Rath fragen konnte. Ich las meines Vaters Brief oft, ich betrachtete die weiße Rose. Das half. In vierzehn ganzen Tagen ging ich nicht aus, so schön das Wetter war, trat nicht ans Fenster, und ging aus dem Zimmer, wenn Herr Wendeler kam, der immer ein paar Worte von ihm zu sagen hatte.

Ich that recht, und freute mich auf meinen Geburtstag, der recht nahe war.

Ich armes Kind! ich steckte meine Rose lächelnd und triumphirend an die unschuldige Brust schon um sechs Uhr Morgens, um mit allem fertig zu seyn, ehe er da ist. Ich öffne das Fenster, und im Fenster liegt der schönste Strauß von den schönsten Blumen, und in einem winzigen Blumentöpfchen ein blühendes Bergameinnicht gepflanzt.

Es verdarb mir den schönen Tag. Mein Herz schlug so arg, daß ich nicht den Muth hatte, die weiße Rose an meiner Brust zu behalten, ob ich gleich dennoch fühlte, daß ich unschuldig war.

Im zweiten Jahre fing ich nun an zu fühlen, daß er mir mit seiner stummen Liebe drüben das Herz stahl. Ein Monat ging nach dem andern hin. Er grüßte mich am Morgen, ich grüßte wieder. Am Abend, ehe er das Fenster verschloß, bückte er sich gegen mich zur guten Nacht, und ich bückte mich wieder.

Eine hohe Röthe schoß auf seine Wangen, und auf meine, wenn wir uns grüßten. Und mir wars, als wenn wir ganze lange Gespräche führten in dem Grusse. Und weil ich ihm alles verstand, was er mir sagen wollte, so merkte ich denn wohl, daß ich ihn von Herzen liebte.

Denn da ich nach einer Krankheit von ein paar Tagen zum ersten Mal wieder das Fenster öffnete, obgleich der Arzt es verboten hatte, so bückte er sich wohl drei Mal gegen mich, und gegen den Himmel! Und ich mußte mein Taschentuch an die Augen halten, so gerührt war ich.

Aber ich steckte doch meine Rose mit rechter Freudigkeit an die Brust den nächsten Geburtstag, und seine, die er mir ins Fenster gelegt hatte, daneben. Er bückte sich nur ein mal gegen mich, aber sehr tief, sehr tief. Ich verstand alles.

Nun kam Wendeler und erzählte meiner Mutter, daß er Hoffnung habe den guten Jungen da drüben an die Kanzlei mit einem kleinen Gehalt zu bringen. Ich bückte mich tief, tief, damit sie nicht mein Erröthen sehen sollten.

Der alte Mann war so vergnügt, daß er immer wieder von ihm anfang.

Es ist nicht viel, liebste Frau, aber ein Mädchen, die etwas hat, dabei, dann ist's genug.

Mein lieber Herr Vormund, nun durfte ich nicht mehr ans Fenster treten; ach, so sehr mein Herz auch schlug. Ich hätte sonst die Rose nicht mehr an meine Brust stecken dürfen.

Wenn er mich liebt, dacht ich: so geht ja ein Jahrhundert hin. Es wird sich finden. Er trat alle Tage ans Fenster, harrte geduldig auf

mich. Geduld! sagte ich: lieber Mensch, da drüben. Ich darf nicht kommen! Ich darf nicht. Geduld!

Nun kam des Oheims Brief, lieber Herr Vormund, und ich mußte nun das Arbeiten für Geld aufgeben. Meine Mutter miethete noch ein paar Zimmer in dem Hause zu, kaufte Möbblen, Kleider, wir gingen nicht mehr, ein Miethswagen mußte uns fahren.

Ach, ich dachte gleich, daß es da drüben nicht recht gut aussehen würde; denn es gingen einige Herren, deren Bekanntschaft ich hatte machen müssen, an, vor unserm Hause vorüber zu gehen, und nach meinem Fenster zu gaffen.

Nun war die Reihe an mir. Trat ich ans Fenster, so trat er zurück. Ich lag eine ganze Stunde im Fenster. Er war so unsichtbar, wie ich vorher. Sah ich ihn, denn er steckte den Kopf zuweilen heraus, als wollte er sich hinausstürzen, so sah er aus wie der Zorn selbst. Er sah nach dem Wetter, die Gasse schnell hinauf und hinab, ich mochte noch so freundlich lächeln, oder noch so wehmüthig aussehen, es hilft mir alles nicht.

Dazu kommt noch — ach! ich habe schon genug zu tragen, daß meine Tante von einer Par-

thie für mich spricht, und mein Mütterchen lächelt.

Sehen Sie, lieber Herr Vormund, Sie können denken, wie mir dabei zu Muthe ist. Unrecht hab ich nicht gethan; aber Sie wissen nicht, wie die Tante lachen, wie sie einem alles Unrecht auslegen kann. Sage ich, wenn sie Ernst machen, und sie machen Ernst, ich bin schon versagt, oder so — und ich glaube doch, daß ich so zu sagen schon versagt bin — so lachen sie mich aus, oder sie verhöhnen meine unschuldige, fromme Liebe, bis sie mir das Herz brechen, und ich thue, was sie verlangen. Und der da drüben bricht mir das Herz ohnehin; er sieht mich nicht mehr an, und stehe ich auch blaß wie eine Leiche eine Stunde am Fenster. Er hat seine Flöte, auf der er mir sein Herz so oft gestand, zerbrochen, und die Stücke auf die Gasse geworfen.

Sehen Sie, das kommt von dem Reichthum, wie glücklich war ich, da ich arm war! Rathen Sie mir, liebster Herr Vormund, wie ichs mit meinen Verwandten, wie ichs mit dem jungen Menschen gegen mir über mache. Ich fürchte immer, ich höre einmal am Morgen, er ist auf und davon gegangen. Er hat gewiß gehört, was sie in der ganzen Stadt sagen, ich wäre Braut. Wenn er nur wüßte, daß ichs nicht bin. Aber

sagen oder schreiben kann ichs ihm nicht. Das ist doch auch unmöglich. Dem guten Wendeler habe ich es gesagt! Der aber lacht mich aus. Er hats hier gehört, dort, vom Kanzlei-Direktor sogar, dem vertrauten Freunde meines Oheims. Ich schwöre, ich breche in Thränen aus, ich werde böse; aber er sagt: ich weiß ja, was ich weiß, Kindchen, ich weiß ja, was ich weiß! Der da drüben, leugnet Sie doch, weiß es nur gar zu gewiß.

Ja, der da drüben hat gut reden! rief ich und erblaßte.

Sehen Sie, so unglücklich bin ich. Ach, ohne Ihr Wissen, denk ich, darf man mich nicht verheirathen, und ohne meines Oheims Bewilligung auch nicht. Aber, aber ich kenne meine Tante, und ach, meine gute Mutter möchte gern nachholen, was sie an dem unglücklichen vornehmen Leben versäumt hat. O antworten Sie ihrem armen Liebschen ja ein paar Zeilen. Ihre gehorsame Dienerin

Elisabeth Warneborn.

Warneborn an Kurze.

Friede sey mit Dir, mein Freund! Alles, was Dein Brief enthält, weiß ich schon, bis auf Liebchens stummen Liebeshandel. Ich kenne den Meist-

sehen so ziemlich auf dem ganzen Erdboden; aber je älter ich werde, je genauer ich das Ding, was Mensch heißt, beobachte, desto weniger begreife ich ihn. Und wenn ich bedenke, wie wenig Macht, wie wenig Straflosigkeit, wie wenig Leidenschaft dazu gehört, auch den besten zu Falle zu bringen, wie die Hölle und Galgen und Rad nicht hinlänglich sind, ihn abzuschrecken von dem Wege, den er nicht gehen will, und wie ein Blinder dennoch immer geht, so möchte ich verzweifeln; und spotten, wie sie alle Alter, selbst ihr Glück, ihre Ruhe, ihre Wohlfahrt an den Schein des Glücks setzen, und wie Kinder immer schreien: mehr! bis der Tod die unruhige Marionette zur Ruhe bringt! Und stelle ich neben ihre Schuld ihre Tugenden, die Begeisterung für das Große, wovon ein Wort, eine Rede sie versetzt, so muß ich sie lieben, die ich verachte, die ich hasse. Es ist nicht anders, der Tod wird das Räthsel lösen, was Niemand begreift.

Ich bin auf dem Schauplatze meines künftigen Wohnorts schon tüchtig herum gelaufen, habe den Mitspielern meines fünften kurzen Akts ein wenig hinter die Masken gesehen, ohne daß Jemand es weiß.

Der tropische Himmel, meine Mäßigkeit, die dort nur das Leben fristet, meine Reisen, meine Thätigkeit haben mich ausgedörret, so, daß mich

jeder Bedulne in der Wüste für seinen Landsmann erklären würde.

Es ist ein feines Vergnügen nach fünf und zwanzig Jahren, so auf einmal die Weltgeschichte seiner Jugend übersehen zu können, was Zeit, Schicksal und Leidenschaft aus dem und dem hat machen können. Erst besah ich meiner Kindheit stillen Schauplatz, und dann die Kinder, die mit mir gespielt hatten. Sie waren noch immer Kinder, nur nicht mehr so fröhliche, die jeden vorüberfliegenden Augenblick unbesorgt zu ihrem Spielkameraden machten, ohne an die Zukunft zu denken.

Dann war mein erster Gang zu Lieschen, meiner theuersten Bruders-Tochter.

Ich trat dreist in ihr Zimmer, und fragte nach der Wohnung, die hier im Hause zu vermiethen war.

Man wies mich an den Wirth.

Ja, sagte ich lächelnd: mit der Wohnung will ich wohl fertig werden, wenn nur mit dem Wirth selbst, und mit der Nachbarschaft. Ich kann nicht Haus an Haus, Gasse an Gasse mit Jemanden wohnen, ohne ihn nicht ein wenig lieb zu haben. Ehe ich also mein Zimmer besehe, besehe ich allemal erst die Menschen um mich her. Mit Ihnen beiden will ich wohl fertig werden.

Lieschen sah mich lachend und gutherzig an,

und! beschrieb mir Wirth und Nachbarschaft recht drollig; was sie über den Nachbar drüben sagte, weiß ich nicht mehr. Ich möcht es wohl wissen.

Ich miethete ein, zahlte auf ein paar Monate, und Lieschen mußte mit mir zu einem Kaufmann gehen, um Gardinen für mich einzukaufen.

Unterwegs kam das Gespräch auf ihren Vater. O wie wurde ich so unendlich gerührt.

Ich bezog noch den Tag mein Stübchen, und so hatte ich Gelegenheit genug, einen Blick in der Mutter und Tochter Charakter zu thun. In das Herz eines Mädchens schaut ohnehin Niemand. Ich liebte das theure Mädchen; aber ich wollte doch wissen, welche Wirkung der reiche Oheim auf die beiden haben würde. So ließ ich durch meinen Kommiss die Nachricht von meinem Reichthum, und meiner Ankunft in Europa an ein paar hiesige Handelshäuser geben, und acht Tage drauf kam mein Geschenk, wovon sie Dir schreibt.

Ich war indeß von meinem Stübchen aus recht vertraut mit der Mutter und Tochter geworden; aber nach meinen Geschenken erhob die Mutter ihr Haupt höher, als Menschen es heben sollten. Sie brach sogleich denselben Tag von unserer Freundschaft die eine Hälfte ab, den Tag nach dem Besuche ihrer Schwester, der Kabinetsrätthin, die andre Hälfte. Was die Mutter abbrach, gab mir

die Tochter wieder. Sie beeiferte sich recht mich sehen zu lassen, daß sie noch das alte Vertrauen hatte.

Lieber Himmel, warum kann doch der Mensch das Unglück viel besser tragen, als das Glück.

Auf Lieschen hatte das Glück auch nicht die kleinste Wirkung. Das nahm mich Wunder. Ich wolte sie schon den Engeln zählen. Doch sah ich es wohl, das Glück trat ihrer Liebe in den Weg.

Ich schüttelte hundertmal den Kopf, wie ich sah, daß meine Schwägerin sogleich das alte lang geprüfte Glück — denn Mutter und Tochter lebten wahrhaft glücklich — von sich warf, und sich sogleich auf eine unbekante, ungewisse Bahn des Lebens machte.

Ich gab ihr zu verstehen, daß sie das Glück da suchte, wo es nicht zu finden sey, und die sanfte, gütige Frau zog die Lippe höhnisch und stolz umher.

Das that die Hoffnung; was würde der Besitz nicht thun?

Ich beschloß des Kabinettsraths Haus, mit dem ich wohl oder übel zusammen gerathen mußte, mir ein wenig näher zu besehen.

Was ich in der Stadt von ihm hörte, war gut genug! Auf seinem vielvermögenden Posten

war er ehrlich geblieben. Er vernachlässigte die Pflicht seines Amtes nicht, aber die Würde seiner Stelle.

Er drängte sich an den Adel, er gab theure Feste. Er war ein vortrefflicher Kabinetstath; aber Herr Schlüter mit seiner Familie war ein Narr, der, was er als Rath erworben hatte, als Kabinetstath zusezte.

Ich ging zu ihm. Ich höre, sagte ich, daß Sie englische Staatspapiere umzusetzen haben — ich wußte das — ich wußte noch mehr, ich wußte, er war in Geldverlegenheit — ich habe Gelegenheit, Herr Kabinetstath, diese Papiere hier zu gebrauchen, und können wir Eins werden, so — Er bückte sich gleichgültig. Der Krieg macht alles so unsicher, sagte er: sonst würde ich nicht dran denken, Geschäfte zu treiben, die ich kaum verstehe. Aber wenn Ihnen ein Dienst damit geschieht. Wer sind Sie?

Aus dem Hause Lumley in London, an das ich Nimmessen zu machen habe.

Er sprach nun von der Theorie der Geldgeschäfte, da hast du den Narren, wollte mich belehren, redete sogar ein paar Worte Englisch. Und endlich kam zu unserm Geschäfte, bei dem ich ihn hätte betrügen können, so wenig wußte er davon.

Ich sagte ihm, daß er sich selbst betröge, wenn er so rechnete.

Er staunte mich an. Die Zahlung wurde auf morgen bestimmt, und er bat mich zu Tische.

Ich sah zuweilen an einem Zuge, der über sein Gesicht fuhr, daß er nicht glücklich war, daß ihn vielleicht die Noth drängte; aber dabei brach die Narrheit immer durch, und die seltsamste Eitelkeit. Alle ihre vornehmen Bekannten wurden mit allen Titeln genannt. Sogar von seinem reichen Schwager, Herrn Warteborn, der mit einem unermesslichen Vermögen aus Indien gekommen wäre, redete er so, als wäre er sein Erbe.

Aber die Särtlichkeit, die reine Güte gegen seine Frau, die väterliche Theilnahme an seinem Sohn, auf dessen recht hübschem Gesicht ein Zug von stillem Gram hing, der Ernst, mit dem er von dem Unglück der Unterthanen redete, versöhnte mich immer wieder.

Und wer weiß denn, sagte ich auf dem Rückwege, ob nicht gerade dieses Aodruchen Narrheit das einzige Glück seines Lebens ist? Erlegend unter der Arbeit seines Amtes, tröstet er sich mit dem Ordensbände, das mit ihm an seinem Tische sitzt. Aber sein Benehmen gegen seine Schwägerin? Nein, ich kann ihm die Eitelkeit nicht verzeihen. Er erwähnte seines Schwagers Warteborn

so oft, daß ich ihm sagte: ich hätte einen Deutschen in London gekannt, Namens Warteborn, einen sehr reichen Mann.

Er fing sogleich an, sich sehr lebhaft nach mir und meinem Vermögen zu erkundigen, und warf dabei sehr bedeutende Blicke auf seinen Sohn.

Sie sind wahrscheinlich sein Erbe, sagte ich: denn so viel ich weiß, hat er keine Familie.

Er erröthete, die Mutter auch; der Sohn war ganz stumm.

So eigentlich nicht, sagte er lächelnd; denn er hat seines Bruders Tochter am Leben. Aber wer weiß? Er hob sein Glas, und stieß an seines Sohnes Glas, und trank mit einem sichtlichen Vergnügen.

Nach Tisch verschwand der Alte. Er hatte Geschäfte; ich blieb mit dem Sohn allein.

Aber der war völlig wortarm.

Ihr Herr Vater rechnet so fest, hob ich an, wie es scheint, auf das Vermögen seines Schwagers; aber ein Kaufmann, wie Herr Warteborn, ist so großmüthig nun nicht, wie man zu glauben scheint.

Hier sah er mich an. Er hat aber seiner Schwägerin sehr bedeutende, reiche Geschenke geschickt.

Was nennt man hier reich? Eine hübsche

Galanterie für die Tochter, eine kleine Summe für die Mutter, die Ihr Herr Vater annahm.

Sein Brief läßt viel, sehr viel erwarten.

Ich zuckte die Achseln, und er sah mir hell und freundlich ins Auge.

Dem muß ich doch auf den Grund kommen, dachte ich, und ging.

Zwanzig Schritte hinter mir ging der junge Mensch.

Ich redete ihn an. Ich bat um seine Gesellschaft auf einer kleinen Fahrt nach einem nahen Schlosse, wo eine Gemälde-Gallerie stand.

Er nahm es an. Ich fühlte nun erst seinem Kopfe, dann seinem Herzen ein wenig auf den Grund, und beides stand auf dem rechten Flecke. Aber er behielt etwas träumerisches, dessen Ursach ich nicht errathen konnte.

Ich bat ihn in ein Wirthshaus zu Tische auf ein Londoner Soupe', er kam.

Im Wein ist Wahrheit, und er trank wie ein Deutscher, und wie ein junger Mann.

Das Gespräch rollte auf den Feuerwellen des Weins von den Mädchen auf den Ruhm, von dem Ruhm auf die Wünsche der Jugend, von da auf der Menschen unergründliches Herz, auf der Leidenschaften wilde Flamme, und was des Menschen

Herz in der Jugend, und was es im Alter befriedigt.

Er glaubte an weibliche Tugend. Das war viel in dem Hause, in seinem Umgange. Er glaubte an weibliche Liebe! das war noch mehr! Er fluchte auf das menschliche Geschick, das wie ein Wegweiser mit doppeltem Arm den Kopf nach Norden weist, und das Herz nach Süden, und kein Wort an der Wegsäule deutet an, wo das Glück wohnt. Er war ein junger Mensch, wie hundert, welche die Wärme ihrer Jugend für Tugend, ihre Unbesonnenheiten für Kraft halten, und Wünsche für Charakter. Aber er gestand mir, und auf dem Rückwege hatte ich nichts dagegen, wenn Lieschen seine Frau würde, den Zügel wollte ich dann dem jungen Menschen straff genug halten.

Ich wurde recht lustig auf dem Heimwege, und beschloß dem Böldchen keinen Stein in den Weg zu werfen.

Am andern Morgen erhielt ich Deinen und Lieschens Brief. Das irrte mich doch. Ich sah drüben hin; aber ich sah Niemanden.

So eine Liebe, rief ich, die ohnehin noch nicht ein Wort geredet hat, ist bald zum Schweigen zu bringen.

Lieschen wird Madame Schlüter! Dabei hat es sein Bewenden!

Nun setzte ich mich nieder, und schrieb Dir diesen Brief, den ich selbst auf die Post tragen will, damit Lieschen nicht merkt, daß ihr lieber Vormund und ich über ihr Herz die alten Köpfe zusammen stecken. Leb also wohl!

Ich habe noch allerlei zu thun, wobei mir das Herz schwer wird. Aber es muß geschehen! Amen!

Warteborn an Kurze.

Nein, das ist zu arg, der soll es büßen, der Herr Kabinetstrath! Ich nahm von Lieschen auf vier Wochen Abschied; denn wie leicht machte nicht der Kabinetstrath hier einen Besuch und sähe mich!

Ich ging nun in einer andern Kleidung zu dem alten Wendeler, um von ihm etwas näheres von Lieschens Liebhaber drüben zu erfahren.

Ich habe eine angenehme Veranlassung mich nach den Kenntnissen und Wünschen eines jungen Menschen zu erkundigen, dessen Bekannter Sie seyn sollen, nach dem Sohn der Kanzlei-Registratorin Vogel. Ich bitte aber um reine Wahrheit.

Er sah mich stolz an. Wahrheit? fragte er: rein wie Gold. Der junge Mensch ist arm und

ehrlich, ein guter Sohn; das spricht für sein Herz; sehr geschickt zu allem; aber ohne Gönner. Da haben Sie, was ich weiß, und wofür ich stehe. Aber, sehen Sie, da muß mit noch einem Aber nachhinken, was vor vier Wochen nicht nöthig war. Der junge Mensch ist jetzt in seinen Hundstagen. Sprechen Sie ihn, so werden Sie sagen, der alte Wendeler ist toll, daß er den jungen Menschen loben konnte. Denn, Gott verzeih mir! seit vier Wochen ist der Teufel in ihn gefahren. Er tobt, er flucht, er will in die Welt gehen, und er wäre schon fort, wenn die arme Mutter nicht wäre.

Ich lächelte.

Er sah mich finster an. Mir ist's nicht lächerlich, Herr, wenn so auf einmal ein glückliches Haus zu Grunde geht. Er kann nicht mehr fünf Zeilen im Zusammenhange schreiben, und davon muß er leben!

Schreiben muß er freilich können, und im Zusammenhange; aber ich habe Zeit zu warten, bis seine Hundstage vorüber sind. Vielleicht eine Liebe, die ihm im Kopf steckt.

Wah! Liebe? er kommt nicht vor die Thüre. Aber was wollen Sie mit ihm? He?

Das Haus Lumley in London bedarf hier oder in Hamburg eines redlichen, geschickten jungen

Menschen, der die Korrespondenz des Hauses besorgt.

Rechnen kann er, wie natürlich. Das Briefschreiben und wohl mehr geht ihm von der Hand. Von der Handlung versteht er kein Wort.

Das lernt sich im Umsehen, und vorerst hat er nur die Briefe zu kopiren, zu Buche zu tragen, zu antworten, hin und wieder eine Reise zu machen, und so das Geschäft nach und nach zu lernen. Ich suche nur Treue, eine gute Hand, einen fertigen Rechner.

Und die Mutter?

Der Gehalt des jungen Menschen ist so groß, daß die Mutter gesichert ist, wenn der Sohn sie liebt.

Der Alte machte noch allerlei Bedingungen, die ich recht wohl eingehen konnte. Ich wollte ihn nach Hamburg senden; dann nach London. So kommt er von Lieschens Augen weg, dacht' ich: und ist er ehrlich, so will ich ihn auf die Bahn der Ehre und der Wohlhabenheit bringen.

Der alte Wendeler, o Lieschen hat Recht! er ist eine treue Seele, ließ den jungen Menschen kommen; aber er hat mich, ja nicht zu vergessen, daß er seine Hundstage hätte.

Du willst fort, sagte er barsch zu dem jungen

Menschen, da er eintrat. Hier findet sich eine Gelegenheit zum Fortkommen.

Das arme Lieschen, wenn sie die Nachricht hört! denn ich habe die schönsten Menschen des Erdbodens gesehen; aber dieser dürfte kühn unter die schönsten treten.

In der That, mein Auge blieb lange auf dieser edlen Gestalt hängen, auf diesem männlich stolzen Gesicht, auf diesem furchtlos trüben Auge, auf dem Munde, den ein Zug von Kummer fast gefährlicher machen mußte, als ein Lächeln. Er bückte sich; und da fielen seine reichen Locken, welche die Natur gerollt hatte, über seine Stirn und über seine Schläfe vor, als wollten sie das edle Gesicht so lange verbergen, als es sich beugte. Dann hielt er das Auge fest auf mich, und mit einer kleinen Bewegung des Hauptes warf er die Locken rückwärts. Er hatte, glaube ich, zu viel Anstand, um es mit der Hand zu thun, wie unsre jungen Herren.

O armes Lieschen! muß ich noch zehnmal sagen! so lieblich milde, so anmuthig, und doch so männlich schön war jede seiner Bewegungen.

Ich habe noch einmal Lieschens Brief gelesen. Daß sie seiner Schönheit nicht einmal von der Seite her erwähnt, hat mich für die Zartheit ihrer Em-

pfundung recht eingenommen! Denn er ist sehr schön.

Ich höre, Sie wünschen die Welt zu sehen, Herr Vogel. Ich könnte Sie nach Hamburg, dann nach London senden. Nach Livorno kämen Sie auch und nach Cadix. Für einen jungen Menschen schöne Namen, fast so schön wie der Ruhm! Auch hängen Kränze des Ruhms auf diesen Reisen, wenn Sie wollen, wenn Sie die Menschen kennen lernen, ihre Gewerbe, ihr Treiben, ihre Sprachen, ihre Leidenschaften. Sie haben gelehrte Vorkenntnisse, höre ich, die dem Kaufmann gewöhnlich fehlen. Auch hängen auf Ihrer Bahn die goldenen Kränze des Reichthumes, auch nicht zu ver- schmähen.

Er seufzte. Er hätte sie gern sogleich gehabt, der arme Junge.

Er sah mich groß und verlangend an, und doch wars, als schüge er den Blick schon rückwärts nach Lieschen: Herr Wendeler wird Ihnen ohne Zweifel gesagt haben, daß meine Mutter —

Für die ist gesorgt. Sie dürfen bestimmen, wie viel ihr von Ihrem Gehalte auf die ersten drei Jahre versichert werden soll.

Aber mein Geschäft? Herr Wendeler ist so gütig, viel, zu viel von mir zu glauben.

Ich setzte ihm sein Geschäft vorerst aus einan-

der, und er sagte: es wird wohl schwerer seyn, als es mir jetzt scheint.

Die Bescheidenheit gefiel mir, so wie er mir immer mehr gefiel, je mehr er redete, was sonst bei den jungen Herren selten ist. Sie sollten mit Schweigen recht oft kokettiren.

Aber, armes Lieschen! mußte ich noch wohl ein duzendmal in mir sagen.

Ich bat ihn bei mir zu Tische, um mit ihm weiter zu reden.

Er gefiel mir so sehr, daß ich ihm über Tisch die Hand reichte, und sagte: ich verspreche Ihnen, mein junger Freund, ich will Ihr Glück machen; obgleich die Versicherung ein wenig großprahlerisch herauskommt.

Noch weniger weiß, der so sagt, was jeder sein Glück nennt, sagte er schnell mit der Hand einmal über die Stirn fahrend.

Wir tranken; er trank sehr wenig, aber es machte ihn doch vertraulicher. Da sagte ich ihm, auf seinem Gesicht läge ein Zug von Kummer. Er erröthete; aber er wachte über sein Gesicht von nun an, und der Zug verschwand auf lange. Der Sohn des Kabinettsraths hingegen leugnete zwar den Kummer ab wie Vogel, aber mir schien es, als wollte er nun mit diesem Kummer prun-

ten. Vogel war ein Mann, ob er gleich jünger war, als Schlüter.

Sie lieben vielleicht? und das eben! diese starke Empfindung, stark, je heiliger sie ist.

Er erröthete; aber er leugnete alles ab. Schlüter leugnete auch; aber so, daß ich glauben konnte, was ich wollte. Armes, armes Lieschen! Wie ist dir zu helfen! Denn ich habe es abgeschworen, mich je zwischen Eltern und Kinder zu stecken.

Ich zahlte ihm das Geld für seine Mutter, und für ihn, sich mit Wäsche und Kleidern in Stand zu setzen, und bat ihn, den andern Morgen zu mir zu ziehen. Er bückte sich und ging heim, ohne auf seinem Gesicht nachzuweisen, daß es ihm wehe that, das geliebte Mädchen zu verlassen.

Deinen Wunsch habe ich erfüllt, lieber, guter Kurze. Die arme Frau mit ihren fünf Kindern ist glücklich. O daß unsre Herzen so selten, und Geld so oft beglücken kann, das ist der Beweis, wie arm der Mensch ist!

Damit Du aber die Freude darüber ein paar Tage früher hast, so sende ich dies auf der Post, und fahre morgen fort. Adieu!

Lieschen an Kurze.

Ach, mein lieber Herr Vormund, nun ist alles schon schrecklich vorbei. Ich habe Ihnen doch geschrieben, denk' ich, wie es mit dem jungen Menschen drüben und mir gekommen, wie er glaubt, ich wäre die Braut meines Kusins, und wie ich so geduldig und so blaß am Fenster stand, und er niemals.

Nun denken Sie, da kommt Wendeler, wieder feuerroth vor Freude, und schwenkt den Hut, und ruft trara! trara!

Ich sah ihn so freundlich an: ich denke, er wird uns sagen, daß mein Oheim nicht kommt.

Denken Sie, er ruft: der da drüben, und die gute Mutter sind Gottlob! auch geborgen.

Ich konnte kaum athmen, so horchte ich.

Der gute Junge geht im Dienst eines großen englischen Handelshauses erst nach Hamburg, dann nach London, dann nach Spanien. Nun hat er seinen Wunsch erreicht, und für die Mutter ist gesorgt. Da wurde mir, als hörte ich laut schreien, und wußte nicht wo, als brauseten große Wellen um mich, als finge ich an zu versinken ins dunkle, und da ich wieder erwachte, lag ich auf dem Bette, und meine Mutter rang weinend die Hände, und Herr

Wendeler rieb mir die Schläfe mit Wein. Ich konnte mich anfangs gar nicht besinnen, was mir recht lieb war; denn so konnt ich es ihnen verschweigen, woher es kam. Aber nun that ich, als müßt' ich schlafen, um mich recht ausweinen zu können. Wie mein Herz fiel auf allerlei seltsame Dinge, wie ich ihn halten wollte, daß er nicht davon ginge. Aber das alles ließ sich nicht ausführen, ganz und gar nicht. Aber was von selbst geschehen wird, lieber Herr Vormund, und was auch das Beste ist, was mir begegnen kann: ich werde vor Schmerz sterben. Meine Augen thun mir vom Weinen weh, auf meiner Brust liegt ein schwerer Schmerz, und in meiner Seele eine immer zunehmende Angst. Denn er ist fort! Den andern Morgen trat ich, eh meine Mutter auf war, aus Fenster. Da stand er schon da, und sah herüber, so still, so traurig, als wollt' er sagen: noch bin ich hier, Ungetreue!

Ach, Sie können es mir bezeugen, daß ich ihm immer getreu gewesen bin. Aber er ist fort!

Da mocht' er wohl an meiner Blässe sehen, wie Unrecht er mir gethan hatte. Er riß das Schnupftuch hervor, und trocknete sich heftig die Augen. Aber was hilft's? er ist fort!

Da weint' ich sehr, und noch mehr, da sie seinen Koffer wegtrugen. Und endlich trat er wieder ans Fenster, bückte sich tief — ach, was hilft alles

Büden? — stürzte zum Hause hinaus, wie ein Sturmwind, sah mich nicht an, und fort war er.

Wenn nun mein Rusin kommt, und er kommt gewiß; denn ein Engländer, der bei dem Oheim gewesen, hat von dem Indischen Oheim alles bestätigt, daß er so reich ist, daß ich seine Erbin seyn soll.

Erbin? Ach, meine arme Mutter weiß nicht, daß er, wenn er reich wäre, mein Erbe seyn würde.

Wenn er nur geblieben; ich denke, lieber Herr Vormund, wenn man so recht unschuldig ist, so muß man bis auf den letzten Augenblick dem Himmel trauen. Hätte er sein kleines Dienstchen erhalten, und mich dazu, ich wüßte nicht, wie er und ich glücklicher hätte seyn wollen: aber da geht er davon, läßt mich armes Mädchen hier im Elende, in Thränen; aber so sind die Männer! Nun Gottes Engel mögen ihn begleiten, und er mag bald seine Nachbarin drüben vergessen. Ich weiß, ich werde ihn nie vergessen, und keinem andern Mann meine Hand geben. Und dazu helfen Sie mir; denn mein Vater hat mich Ihnen übergeben, daß Sie mein Beschützer seyn sollen. Das haben Sie mir ja selbst erzählt, und Versprechen, die man Sterbenden giebt, sind heilig. Ich halte ja ein Versprechen, das ich nicht einmal gegeben habe, ihm treu zu seyn, obgleich er mich verlas-

sen hat. Leben Sie wohl. Ich kann vor Thränen nicht mehr schreiben. Wie glücklich hätte ich seyn können! und wie sehr unglücklich bin ich nun!

Warteborn an Kurze.

Als ein junger Kerl von fünf und zwanzig Jahren mochte ich ein Bursche seyn, wie Vogel, nur nicht halb so blöde. Ich kam von einer Reise zurück, sah ein Mädchen liebreizend und gut, sah sie wieder, liebte sie mit dem ersten Feuer des jungen Herzens und meines, das heißt mit wilder Leidenschaft. Ich dränge mich an das Mädchen, sie läßt sich finden. Sie wird nachdenkend, auf ihrer Stirn hängen Wolken, die Vorboten der Liebe. Der Sturm wilder Leidenschaft reißt mich fort, und immer fort. Fasse ich ihre Hand, so zittert sie, sehe ich sie an, so seufzt sie. Meine Schwester, die mein Herz kannte, sieht mich. Sie tritt ernst auf mich zu: was machst du? Mensch! willst du dich verderben? und sie?

Verderben? wie so? lieber mich zerstören.

Sie ist ja meines Freundes Leisers Braut.

Ich stehe erblaßt, zitternd da.

Mensch, was hast du gemacht?

Ich liebe! Ich wußte es nicht! Es ist mit mir vorbei! Auf ewig!

Ich gehe. Ich falle an meines Bruders Brust, packe zusammen, stecke alles Geld ein, was ich finde; unser Erbtheil war eben gezahlt, laufe an die Post, finde einen Wagen, frage: kann ich noch mit? setze mich auf, und fahre ab.

Wohin geht der Wagen? frage ich einen alten Mann, den einzigen Mitreisenden.

Das wissen Sie nicht?

Ich mußte mich retten; wohin es geht, ist mir gleich.

Nach Hamburg.

Der Alte neben mir glaubte, ich entflöhe der Strafe eines Verbrechens. Mein Gesicht mochte ohngefähr wie eines Mörders Gesicht aussehen.

Er sagte mir, was er dachte.

Lieber Herr, sagte ich: ich entfliehe nur mir selbst, keinem andern, einem Verbrechen, aber keiner Strafe.

Er bat mich sanft um Vertrauen.

Sie würden lachen, und mir würden die Augen voll Verzweiflung stehen.

Er ließ nicht nach, und ich erzählte ihm die Geschichte so kalt, so kurz ich konnte.

Er schwieg; aber er nahm Theil an mir, und immer größern.

Sie wollen also die Leidenschaft verreisen?
Brav!

Verleben. Eine Liebe, die sich verreisen läßt,
ist des Postgeldes nicht werth.

Er schwieg wieder einen Tag lang.

Legen Sie den Kanal zwischen sich und ihre
Liebe.

Hilft nichts! das Geschick wird das Grab da-
zwischen legen. Diesseits des Kanals oder jen-
seits, das ist Eins.

Hm! er schwieg.

Auf der Haide fielen drei Kerle die Post an.
Ich war in einem Sack vom Wagen und schlug
so kräftig den Dieben nach den Köpfen, daß einer
liegen blieb, und die andern beiden davon liefen.

Ich lief dem Wagen nach, der in Galopp
davon gefahren war. Ich hatte ein paar tüchtige
Löcher im Kopf. Ich stieg wieder auf, nachdem
ich dem Postillion seinen Theil Schläge, die ich be-
kommen hatte, ohne ein Wort zu sagen, richtig
ausgezahlt hatte für seine Feigheit.

Wie? fragte der Alte: was that Ihnen der
Postillion?

Nichts; aber so viel kam zu seinem Theil,
und wenn man kann, muß man zahlen.

Hm! und meinen Theil?

Hat der Jüngling für den Greis gern genommen.

Er drückte meine Hand. Und in Hamburg that er mir mit so viel Milde den Antrag, mit ihm nach London zu gehen, daß ich mit ging.

Nach einem Paar Monaten war ich Sohn im Hause, sein Kompagnon in der Handlung.

Alle sechs Monate fragte er: Noch? noch, mein Sohn?

Noch immer!

Ich begleitete ihn nach Jamaika.

Noch?

Noch!

Ich ging nach Kalkutta, nach Quebek, nach China.

Die Wunde im Herzen vernarbte; aber ich konnte kein Mädchen lieben, das in einer fremden Sprache: ich liebe dich! zu mir sagen mußte, und meinen Vater konnte ich nicht verlassen, bis er starb. Er wohnte in Madras.

Ich war sein Erbe; mein Vaterland stand wie eine Himmelserscheinung vor meinen Augen. Ich flog nach Europa, und zitterte, die Frau meines Freundes wieder zu sehen.

Die alte Liebe erwachte nicht; aber alle alten Wunden, was ich entbehrt hatte, den Namen

Vater, die Liebe des Weibes, des schönsten Guts des Lebens, standen vor meinen Augen.

Ich reiste endlich hin. Er lebte in Steckheim.

Ich fuhr aufs große Gut. Man wies mich von da auf das kleine Gut, das nur einem guten Bauerhofs ähnlich sah.

Ich trat ein. Leiser! rief ich. Er erkannte mich sogleich an der Stimme. Eine bespre Welt umstrahlte die beiden Freunde. Er lebte von dem Ertrag dieses kleinen Guts, und doch glücklich, sagte er mir: wenn nicht — Hier trat die Frau ins Zimmer, die mich verbannt hatte. Sie lächelte, und ich. Es war nichts übrig geblieben, als ein angenehmes Andenken an einen großen Augenblick des menschlichen Lebens.

Da trat auch die Tochter ins Zimmer, das Bild der Mutter, da ich Europa verließ.

Schütte dein Herz aus, Leiser! rief ich.

Da er noch der reiche Amts-rath ist, lernt des Kabinet-raths Sohn die Tochter kennen, und liebt sie. Die beiden Häuser nähern sich.

Nun stürmt eine Fluth von Unglücksfällen über den Amts-rath: Hagelschlag, Feuer, Wasserfluth, feindliche Durchzüge, eine Schlacht in seiner Nähe. Er ist hin! und des Kabinet-raths Freundschaft erkaltet. Das Mädchen allein lächelt; denn sie ist der Liebe des Sohnes gewiß.

Aber seine Briefe bleiben aus. Sie weiß nichts mehr von ihm. Er hat auch sie verlassen. Da senkt der Gram sich in das verlassene Herz, und sie welkt seufzend dem Grabe zu.

Sieh, dem war nun bald abzuhelfen; ich durfte nur mein Taschenbuch aufthun; aber mußte nicht die Liebe den jungen Menschen zu dem Mädchen führen, und nicht das Gold?

Ich nahm das liebe, blasse Mädchen in meine Arme, und erzählte ihr alles, was mir mit des KabinetSraths Familie begegnet war. Ich gab ihr die Versicherung, daß der junge Mensch sie liebte, daß er nur nicht wagte, sich offenbar dem Vater entgegen zu setzen. Die Wangen rötheten sich doch ein wenig, das Auge schaute heller. Sie fing an, mir zu glauben.

Aber, liebes Malchen, sagte ich: hinein mischen muß sich Niemand, wie der Vater meint. Nicht wahr? Nur die Liebe muß den Weg finden.

Hier glühete die schöne Wange von jungfräulichem Reiz: lieber wollt ich tausendmal sterben! rief sie aus.

Und ich war entschlossen, das Herz den Vermittler machen zu lassen.

Ich bin gewiß überzeugt, Malchen, er liebt dich! Mit den Worten stieg ich in den Wagen, und fuhr ab.

O was alles mein Herz bewegte, so froh, und doch so trübe, Lieschens und ihres Geliebten drüben unschuldiges, reines Glück, Schlüters unmännliches Schwanken, seines Vaters kaltes Herz und seine kalte Eitelkeit.

Ich fiel mit einem warmen Herzen in die Arme des guten Sohns, des treuen Liebenden, den ich mit gestütztem Haupte und nassen Augen antraf.

Ich stützte mein Haupt ihm gegen über, und überlegte, was nun alles anzustellen war.

Mein Plan war fertig, ich ging an die Ausführung, und überließ das Ende Gott!

Hören Sie, mein lieber Vogel, es ist unrecht, einer so treuen Seele, wie Sie sind, etwas zu verbergen; aber was ich Ihnen entdeckte, bleibt ein tiefes Geheimniß unter uns. Ich heiße nicht Lumley, sondern Warteborn. Bis auf die Veränderung meines Namens ist alles Uebrige, was Sie wissen, wahr. Sie gehen nach Hamburg, und von da nach London. Ich bin ein sehr reicher Mann, und meine Firma heißt wirklich Lumley. Lumley war mein Vater, mehr als mein Vater, ein edler Mensch. Ich bin hier unter seinem Namen. Ich habe hier sehr nahe Verwandte, eines Bruders Tochter, und die Familie des Ka-

Kabinetts Rathes Schlüters, die einmal meine Erben seyn werden.

Er sah mich ängstlich an. Ich fuhr ruhig fort. Schlüters kenne ich. Der Sohn gefällt mir. Der Vater nicht recht; aber was geht mich der Vater an? ich habe es mit dem Sohn und meines Bruders Tochter zu thun. Man ist, da man von meinem Daseyn Nachricht erhielt, meinen Wünschen zuvor gekommen; der Kabinettsrath und meine Schwägerin haben die jungen Leute verlobt. Es war mein Wunsch. Noch ein paar Tage denk ich in meinem Inkognito zu bleiben, um die Herzen der jungen Leute machen zu lassen.

Sie sollen morgen nach Braunschweig, Geld einzulassiren, auf meinen Namen Warteborn. Sie mußten also vorher wissen, daß Warteborn mein Name war.

Es ist Ihr erstes Geschäft, machen Sie es gut, und kommen Sie bald zurück.

Ich dachte, nun müßte er sich verrathen; aber nein!

Er sah mir trübselig ins Gesicht, seufzte, übernahm die Anweisungen, ließ sich ruhig über sein Geschäft belehren, und sagte nicht ein Wort, daß er Lieschen kenne.

Es ging mir nah, daß ich ihn so ohne alle Hoffnung mußte reisen lassen. Aber ich mußte

Lieschens Mutter doch einige nützliche Lehren geben, bei denen er mir im Wege war. Er reiste ab. Der arme Junge! Aber, beim Himmel! er hält die Probe. Denn ich war so gütig gegen ihn, so väterlich, daß ich immer glaubte, er würde mit dem Geständnisse seiner Liebe hervorbrechen. Nicht so! was vorbei ist, muß vorbei seyn!

Den andern Morgen ging ich zu Schlüters, mit dem ich noch ein kleines Geschäft hatte.

Der Vater fragte in Gegenwart des Sohns, wo ich so lange gewesen?

Hier in der Nachbarschaft, antwortete ich ruhig: ich hatte eine Anweisung einer kleinen Summe bei dem Amtsrath Leiser. Die Summe ist freilich verloren, sah ich, da ich zu den Leuten ins Zimmer trat; aber dagegen hatte ich einen höchst glücklichen Tag in dem Kreise dieser höchst ehrwürdigen und edlen Familie.

Der Vater brach das Gespräch mit einer ganz fremden Frage angstlich ab. Der Sohn schlug die Augen gen Himmel, und seine Lippen verzogen sich zu einem schmerzlichen Grimm.

Er begleitete mich, da ich ging.

Ich bat ihn bei mir zu Tisch, und er nahm mit einer Art von Heftigkeit an.

Er wollte das Gespräch wieder auf Leisers

zurückführen. Ich war auf meiner Hut. Denn ich wollte sein Herz sich selbst überlassen.

Sie waren bei dem Amtrath Leiser, sagte er endlich, das Gespräch mit Gewalt wendend, Wahrhaftig, es war noch zu wenig, was Sie von der Familie wissen.

Sie kennen Sie?

Sehr genau. Seufzend fuhr er fort: Sie haben auch die Tochter gesehen.

Ja, ob der Gram um ihres Vaters Umstände — aber nein! Sie war, möcht' ich sagen, die Muthigste von allem, oder ob ein schwerer Kummer von edlerer Art auf der weichen Seele hüllos ruht, den kein Muth wegheben, den das Grab nur verhüllen kann —

Der junge Mensch wurde todtenbleich. Er zitterte so, daß er sein Glas verschüttete.

Ich fuhr fort mit weicher Stimme: hat ein Mensch dieses schöne, unschätzbare Herz gebrochen —

Hier sprang er auf, und rief mit wilden Blicken, und sein Haar sträubte sich empor: ich! ich! ich! und jedes Ich! war mit einem schrecklichen Tone begleitet.

Ich sprang, von diesem Anblick ergriffen, auf. Mensch, rief ich, seine Hände ergreifend: nein! nicht du! du nicht! Es wäre zu gräßlich!

Denn, wehe dir! sie steht am Rande des Grabes!

Er wollte fort. Ich bin betrogen! rief er. Man täuschte mich. Sie wäre Braut, hieß es!

Armer Mensch! freilich schrecklich getäuscht! die Arme! Die Hand des Todes wird ihr bald den Brautkranz von weißen Rosen auf das stillgestandene Herz legen. Ihr Brautbett wird bald das Küssen mit harten Hobelspänen gefüllt seyn, die von ihrem Sarge abgefallen sind.

O nein! nein! das gebe Gott nicht! sonst —

Er nahm den Hut, und flog zur Thüre hinaus. Ich hinter ihm drein. Er flog in seinem Hause die Treppe hinauf, rief einem Bedienten zu, sein Pferd zu satteln, kam wieder herab, er hatte seinen Vater nicht gefunden. Ich hielt ihn, da er eben aufsteigen wollte. Ich sagte ihm: unglücklicher Mensch, sie ist noch zu retten, wenn Sie entscheidende Schritte thun; aber, ich sage Ihnen, entscheidende!

Entscheidende! rief er mit blitzenden Augen, schwang sich auf, und flog dahin.

Ich schrieb nun mit einer Brust voll Seligkeit an Lieschens Mutter, daß eine seltsame Verbindung von Zufällen mich wieder nach Indien zurückführten, und daß ich nicht sagen könnte, ob ich jemals sie und mein gutes Lieschen sehen würde.

Den Brief ließ ich durch meinen Bedienten

als von einem hiesigen Handelshause zu meiner Schwägerin senden.

Ich war schon bei ihr und Lieschen, als ihr alter Nachbar. Ich hatte mein Stübchen wieder in Besitz genommen.

Ich war unten, da mein Brief ankam.

Die Mutter hatte mir eben mit einer kindisch stolzen Freude erzählt, daß des Kabinettsraths Sohn, ihr Nefte, Lieschens Mann werden würde. Lieschens heiße Thränen begleiteten die Erzählung.

Da kam mein Brief, die Mutter las, und erblaßte.

O Lieschen lies, welch ein Unglück! Lieschen las, und das schöne Auge funkelte vor Freude, die sie vergebens zu verbergen suchte.

Das ist freilich ein großes Unglück, liebe Mutter; aber wir waren ja, vorher, so sehr glücklich, das waren wir ja. Wir werden es wieder seyn. Ich setze mich wieder an mein Fenster und arbeite — ach, seufzend that sie einen Blick gegenüber an das Fenster, wo Niemand mehr saß.

Nein, nein, Lieschen, das wird nimmer mehr wieder wie sonst.

Leider nicht, liebste Mutter, leider nicht! sagte Lieschen, und ihre Augen wurden zwei

Thränenquellen. Sie sah nach dem Fenster drüben, und schüttelte das schöne Köpfchen.

Es muß wieder so werden, Madame; denn die Verbindung mit Ihrem Schwager ist so gut als abgebrochen — Lieschen sagte mir nämlich in zwei Worten, ihr Oheim käme nun nicht — da Lieschens Oheim nicht kommt. Die Besuche von Schlüters werden wieder ausbleiben nach und nach; alles wird wieder in die alte Stelle rücken, Lieschen an ihr Fenster, Sie an Ihre alte Arbeit. Und was seyn muß, liebe Madame, das thue man ohne Zögern!

Sie sah mich finster an, und ging, doch ein wenig zweifelhaft, zu ihrer Schwester, die Nachricht mitzutheilen.

Wie sie hinaus war, faßte ich Lieschens Hände, schleuderte sie ein paar Mal im Kreise rings um, trug ihr Tischchen ans Fenster, machte das Fenster auf, und sagte: Nun, da ist Ihre alte Stelle wieder! daß Sie von Herzen glücklich sind, sieht man Ihren Augen wohl an.

Wie sollte ich glücklich seyn?

Heuchlerin! Erstlich sind Sie von Ihrem Kusin los, Lieschen. Zweitens können Sie nun wieder da an dem geliebten Fenster sitzen. Zwar, weiß ich wohl, fehlt noch ein Kopf, da der drüben.

Sie wurde blutroth, und sah mich starr mit offnem Munde an, wollte fragen und hatte das Herz nicht.

Drittens, wenn der drüben auch nach Hamburg geht, was ist das für einen so treuen Liebhaber? ein paar Sprünge. Dann ist er hier; er muß ja seine Mutter besuchen; dann springt er ans Fenster, sieht Lieschen wieder arbeiten, hört, daß Lieschen gar nicht Braut ist, und — was dann geschieht, weiß ich nicht. Ach! sagte sie langgezogen und sah mich an.

Ich wollte, fuhr ich fort, es wäre wieder Ihr Geburtstag, Lieschen, und Sie ständen wieder mit der weißen Rose an der Brust da, wie an Ihrem sechszehnten Geburtstage, wo Ihre Liebe anging; er würde Ihnen statt der Blumen und des kleinen Vergißmünnchens einen goldnen Verlobungsring ins Fenster legen.

Mein Gott, rief sie wie außer sich: Sie wissen ja alles; Herr Nachbar.

Ja, liebes Lieschen, alles, Ihr ganzes Herz. Kannst du schweigen, Lieschen? aber schweigen wie das Grab!

Sie legte die Hand auf die Brust.

Denn schweigst du nicht, so bist du in vier Wochen die Frau deines Kusins.

O, ich kann schweigen wie das Grab.

Ich bin dein Oheim, deines Vaters Bruder. Kurze, dein Vormund, schickte mir deinen Brief, aber zu spät.

Sie fiel weinend, lachend, jauchzend in meine Arme.

Sie mußte sich zu mir setzen. Gib wohl Acht, Kind, denn das entscheidet jetzt über dein Schicksal. Ich bin ein reicher Mann, und du bist meine Erbin; aber dann mußt du auch deinen Kusine heirathen. Sieh, überleg alles ja recht wohl. Heirathest du deinen Kusine, so wirst du eine vornehme Dame, hältst dir Kutsch und Pferde, fährst prächtig gekleidet auf Ball, ins Schauspiel, in Gesellschaft, hast alles, was du wünschest, kannst alles, was du willst; einen großen, prächtigen Pallast, wo am Abend die Kutschen vorfahren, ein Landgut, wo du das Frühjahr zubringst, einen Garten, ein Wäldchen, Orangerie! Kind! Kind! das ist nicht wenig, gar nicht wenig, und glaube du auch, daß die Menschen, meistens alle, dafür mehr hingeben, als einen Liebhaber.

Ach, das ist freilich recht schön, recht sehr prächtig, und die Tante hat mir das alles noch viel tausendmal besser beschrieben, so daß ich sogar manchmal davon träume; aber —

Wirst du die Frau von dem da drüben, so klingt's ganz anders, ganz anders. Er ist ein

Kaufmannsdiener. I nun wenn du fleißig arbeitest, so habt ihr zu leben, das ist wahr. Ein Stübchen wie dies hier. Du kannst mit deinem Manne die Woche einmal spazieren gehen. Niemand sieht dich an, Niemand grüßt dich, als etwan eine Kammerjungfer, für deren Frau du arbeitest. Ins Schauspiel kommst du nicht; was wolltest du auch da? hören, daß sie von dir sagten: die sollte doch zu Hause sitzen und ihr tägliches Brot verdienen. Deine Verwandten werden dich nicht von der Seite ansehen. Die Bettlerin! werden sie höchstens sagen, und deine Kusinen werden dir aus Mitleiden zu verdienen geben. Das thut weh, recht weh, Lieschen.

Ach das weiß ich ja, das weiß ich, wie weh es thut. Das haben wir ja so viele Jahre erfahren, lieber Oheim; aber — sagte sie nun mit niedergeschlagenen Augen, und besah die Nägel auf beiden Händen: ich wollte doch lieber, wenn Sie es erlaubten, den da drüben, und müßte mir es noch schlimmer gehen.

Du könntest denken, Lieschen, ich könnte dir etwas nach meinem Tode nachlassen; aber das ist eben der Henker, daß ich das nicht kann.

Denn sieh, dein Kusin, dem es nicht besser geht, wie dir, aber das bleibt auch unter uns, der auch ein Mädchen unbeschreiblich liebt —

O liebt er?

Ja, und das Mädchen ist ärmer, viel ärmer als du; denn sie ist nicht zur Arbeit erzogen, und sie liebt deinen Kusine so sehr, wie du den brüben. Aber der Kabinetstrath gäbe ja nimmermehr seine Einwilligung, und —

Wo so ein Mann nur hindenkt, lieber Oheim, als ob Liebe nicht mehr als Titel und Geld wäre.

Das ist wohl wahr! Das arme Mädchen, das gar keine Hoffnung sieht, ist todtenbleich geworden, die Augen stehen ihr voll Thränen, das Herz voll Gram, der Sarg ist ihr Wunsch.

Ach lieber Oheim, helfen Sie der Armen.

Nun ja! der Kabinetstrath gibt ewig seine Einwilligung nicht, wenn sie nicht mein Vermögen erhält, was du erhalten sollst. Geb ich es ihr, so heirathet sie der Kusine. Du bist frei; aber arm.

Geben Sie es ihr; ich will gern arm seyn, ach recht gern!

Deine Mutter darf nun nicht wissen, daß ich hier bin; sie gäbe es nimmermehr zu, daß ich dich enterbte, und der Kabinetstrath will aber alles schwarz auf weiß, ehe er einwilligen wird, und so bleibt für dich nichts, als meine Liebe. Anders weiß ich es nicht zu machen, daß du des

armen Vogels Frau wirst. Also überleg dir's wohl: arm und den da drüben, oder reich und vornehm und deinen Kufin.

Arm, verachtet, unglücklich und den da drüben! rief sie und fiel in meine Arme.

Ich wählte höhere Farben und malte ihr das Land der Armuth vor, und sie rief: arm und den da drüben!

Nun kam die Mutter bestürzt wieder.

Nun, habe ich nicht recht, liebe Madame?

Leider! seufzte sie sehr demüthig: ach, Lieschen, wir werden wohl wieder allein leben.

Ja Lieschen! die hörte nicht, die saß da mit großen trunkenen Augen und sann wahrscheinlich über das: den da drüben!

Daß Lieschen für Geld arbeitet, sehen Sie ohne Zweifel nicht gern?

Ach, das weiß Gott! wie ungern!

Nun so verheirathen Sie Lieschen. Sie sah mich an. Ein junger Mensch, Namens Vogel, sonst Ihr Nachbar.

Ja, da drüben!

Recht! jetzt in Dienst des Hauses Lumley, den ich recht gut kenne, und der den jungen, vor trefflichen Menschen in den vier Wochen recht sehr achten gelernt hat; der junge Mensch hat ein Auge auf Lieschen.

Ein Kaufmannsdiener.

Eine Putzmacherin! das hebt sich. Aber er ist etwas mehr als ein Diener, und hat sechshundert Thaler jährlich, und seine Reisen frei.

Sie hörte hoch auf, und Lieschen stand auf einmal neben mir.

Das ist so ungewiß.

Wie alles in der Welt. Aber so lange er ehrlich ist, sind ihm sechshundert Thaler gewiß genug. Sie haben Ihre Witwenpension; wenn Sie die Perlen und Kostbarkeiten von Ihrem Schwager dazu nähmen.

Die gehören Lieschen.

Aber Lieschen kniete vor der Mutter, und beschwor sie, alles das, was ihr wäre, anzunehmen.

Nun entstand ein schöner Streit zwischen Mutter und Tochter, wer entbehren sollte. Da war die Mutter so ganz Mutter, daß ich ihr die Hand lassen mußte, bis ich mich denn ins Mittel schlug und Lieschens Ausstattung übernahm, wobei die Mutter mich ansah, wie mein Neger das erste Eis auf der Eise.

Kurz wir saßen am Abend recht vergnügt bei einer Flasche Champagner und einem Gericht wie Könige; die Mutter erfuhr Lieschens Liebeshandel, und wir tranken der Braut Gesundheit, die

dann noch den Abend ihrer Mutter, damit die Sache rechtskräftig würde, alle meine Geschenke ohne den kleinsten Seufzer überlieferte, und mit den Händen auf dem Rücken in einem Athem, ängstlich, zehnmal nein! nein! rief, da die Mutter ihr als Brautgeschenk nur eine Schnur Perlen aufreden wollte.

Neht, Lieschen, arm, nur den da drüben!

Nein, sagte sie nachher mir: die Mutter hätte sich anders besinnen können; nun aber ist die Sache richtig! O kommt er auch wohl bald zurück?

Er war schon hier.

Am andern Morgen nahm ich seinen Bericht an und das Geld, und sagte trocken: aus der Heirath mit meiner Nichte wird nichts. Das ist ärgerlich!

Das Mädchen will lieber meine Erbin nicht seyn, als den Schläter heirathen. Ich habe mich ihr entdeckt, habe ihr Hölle und Himmel vorgestellt. Sie will nicht. Ich wette, es steckt eine Liebe dahinter.

Himmel! wie wechselten die Farben auf seinem Gesicht! Wie wehten die Fahnen des Triumphs um ihn her! Ich redete weiter von seinem Geschäft.

Ich nahm meinen Hut und bat ihn mich zu begleiten.

Ich redete fort von Geschäften, und ging mit ihm nach Lieschens Hause.

Hier wohnt meine Schwägerin, und zitternd ging er hinter mir ins Haus, ins Zimmer.

Lieschen, sagte ich zu dem Mädchen, das versteinert da stand, hier ist er von drüben! Zu ihm, der eben so versteinert stand, sagte ich: meine Nichte wählte Armuth und alles Elend nur mit dem von drüben! Ich bin der reiche Oheim Warteborn, Schwester! und die Schwester stand auch versteinert da. Aber das muß ich Ihnen allein erklären. Und die da haben auch noch nicht ein Wort gesprochen. Kommen Sie, Schwester.

Wir ließen die beiden allein. Nach einer halben Stunde gingen wir zu ihnen zurück, und sie hatten doch endlich die Manier gefunden, mit einander fertig zu werden. Denn wir trafen sie in einer herzlichen Umarmung, mit Liebesthränen in den Augen.

O wie glücklich waren sie! o wie beneidet ich sie! O gütige Natur! o gütigere Vorsicht Gottes; denn hätte ich sie beglücken können wenn nicht alles so kam, und ist beglücken nicht glücklich seyn? Ich ließ es bei den sechshundert Thalern jährlich, denn er soll arbeiten, und si

haushalten. Kutsch und Pferde werden wohl nachkommen; ich fürchte nur zu früh.

Nun sitzen sie zusammen, und erklären sich, was sie alles mit einander aus dem Fenster geredet haben.

Ich ging zu dem Kabinetstrath, und fand das ganze Haus in Verzweiflung über den Sohn, der seinem Vater nicht nur den unwürdigen Betrug vorwarf, der seiner Geliebten beinahe das Leben gekostet hatte, sondern ihm auch erklärt hatte, er würde nie einem andern Mädchen seine Hand geben, als Malchen. Obenein hatte mich Malchen an ihn verrathen, so daß der Vater, da ich eintrat, mich sogleich als den reichen Oheim begrüßte.

Mit finsterner Stirn setzte ich den beiden Alten auseinander, wie hart, wie unmenschlich der Hochmuth sie gegen ihre nächste Verwandtin, Lieschens Mutter, wie hart, wie unväterlich gegen den Sohn gemacht hätte; aber mein Herz war so voll der Seligkeit, die Lieschen und den drüben beglückte, daß ich erklärte, ich würde für Schlüttern und Malchen die reichste fürstliche Domaine pachten, die in der Nähe von Leifers jetzt eben pachtlos wurde, wenn der Kabinetstrath in die Verbindung willigen würde.

Es wurde alles ausgeglichen. Selbst Lieschens Mutter hatte die Freude, mit ihrer Schwe-

er in das Schauspiel zu fahren, und acht Tage darauf wurde die doppelte Verbindung der beiden jungen Paare bei Leisers gefeiert. Was ich gab, wurde alles auf Malchens Namen geschrieben; auf allem Silber stand ihr Name, in jedem Tischtuche, damit die Eltern das Mädchen ehrten, das Mädchen, auf dessen Stirn die Natur das Siegel der weiblichen Vollkommenheit leuchtend gedruckt hatte. Lieschens Mutter wurde bei dem Anblick der Ausstattung einer Fremden ein wenig neidisch; Lieschen nicht, sie hielt ihr Auge voll Liebe auf den da drüben, trug nicht eine Perle, nicht einen Stein, die ich ihr gegeben, sondern die weiße Rose ihres Vaters, und eine rothe, duftende Rose, die ihr Verlobter ihr den Morgen geschenkt hatte, neben einander an der unschuldigen Brust als Brautgeschmeide, und da sie ein paar Tage drau mit mir in das schöne, reiche Haus trat, das ich gekauft hatte, und da ich ihr sagte: hier bist du regierende Frau! da legte sie das lächelnde Gesicht an die Brust des Mannes und sagte: das ist recht hübsch, lieber Oheim — aber —

Bei dem Aber blieb Lieschen. Die Liebe ist doch das reichste auf der Erde!

August Lafontaine.

G r i s e l d o

oder

F r a u e n t r e u e .

Eine Novelle von Fr. Petrarca dem Boccaccio nachgezählt.

Aus dem Lateinischen von N. Wendt.

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Petrarca schreibt über diese Geschichte in dem Briefe an den Boccaccio, mit welchem er diese lateinische Nachbildung übersendete, folgendes:

„Am das Ende Deines Buchs *) hast Du eine der

*) P. meint den Decamerone des Boccaccio, welchen er nur flüchtig durchblättert zu haben gesteht.

vorhergehenden sehr unähnliche Geschichte gestellt, welche mir so gefallen und mich so angezogen hat, daß ich sie mitten unter vielen Sorgen, welche mich kaum an mich selbst denken lassen, dennoch meinem Gedächtnisse einzuprägen suchte, um sie nicht nur für mich, so oft es mir beliebte, zu wiederholen, sondern auch bei gewohnten freundschaftlichen Unterhaltungen, wenn einmal die Gelegenheit einträte, zu erzählen. Als ich dies nachher wirklich einmal gethan, und wahrnahm, daß es den Zuhörenden gefallen, so kam mir plötzlich noch im Sprechen der Gedanke in den Sinn, es möchten auch die, welche unserer Sprache unkundig sind, an einer so unterhaltenden Geschichte Gefallen finden, welche nicht bloß mir seit vielen Jahren, so oft ich sie hörte, gefallen, sondern auch Dir vorzüglich gefallen haben mußte, daß Du sie durch Deine Feder zu verbreiten nicht für unwürdig gehalten, und dies am Ende des Werks, wo nach der Rhetoren Lehre das Kräftigste immer zu finden seyn muß. Eines Tages also, da verschiedene Gedanken auf gewohnte Weise mein Gemüth hin und herzogen, habe ich, auf diese und mich selbst, wenn ich so sagen soll, aufgebracht, allen andern einstweilen den Abschied gegeben, die Feder ergriffen, und diese Deine Geschichte niederzuschreiben unternommen, in der Hoffnung, Du werdest Dich freuen, an mir einen freiwilligen Uebersetzer zu finden, was ich nicht leicht einem andern seyn würde. Doch bewog mich dazu die Liebe

zu Dir und dieser Geschichte, ohne dabei das Wort des Horaz in seiner Dichtkunst zu vergessen:

„Auch nicht Wort mit Wort wirst Du zu täuschen
Dich mühen.“

Ich habe Deine Geschichte mit meinen Worten vorge-
tragen, ja hier und da in der Erzählung selbst einige
Worte verändert oder hinzugesetzt, in der Ueberzeugung,
es geschehe dies nicht bloß mit Deiner Zulassung, son-
dern auch zu Deinem Beifall; auch habe ich diese
Nachbildung Dir, und keinem andern zueignen zu müs-
sen geglaubt, ob schon sie von vielen gelobt und ge-
wünscht worden ist. Ob ich sie nun durch dieses neue
Kleid entstellt, oder vielleicht verschönert habe, darüber
urtheile Du. Denn sie geht nur hin, woher sie ge-
kommen, bekannt ist mir der Richter, bekannt das
Haus und der Weg, wohin sie geht. Nun magst Du
und jeder Leser wissen, daß ich nicht über das, was
Dir angehört, Rechenschaft ablegen werde.

Fragt mich jemand, ob es auch wahr, d. i. ob ich
eine Geschichte oder ein Märchen geschrieben habe, so
will ich ihm mit Crispus antworten: „der Autor (d. i.
mein Freund Boccaccio) mag's verbürgen.“ —

Der gegenwärtige Uebersetzer dieser Nachbildung,
der das Letztere wiederum mit gleichem Rechte, als
Petrarch, auf sich anwenden könnte, fand diese in

vorhergehenden sehr unähnliche Geschichte gesche-
he mir so gefallen und mich so angezogen, daß
ich sie mitten unter vielen Sorgen, welche
an mich selbst denken lassen, dennoch in
nisse einzuprägen suchte, um sie nicht
oft es mir beliebte, zu wiederholten
gewohnten freundschaftlichen Unterredungen
die Gelegenheit einträte, zu sprechen, und
nachher wirklich einmal gehalten, und
es den Zuhörenden gefallen, und
im Sprechen der Gedankensätze,
auch die, welche unternommen, und
einer so unterhalten, und
che nicht bloß mir selbst, sondern
den, sondern auch den Zuhörenden,
daß Du sie durch die Art und Weise,
würdig gehalten, und die Art und Weise,
der Rhetorik, und die Art und Weise,
von muß, und die Art und Weise,
zeit auf mich, und die Art und Weise,
en, habe, und die Art und Weise,
sagen soll, und die Art und Weise,

Schied a
Stig-
zun
177
en

zu die — welche zeigen würden, daß ein und
das — in einer Dichtungsart angemessen und
— in einer andern sogar unpoetisch und
— kann — wenn man sich nur die Mühe ge-
— en wollte, die Bearbeitung dieses Stoffes
Paers Musik sehr bekannten Oper Griselda
— andere neuere Bearbeitung, z. B. in Nico-
— ten mit denen des Boccaccio und seines
— andes Petrarca zu vergleichen.

— der Abendseite von Italien steht der be-
— : Besuv, einer der höchsten Berge der Ap-
— n = Kette, der mit seinem Scheitel durch die
— en bis in den klaren Aether ragt; noch be-
— anter durch den Ursprung des Po, der als ein
— acher Quell aus seiner Seite springt, bald
— r, nachdem er einen kleinen Raum nach Osten
— a durchlaufen, mächtig anschwillt, und als einer
— der größten Ströme, ja, wie Virgil sich aus-
— drückt, ein König der Flüsse, Genna in reißens-
— dem Laufe durchschneidet; dann viele schöne Länder
— theilend, in sieben breiten Mündungen sich in das
— che Meer ergießt. Uebrigens liegen in
— egend, welche durch ihre lieblichen, mit Hü-
— wechselnden, und von Bergen umkränzten
— a so sonnig, als anmuthig ist, und von

mehreren Beziehungen interessant, erstens weil sie in Hinsicht auf Stoff und Form den Geschmack des Dichters charakterisirt, der sie aus jener Novellensammlung herausgehoben hat, und auf diese Bemühung allerdings einigen Werth zu legen scheint; dann weil diese Bearbeitung eines großen Dichters, mit der Originalerzählung des Boccaccio, eines der ersten Novellisten, zusammengehalten, eine seltene und anziehende Vergleichung der Anschauungs- und Erzählungsweise zweier poetischer Geister darbietet, welche ins Detail verfolgt in sehr feine Bemerkungen über die Kunst zu erzählen ausschlagen könnte. Der gegenwärtige Uebersetzer hat vielleicht diese Vergleichung denen erleichtert, welche der lateinischen Sprache unkundig sind. Damit hat derselbe aber noch kein Urtheil für oder wider den Stoff gefällt, welcher überhaupt heut zu Tage wohl von einem ganz andern Standpunkte, als zu Petrarca's und Boccaccio's Zeit angesehen werden mag; — er erlaubt sich über denselben nur zu bemerken, daß in unserer Zeit selbst der Mann ein so geduldiges Weib, wie in dieser Erzählung aufgestellt wird, kaum wünschen — er will nicht sagen, erwarten wird, — noch viel weniger, daß den Weibern unserer Zeit ein solches Modell gefallen könne.

Endlich ließen sich auch noch interessante Vergleichen und Betrachtungen anstellen, über die ganz verschiedenen Wirkungen verschiedenartiger Bearbeitung

gen dieses Stoffes, welche zeigen würden, daß ein und derselbe Stoff, in einer Dichtungsart angemessen und poetisch behandelt, in einer andern sogar unpoetisch und widrig erscheinen kann — wenn man sich nur die Mühe geben oder nehmen wollte, die Bearbeitung dieses Stoffes in der durch Paers Musik sehr bekannten Oper Griselda oder eine andere neuere Bearbeitung, z. B. in Nicolay's Gedichten mit denen des Boccaccio und seines ältern Freundes Petrarca zu vergleichen.

Auf der Abendseite von Italien steht der berühmte Vesuv, einer der höchsten Berge der Apenninen-Kette, der mit seinem Scheitel durch die Wolken bis in den klaren Aether ragt; noch berühmter durch den Ursprung des Po, der als ein schwacher Quell aus seiner Seite springt, bald aber, nachdem er einen kleinen Raum nach Osten hin durchlaufen, mächtig anschwillt, und als einer der größten Ströme, ja, wie Virgil sich ausdrückt, ein König der Flüsse, Genna in reißendem Laufe durchschneidet; dann viele schöne Länder theilend, in sieben breiten Mündungen sich in das Adriatische Meer ergießt. Uebrigens liegen in jener Gegend, welche durch ihre lieblichen, mit Hügeln abwechselnden, und von Bergen umkränzten Ebenen so sonnig, als anmuthig ist, und von den

Bergen, an deren Fuße sie liegt, den Namen (Piemont) erhalten hat, mehrere vortreffliche Städte und Flecken. Unter andern liegt an dem Fuße des Vesuv die Landschaft Saluzzo, reich an Gauen und Schlössern, welche sonst unter edler Marggrafen Herrschaft stand. Unter diesen soll einer, Namens Walther, welcher das Haupt seiner Familie und des Landes war, der erste und mächtigste gewesen seyn. Er war jung und blühend, adlich von Sitten, wie vom Geblüt, kurz ein Mann mit allen Vorzügen ausgestattet, nur mit dem einzigen Fehler, daß er stets mit seinem gegenwärtigen Zustande zufrieden, um das Zukünftige zu wenig Sorge trug. Auch war er dem Vogelstellen und Jagen so ergeben, daß er fast alles andre darüber vernachlässigte, und was seine Vasallen sehr beklagten, auch von einer Vermählung nichts wissen wollte. Nachdem sie dieses ehnige Zeit stillschweigend angesehen, traten sie einst in großer Anzahl zu ihm, und Einer von ihnen, der entweder mehr Ansehn, oder mehr Beredsamkeit als die übrigen besaß, und mit dem Herrn vertrauter war, führte das Wort und sprach: Eure Güte und Freundlichkeit, theurer Herr Graf, verstatet einem jeden von uns, uns in wichtigen Fällen Euch mit ergebener Zuversicht zu nahen, sie entschuldigt auch mich, wenn ich mich unterfange,

Euch unfer Aller still gehegte Wünsche und Gesinnungen vorzutragen; nicht, als ob ich dazu vorzüglich geschickt wäre, sondern weil Ihr mir zu vielen Malen Beweise Eurer vorzüglichen Huld gegeben habt. Obschon wir nämlich Eure großen Verdienste mit Freuden anerkennen und immer verehrt haben, so daß wir unter Eurer Herrschaft uns sehr glücklich fühlen, so giebt es dennoch einen Wunsch, dessen gnädige Erfüllung, wenn Ihr unsre Bitte zu erhören geruhet, uns zu den glücklichsten Menschen dieser Gawe machen würde; daß Ihr doch möchtet an Eure Vermählung denken, und Euren freien, ja gewaltigen Nacken dem gesetzlichen Joche fügen, und zwar so bald als möglich. Denn reißend entfliehen die Tage, und ob Ihr gleich in Eures Alters Blüthe steht, so folgt doch dieser Blüthe das Alter schweigend auf den Fersen, und selbst der Tod, dem keiner entgehen kann, ist jedem Alter nah. Weil nun letzteres gewiß, jenes aber noch ungewiß ist, so nehmt die Bitte derer doch zu Herzen, die keines Eurer Befehle sich weigern würden. Uns aber überlaßt das Geschäft, Euch eine Gemahlin zu suchen, und wir wollen Euch eine solche wählen, die Eurer wahrhaft würdig, und von so edlen Eltern entsprossen ist, daß Ihr die beste Hoffnung von ihr hegen könnt. Befreiet also Eure Diener von der schweren Sor-

ge, daß, wenn Euch etwas Menschliches begegnete, Ihr ohne Nachfolger dahin geht, sie aber ohne Führer bleiben.

Diese Bitten bewegten ihn. Ihr zwingt mich, Freunde, sprach er, zu etwas, was mir niemals in den Sinn gekommen; denn bisher erfreute ich mich einer unbeschränkten Freiheit, die in der Ehe selten ist. Doch unterwerf ich mich dem Willen meiner Unterthanen gern, und baue auf ihre Klugheit und Treue. Nur die Sorge, mir eine Gemahlin auszusuchen, erlasse ich Euch, und nehme sie auf meine eignen Schultern. Denn sagt, was kann des Einen Ruhm dem Andern geben? Gar oft sind Kinder ihren Aeltern am wenigsten ähnlich. Was aber ein Mensch gutes hat, hat er von keinem andern, denn von Gott. Ihm will ich also meine Lage und meiner Ehe Glück, auf seine vielgewohnte Güte hoffend, überlassen. Er wird wohl finden, was zu meiner Ruhe dient. Weil's Euch nun so gefällt, will ich mir ein Weib suchen; so versprech ich Euch von Herzen, und will Euer Verlangen nicht vereiteln, noch verzögern. Das eine aber verspricht mir gegenseitig, und habet dessen Acht. Wen ich auch mag zum Weibe wählen, bezeigt ihr alle Ehrfurcht und Ergebenheit, und keiner sey, der jemals über meine Wahl Beschwerde oder Streit erhebe. Euch genüge

es, den freisten Sinn dem Ehejoch zu unterwerfen; doch mein sey dieses Joches Wahl; und welch auch mein Weib sich nennen wird, sie soll, gleich einer Fürstentochter, Eure Herrin seyn. Alle versprachen einmüthig und froh, dem nicht entgegen zu seyn; denn es schien ihnen kaum möglich, den erwünschten Tag der Hochzeit zu erleben, zu deren feierlicher Begehung sie des Beherrschers Anordnung bereitwillig erwarteten. So verließ man ihn. Dessen ungeachtet übertrug er seinen Hausleuten die Besorgung seiner Hochzeit, und setzte den Tag fest.

Nicht weit von seinem Schlosse lag ein Dörfchen, von wenigen, armen Bauern bewohnt, unter denen der ärmste Gianicolo hieß. Wie aber oft in den Hütten der Armen die himmlische Gnade einkehrt, so war auch ihm eine Tochter mit Namen Griselda zu Theil worden, von herrlicher Leibesgestalt, dazu von so ausgezeichnete Schönheit der Sitten und des Geistes, daß nichts sie übertraf. Sie war bei schmaler Kost in großer Armuth aufgewachsen, unbekannt mit Wohlleben, Weichlichkeit und Schwäche. Ein männlicher und ernster Sinn war in ihrer jungfräulichen Brust verschlossen. Ihren alten Vater pflegte sie mit unaussprechlicher Kindeszärtlichkeit, weidete seine kleine Heerde, spann unterdeß mit fleißigem Finger

den Kocken, ging dann wieder nach Hause, um ein angemessnes Mahl zu besorgen, bereitete das harte Lager zu — kurz sie entfaltete im engen Kreise die volle Pflicht der kindlichen Ergebenheit und Liebe. Auf dieses Mädchen hatte Walther, der oft dahin den Weg nahm, zuweilen seine Blicke geheftet; nicht Blicke jugendlicher Lust, sondern des männlichen Ernstes; auch hatte er die hohe, über ihr Geschlecht und Alter erhabene Tugend, die bei der Verborgenheit ihres Standes dem Auge der Menge unbeachtet blieb, mit scharfem Blicke ausgespäht. Daher kam es auch, daß er, wie ihm sonst niemals in den Sinn gekommen, entschlossen war, ein Weib, und zwar nur diese heimzuführen.

Der Tag der Hochzeit nahte, und noch wußte niemand, woher die Braut kommen sollte. Alles war voller Erwartung. Er aber schaffte unterdessen goldene Ringe, Spangen und Ketten herbei, und ließ köstliche Kleider und Schuhe, nebst allem Nöthigen nach dem Maße eines andern Mädchens, deren Wuchs der seinigen sehr ähnlich war, verfertigen. Der erwartete Tag brach an; da man aber von einer Braut noch keine Spur wahrnahm, so war die allgemeine Erwartung bis aufs höchste gespannt. Schon nahte die Stunde des Mittagsmahls, schon war das ganze Haus

von großen Zurüstungen erfüllt: da begab sich Graf Walther, von einem großen Zuge edler Männer und Frauen begleitet, aus dem Hause, gleichsam als wolle er der kommenden Braut entgegen gehn.

Griselda, ohne Ahnung dessen, was ihr bevorstand, trat eben, nachdem sie ihre häuslichen Geschäfte schon verrichtet, beladen mit Wasser, das sie vom fernen Brunnen geholt hatte, zur Thüre der väterlichen Hütte herein, um dann von allen Arbeiten frei, in Begleitung einiger anderer Mädchen, nach dem Schlosse zu eilen, um ihres Herrn Braut zu sehn: als Graf Walther gedankenvoll daher kam, sie bei ihrem Namen rief und fragte: wo ihr Vater sey, darauf, als sie ihm ehrerbietig geantwortet: er sey drinnen, ihr sagte: laß ihn zu mir kommen. Als der Alte kam, faßte er ihn bei der Hand, zog ihn ein wenig bei Seite, und sprach zu ihm mit leiser Stimme: ich weiß, mein lieber Gianicolo, daß du mich lieb hast, ich kenne dich als einen treuen Diener und glaube, daß du jeden meiner Wünsche zu erfüllen bereit bist: doch möcht ich Eines vorzüglich wissen: ob du mich, deinen Herrn, durch diese deine Tochter, auch wohl zu deinem Eidam machen möchtest. Der Alte, ganz bestürzt durch diesen unerwarteten Antrag, blieb unbeweglich stehn, und brachte end-

lich kaum die wenigen Worte stammelnd hervor: Mein Wille ist ja nur, was Euch, mein Herr, gefällig ist. Nun so laßt uns, sprach der Graf, allein hineingehn, damit ich selbst in deiner Gegenwart sie über Manches fragen kann. Sie gingen also, zur Verwunderung der wartenden Menge, hinein, und fanden das Mädchen, das nur zu ihres Vaters Willen lebte, wegen des unerhörten Besuchs von diesem hohen Gaste, vor Staunen außer sich. Er aber redete sie also an: Es ist deines Vaters Wille, wie der meine, daß du mein Weib seyst, auch glaub' ich dich nicht abgeneigt; doch muß ich dich erst fragen, ob du, wenn es vollzogen ist, was bald geschehen seyn wird, auch gern' bereit seyn wirst in allen Stücken mit mir Eins zu seyn, in keinem Stück von meinem Willen abzuweichen, so daß mir alles frei stehe, was ich mit dir zu thun vorhaben werde, ohne Widerspruch in Wort und Mienen, ja mit deines Herzens Bewilligung? Sie aber sprach, zitternd ob des seltsamen Vorfalles: Ich weiß, daß ich so großer Ehre unwerth bin, doch wenn es Euer Wille und mein Schicksal so beschlossen hat, so werd ich wissentlich nichts thun, noch denken gegen Euern Sinn, so wie Ihr selbst nichts thun mögt, (ja gebötet Ihr auch meinen Tod), was ich nicht willig trüge. Dies ist genug, sprach er, führte

sie heraus und stellte sie der Menge mit den Worten dar: dies ist mein Weib, und Eure Herrin; sie liebt und ehrt, und haltet ihr mich werth, so sollt ihr sie noch werther achten. Darauf befahl er, sie zu entkleiden, damit sie keine Spur des vorigen Standes mit sich in das neue Haus trage, und ließ von Kopf bis zu den Füßen ihr neue Gewänder anlegen, was auch von den herumstehenden Frauen, die sie wechselseitig an ihre Brust schlossen, und in ihre Arme drückten, eilig, jedoch mit Anstand geschah. Kaum kannte man das ungeschmückte Mädchen wieder, als man sie nun angethan mit köstlichen Kleidern, das fliegende Haar zierlich hinaufgesteckt, geschmückt, wie es das Fest gebot, mit dem Kranz und strahlenden Edelsteinen, gleichwie nach einer plötzlichen Verwandlung, wieder erblickte, und Graf Walther sie mit einem köstlichen Ringe, den er in dieser Absicht mitgebracht, sich feierlich verlobte, drauf sie auf ein weißes Roß heben und mit lautem Jubel des begleitenden Volks zu seinem Schlosse führen ließ. So wurde denn die Hochzeit gefeiert und der Freudentag vollbracht.

In kurzer Zeit war die arme Braut, von göttlicher Huld gleichsam so überstrahlet, daß sie eher an einem fürstlichen Hofe, als in der Hütte eines armen Hirten aufgewachsen und erzogen

schien, und überall unglaublich lieb und hochgeachtet war, ja daß selbst die, die sie von Jugend an gekannt, sich kaum zu überzeugen vermochten, es sey Gianicolo's Tochter: solche Anmuth war in ihrem ganzen Leben und Wesen, solche Bedeutung und Milde in ihren Worten, durch die sie aller Herzen mit hoher Liebe sich verband. Bald verbreitete sich nicht bloß innerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes, sondern sogar in den nächsten Provinzen ihr gefeiertes Lob, so daß selbst viele Männer und Frauen voll brennenden Verlangens, sie zu sehen, von fern herzuströmten. Walther lebte zwar in unadelicher, aber ausgezeichnet glücklicher Ehe, und genoß in seinem Hause den schönsten Frieden, außerhalb desselben die höchste Achtung, ja man pries ihn allgemein als einen weisen Mann, daß er so hohe Tugend unter tiefster Armuth ausgespäht. Auch besorgte das geschickte Weib nicht bloß die weiblichen und häuslichen Geschäfte mit Fleiß und Sorgfalt, sondern unterzog sich, wo es galt, in Abwesenheit ihres Gemahls, auch der öffentlichen, indem sie die innern Streitigkeiten und Mißhelligkeiten unter den Edlen mit gewichtigem Ausspruch schlichtete, und mit so reifem als gerechtem Urtheil niederschlug. Darum priesen sie auch alle gleich einem Engel zum gemeinsamen Wohl vom Himmel gesandt.

Nach war nur wenig Zeit verfloßen, als sie die Herzen ihrer Untergebenen durch ihre Schwangerschaft zum ersten Mal mit banger Erwartung erfüllte, drauf aber, als sie ein schönes Töchterlein gebar — obgleich ein Sohn noch angenehmer gewesen wäre — durch die gewünschte Niederkunft Gemahl und Land erfreute.

Judeß ergriff, wie oftmals zu geschehen pflegt, als dieses Kindlein schon entwöhnt worden war, den Grafen eine seltsame Begier (ob sie zu loben, mögen andre beurtheilen) — die sattsamlich bewährte Treue seiner theuren Gemahlin noch tiefer zu erforschen, und auf mehrere Proben zu stellen. Zu diesem Zwecke ließ er sie allein in seine Kammer rufen, und redete sie mit finsterner Stirn also an: du weißt, Griselda, — denn ich glaube nicht, daß du in deinem gegenwärt'gen Glück den vor'gen Stand vergessen hast, — du weißt, sag' ich, wie du in dieses Haus getreten. Nun bist du zwar mir lieb und theuer; doch den Basallen nicht, — besonders felt du mir geboren; denn sie ertragen's ungern, einer Herrin niedern Standes unterthan zu seyn. Drum muß ich wohl, will ich mit ihnen Frieden haben, was deine Tochter anbetrifft, nicht meinem, sondern ihrem Willen folgen, und etwas thun, was mir sehr schmerzlich ist. — Obwohl ich dies nun

ohne dein Wissen nicht gethan haben möchte, so wünsch' ich doch, daß du dich hierin ganz nach meinem Willen richtest, und die Geduld beweifest, die du beim Anfang unsrer Ehe mir gelobt. Sobald sie dies vernommen, versetzte sie, ohne Bewegung in Red' und Mienen: Ihr seyd mein Herr, ich und dies Töchterlein sind Euer Eigenthum; schaltet damit, wie Euch beliebt. Was Euch gefällt, kann mir nicht mißfallen; nichts giebt es, was ich zu besitzen wünschte, oder zu verlieren fürchtete, als einzig Euch. Dies habe ich mir ins tiefste Herz geprägt, und weder Zeit noch Tod sollen mir diese Gesinnung entreißen. Ja eher soll alles andre geschehn, als dieser Sinn sich ändern.

Froh über diese Antwort, doch mit scheinbarer Traurigkeit, ging der Graf hinweg, und sendete nach einigen Augenblicken einen seiner treuesten Diener, dessen Hülfe er sich in wichtigen Angelegenheiten zu bedienen pflegte, und den er schon früher von seinem Vorhaben unterrichtet hatte, zu ihr hin. Dieser trat zur Nacht zu ihr ein, und redete sie mit folgenden Worten an: Verzeiht, o Herrin, rechnet mir nicht zu, was ich zu thun genöthigt bin, denn Eure Klugheit weiß recht gut, was Herrendienst bedeuten will, auch ist die besagte, obwohl unendlich harte Nothwendigkeit, zu

gehörten, Eurem hohen Sinne keineswegs fremd. Ich habe den Befehl, Euer Kindlein in Empfang zu nehmen, — hier brach er schnell in seiner Rede ab, als wollte er durch Schweigen das Harte seines Auftrags zu verstehen geben. Ihr war des Mannes Charakter verdächtig, verdächtig seine Mienen, verdächtig die Stunde, in welcher er kam, und seine Rede — und obwohl ihr Alles dies den Tod ihres zarten Töchterleins genugsam anzudeuten schien, sah man doch keine Thräne, hörte keinen Seufzer. Doch hätte dies Beginnen wohl jeder fremden Amme, geschweige einer Mutter Herz erdrücken müssen. — Sie nahm vielmehr mit heitrer Stirn das Töchterlein, schaute es eine Weile an, küßt' und segnete es mit dem heiligen Kreuze, und wandte sich dann zu dem Diener mit den Worten: Geh und thu', was dir dein Herr geheißen: nur dieses Eine bitt' ich dich zu sorgen, daß nicht etwa die wilden Thiere und Vögel mir das zarte Kind zerfleischen, wofern dein Herr nicht anders dir geboten hat. Als jener nun zu seinem Herrn zurückkam, und ihm, was er gesehen und gehört, erzählte, auch ihm die Tochter übergeben hatte, bewegte zwar die Vaterliebe mächtig das Gemüth des Grafen; doch der verhärtete Entschluß bleibt ungebeugt, und er befiehlt dem Diener, das Kind, in Windeln eingepackt,

in eine Kiste zu legen und es in aller Stille, und mit möglichster Sorgfalt zu seiner Schwester nach Bologna zu schaffen, welche dort einem Grafen di Panico vermählt war, und ihr dasselbe zu mütterlicher Obhut und edler Erziehung anzuvertrauen, überdem auch die sorgfältigste Verbesserung seiner Neteru zu empfehlen. Der Diener reist auf der Stelle ab, und verrichtet sorgfältig, was ihm aufgetragen war. Graf Walthar, der unterdessen zwar oft seiner Gemahlin Mienen und Worte beobachtete, konnte doch niemals eine Spur veränderter Gesinnungen an ihr bemerken; — überall die gleiche Bereitwilligkeit und Unverdroßsenheit, überall die gewohnte Ergebenheit und Liebe; kein Kummer; kein Erwähnen ihres Tochterleins, ja niemals hörte man, weder absichtlich, noch durch Zufall nur ihres Kindes Namen über ihre Lippen gehn.

In dieser Lage vergingen vier Jahr, als sie abermals schwanger war, und zur großen Freude des Vaters und aller Freunde einen sehr wohlgebildeten Knaben gebar. Doch war dieser kaum zwei Jahr der nährenden Brust entzogen, als den Grafen abermals die seltsame Prüfungslust anwandelt, und er seine Gattin mit folgenden Worten anredet: schon vordem hast du gehört, daß meine Vasallen mit unsrer Ehe unzufrieden sind, beson-

bers seit sie deine Fruchtbarkeit gesehen; doch niemals mehr, als seit du mir den Sohn geboren. Denn also sagen sie, und oft ist mir die Rede vor das Ohr gekommen: — Stirbt einst der Walthar, dann wird ein Enkel des Gianicolo Herr unsrer Kinder seyn. Soll ein so schönes Land sich einem solchen Herrscher unterwerfen! So hört man täglich unter meinen Leuten sprechen; weshalb ich, Ruhe liebend und — soll ich dir die Wahrheit eingestehn — sie fürchtend, mich bewogen fühle, über dieses Kindlein zu verfügen, wie ich einst über seine Schwester that. Dieses künd'ge ich dir an, damit dich nicht der Schmerz zu un-
verhofft und plötzlich übermanne.

Sie erwiederte darauf: ich hab' es Euch erklärt, und wiederhol' es jetzt: mein Wille ist allein, was Euch gefällt, und mir gehört an diesen Kindern nichts, als meine Sorge. Ihr seyd mein Herr und auch der ihre. Uebt Euer Recht an Euerm Eigenthum, und fraget nicht nach meiner Einstimmung. Denn als ich einst beim Eintritt in dies Haus die alten Kleider ausgezogen, da legt' ich auch den eignen Wunsch und Willen ab, und nahm den Euren an. Was also immer Euer Wille sey, es ist der meine. Ja wüßte ich, was Euer Wille künftig heische, so würd' ich auch, seys was es sey, es wollen und

bestreben, noch eh' Ihr es wolltet; doch da ich Eurem Willen nicht vermag zuvorzukommen, so kann ich ihm nur willig folgen. Ja wollt Ihr, daß ich sterbe, willig sterb' ich; und nicht der Tod wird meine Liebe unterdrücken.

Voll Bewunderung ob der Standhaftigkeit des Weibes und mit bewegter Miene ging der Graf hinweg, und schickte auf der Stelle seinen Leibdiener, den er vordem schon gesendet, zu ihr hin, welcher, nachdem er sich mit der Nothwendigkeit zu gehorchen entschuldigt und sie zu vielen Malen um Verzeihung gebeten hatte, wofern er ihr etwas zu Leide gethan habe oder noch thue, ihr das Kind abforderte, als geh' er um mit einer ungeheuern That. Sie aber nimmt mit unveränderter Miene, wie auch bewegt im Herzen, ihr Söhnlein, das durch seine körperliche Bildung und edle Natur nicht bloß der Mutter, sondern allen, die es kannten, lieb und theuer war, in ihre Arme; zeichnet und segnet es mit dem Zeichen des Kreuzes, wie sie dem Töchterlein gethan, bleibt eine Weile an seinem Anblick festgeheftet, herzt und küßt es, reicht es dann, ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes dem Fordernden hin und spricht: Nimm hin, und thu, was dir befohlen ist. Das Eine bitt' ich dich auch jetzt: behüte,

wenn es möglich ist, des Kindes zarten Leib vor wilder Thier' und Vögel Anfechtung.

Mit diesem Auftrag ging er zurück zu seinem Herrn und setzte ihn dadurch in so gewaltiges Erstaunen, daß, hätte dieser nicht gewußt, wie heiß sie ihre Kinder liebte, er fast geargwohnt hätte, die Stärke dieses Weibes sey aus Härte des Gemüths entsprungen. Doch wie sehr sie auch die Ihrigen liebte, so kam doch nichts der Liebe zu dem Gatten gleich. — Der Diener erhielt den Auftrag nach Bologna zu reisen, und den Knaben an denselben Ort zu bringen, wo seine Schwester war.

Diese Proben ehelicher Liebe und Treue konnten nun dem starren Manne genügen. Nichts destoweniger giebt es Menschen, die, wenn sie einmal dergleichen begonnen, nicht abstehen können, vielmehr nur immer eifriger und hartnäckiger auf ihrem Vorhaben beharren. Mit festgehefteten Blicken betrachtete der Graf jetzt unablässig sein Weib, ob irgend eine Spur von Veränderung an ihr zu blicken sey; doch konnte er nirgends eine finden, außer daß sie ihm täglich nur immer treuer und ergebener ward, und beide nur einen Sinn zu haben schienen, nämlich den, welcher von ihm, dem Manne, ausging: denn sie hatte, wie gesagt, versichert, nichts für sich weder zu

thun, noch zu unterlassen. Allmählig hatte sich unterdessen ein dunkles Gerücht verbreitet, daß Walthar des unadlichen Ehebetts sich schämend, aus wilder unmenschlicher Härte seine Kinder habe umbringen lassen; denn nirgends waren sie zu sehen; auch hatte niemand gehört, wo sie hingekommen: dadurch aber war jener, vordem so verehrte und berühmte Mann bei vielen Leuten im bösen Ruf und Haß gerathen. Doch auch dies beugte seinen trotzigen Sinn nicht; vielmehr schritt er in der berüchtigten Strenge und seiner harten Prüfungssucht nur immer weiter fort, und schickte, nachdem schon zwölf Jahr seit seiner Tochter Geburt verlaufen waren, Abgesandte nach Rom, die ihm einen Brief des Papstes überbringen mußten, vermittelt dessen unter dem Volke die Nachricht verbreitet wurde, daß ihm vom römischen Stuhle zu seiner und seines Geschlechts Beruhigung die Erlaubniß verliehen worden, seine erste Ehe aufzuheben, und sich ein andres Weib zu nehmen. Auch war es gar nicht schwer, den rohen Gemüthern jedes einzureden. Als das Gerücht nun zu Griseldens Ohren drang, blieb sie, obwohl betrübt, doch unerschüttert; — denn sie hatte einmal über sich und ihr Loos entschieden, — und erwartete, was der über sie beschließen würde, dem sie sich mit Allem, was ihr angehörte, unterworfen hatte. Er aber

hatte schon nach Bologna gesendet und seinen Schwäher bitten lassen, daß er ihm seine Kinder brächte; weshalb sich überall das Gerücht verbreitete, man führe ihm eine neue Gattin zu. Jener, um dies treulich auszuführen, trat mit dem Mädchen, das schon mannbar, von reizender Gestalt und herrlich ausgeschmückt war, nebst seinem Nessen, der damals eben sieben Jahr alt, in ansehnlicher Begleitung vieler Edlen, am bestimmten Tage seine Reise an. Unterdessen führte Walthar, an wiederholte Prüfung seines Weibes schon gewöhnt, um das Maas ihrer Pein und Beschämung zu vollenden, sie vor aller Angesicht hervor und sprach: Viel Lust und Freude hat mir unser Bund gewährt, weil ich auf deine Tugend, nicht auf deine Herkunft sah; doch weil, wie ich es jetzt erfahren muß, bei vielem Glück auch viele Knechtschaft ist, so darf ich nicht, was jedem Bauer freisteht, und es nöthigen mich meine Vasallen mit Einstimmung des heiligen Vaters, mir ein anderes Weib zu nehmen. Schon ist sie auf dem Wege, und bald wird sie an dieser Stelle seyn. Fasse dich also, räume einer andern den Platz und geh mit deiner Mitgift ruhig in die alte Hütte zurück — denn keines Menschen Loos ist unveränderlich!

Sie aber entgegnete: stets habe ich es bedacht, mein Herr, daß zwischen meiner Niedrigkeit

und deiner Größe kein Verhältniß sey, auch hab' ich mich kaum deine Dienerin, geschweige deine Gattin zu nennen würdig geachtet, und bin in diesem Hause, zu dessen Herrin du mich machtest, Gott sey mein Zeuge, stets als deine Magd verharret. Für die Zeit also, die ich mit dir in vielen Ehren, weit über alles mein Verdienst gelebt, sag ich jetzt Gott und dir den herzlichsten Dank; was die übrige betrifft, bin ich bereit, mit ruhigem und zufriednem Sinn in meines Vaters Haus zurück zu kehren, und wo ich einst als Kind gelebt, da auch forthin zu leben und zu sterben, als Witwe stets geehrt und beglückt, die solches Mannes Gattin war. Der neuen Gattin, mag sie dir zum Glück erscheinen, weich' ich willig, und verlasse gern den Ort, wo ich so glücklich lebte, weil dir's so gefällt. Daß du mir aber die Mitgift mitzunehmen befehlest, versteh ich wohl: denn mir ist nicht entfallen, daß ich einst auf der Schwelle meines väterlichen Hauses meiner Kleider beraubt, mit dem deinen angethan, zu dir gekommen, noch hab' ich dir eine andre Mitgift, außer meine Treu und Blöße mitgebracht. Drum sieh, ich lege dieses Kleid jetzt ab, und gebe dir den Ring zurück, durch den du mich an dich gekettet hast. Die andern Kleider, Ringe und Geschmeide, womit ich zum Beneiden von dir überschüttet war, wirst du in deiner Kam-

Mer wieder finden. Nact, wie ich aus dem väterlichen Hause kam, so geh' ich jetzt zurück; nur halt' ich es für unwürdig, daß dieser Leib, der deine Kinder dir geboren, des Volkes Augen sichtbar sey. Wenn dir's daher gefällt, sonst nicht, bitt' und beschwör ich dich, daß du zum Lohn der Jungfrauschaft, die ich dir zugebracht, und nicht mit mir zurück kann nehmen, das einz'ge Unterkleid mir laffest; — damit ich deines Weibes Leib bedecke.

Dem Grafen strömten die Thränen aus den Augen, daß er sich länger nicht mehr halten konnte; daher wendete er sein Gesicht, und vermochte kaum mit zitternder Stimme zu sprechen: das Unterkleid magst du behalten, — und ging weinend fort.

Sie aber entkleidete sich vor Aller Angesicht; nur das Untergewand zurück behaltend, von welchem sie bedeckt, mit entblößten Haupt und Füßen von dannen ging, und in Begleitung einer großen Menge Volks, das sie beweinte und ihr Schicksal anklagte, thränenlos, mit würdevollem Schweigen zu der väterlichen Hütte kam. Ihr alter Vater, welcher nie ein großes Vertrauen auf seiner Tochter Ehe gesetzt, auch immer sich vorgestellt hatte, daß einst der angesehenene Herr, der Gattin aus niedrigem Herkommen überdrüssig, nach Art der Vornehmen sie verstoßen würde, hatte ihre groben Kleider, von Alter unschelnbar, in einem

Winkel seiner Hütte aufbewahrt. Als er nun der schweigenden Tochter Rückkehr an dem Lärm der Menge hört, kommt er ihr auf der Schwelle seiner Hütte entgegen gelaufen, und umhüllt die Halbtöbste mit dem alten Kleide. So blieb sie bei ihrem Vater einige Tage voll Gleichmuth und bewundernswürdiger Freundlichkeit, so daß man keine Zeichen innerer Traurigkeit, und keine Spur eines vergangenen, glücklichen Lebens an ihr erblickte; weil sie, selbst mitten unter jenen Schätzen, sich immer arm und niedrig achtete.

Schon nahete der Graf di Panico, und überall ging das Gerücht von einer zweiten Vermählung des Grafen. Jener hatte durch einen seiner Leute, welchen er voraus sendete, den Tag seiner Ankunft in Saluzzo melden lassen. Tags vorher berief Graf Walther Griselden zu sich aus dem väterlichen Hause. Und als sie mit Ergebenheit sich nahte, sprach er: Mein Wunsch ist, daß die Dame, die morgen zu dem Mittagsmahle kommen wird, prächtig empfangen werde: so auch den Herren und Freunden, welche sie begleiten, und unsern Leuten, welche bei dem Mahl sich finden werden, jedem nach Stand und Würden, durch Wort und That die gebührende Ehre erzeigt werde. Nun hab' ich keine Frauen in dem Hause, welche dazu taugten. Daher wirst du, wenn auch

in dürft'ger Kleidung, die Sorge für Empfang und Anordnung der Gäste übernehmen, indem du meinen Sinn am besten kennst.

Gern, ja mit Eifer, sprach sie, werd' ich dies, und was Euch sonst gefällt, verrichten, und nimmermehr darin ermüden, so lange noch ein Hauch vom Leben in mir ist. Und mit diesen Worten ergriff sie die Werkzeuge der Dienstboten, fing an das Haus zu reinigen, Tische zu bereiten, Betten aufzuschlagen und Andre anzustellen, gleich der treuesten Dienerin. Zur dritten Stunde des folgenden Tags kam der Graf. Alles bewunderte um die Wette des Mädchens und des Knaben Schönheit und Betragen; ja einige sagten wohl: Graf Walther habe einen klugen und glücklichen Tausch getroffen, weil seine neue Braut zarter und von edlerer Herkunft sey, auch er durch sie einen so wohlgebildeten und hoffnungsvollen Schwager erhalte. Unter diesen eifrigen Vorbereitungen zur Hochzeit trat Griselda, die überall gegenwärtig, und um alles bekümmert war, ungebeugt durch diesen Vorfall, auch wegen ihres alten Kleides nicht verlegen, mit heiterer Miene der her Eintretenden Jungfrau entgegen, beugte ihre Knie vor ihr, nach Dienersitte, und sprach mit gesenktem Blick, bescheiden, und voll Demuth: Möge meine Herrin kommen zur beglückten Stunde! Als

sie hierauf die andern Gäste mit heiterm Angesicht und einnehmender Rede bewillkommt und das weite Haus mit vieler Gewandtheit angeordnet hatte, so daß fast Alle, vorzüglich die Fremden, die Würde und Leichtigkeit ihres Betragens unter solchem Kleide bewunderten, — sie dagegen an der Jungfrau und des Kindes Liebe sich kaum sättigen konnte, und abwechselnd bald des Mädchens, bald des Knaben Anmuth pries: wandte sich Waltherr, als man sich eben zur Tafel niederlassen wollte, gegen sie mit lauter Stimme, indem er vor allen Gästen sie wie im Spotte fragte: Nun, Grifelda, wie gefällt dir meine Brant? Sie ist schön und ehrbar, wie Ihr keine findet, erwiderte Grifelda. Nur mit dieser, oder keiner andern, werdet Ihr ein ruhiges und beglücktes Leben führen, und dies hoff' und wünsch ich Euch. Nur das Eine bitt' und rath' ich Euch in guter Meinung, daß Ihr diese nicht mit Dornen reizet, wie Ihr Eurer ersten habt gethan. Denn was jünger ist und zärtlicher erzogen, würde, mein' ich, kaum so viel ertragen können. — Da sprach Graf Waltherr, der die Unbefangenheit wahrnahm, mit der sie dieses sprach, die Standhaftigkeit dieses oft und hart geprüften Weibes bei sich erwog, und sich vor Mitleid über das unwürdige Loos, das sie so unverdient ertragen, länger nicht zu halten vermoch-

te: Genug, theure Griselda, hab ich nun deine Treue geprüft und bewährt gefunden. Auch glaube ich, giebt es unterm Himmel keinen Mann, der solche Proben ehelicher Treue und Särtlichkeit erfahren. Und mit diesen Worten umfaßt er seine Gattin, die vom freud'gen Schrecken ergriffen und wie aus einem schwarzen Traum erwachte, mit inbrünst'gen Armen. Du allein, ruft er, bist meine Gattin; eine andre wählt' ich nie und mag sie nicht. Dieses Mädchen aber, das du jetzt für meine Braut gehalten, ist deine Tochter; dieser, der mir nur verwandt schien, ist dein Sohn. Also hast du Alles wieder, was du einzeln für verloren hieltest. Die aber, welche das Gegentheil von mir glaubten, sollen jetzt erfahren, daß nur Prüfungssucht, nicht Bosheit mich beherrschte, daß ich meine Gattin prüfte, nicht verdammen wollte, meine Kinder nur verbergen, nicht erwürgen ließ. Als sie das hörte, stürzte sie, vor Freuden außer sich und vor Liebe sinnlos, unter Bonnethränen ihrer Kinder, in die Arme des Gemahls, bedeckte ihn mit Küssen, und benezte ihn mit frommen Zähren. Eilends umringen sie die Weiber, munter und bereitwillig, ihr die schlechtesten Kleider auszuziehen, und die gewohnten schmückend anzulegen. Jauchzender Beifall und fröhliche Glückwünsche tönen überall; so ward dieser Tag

unter Wonne und Thränen herrlicher noch als der Hochzeittag gefeiert. Viele Jahre lebten beide miteinander durch Friede und Eintracht glücklich, auch nahm Walthar seinen armen Schwiegervater, welchen er nur darum vergessen zu haben schien, damit er nicht den vorgehabten Prüfungen in dem Wege stehe, zu sich in sein Haus, und hielt ihn hoch in Ehren; seine Tochter verheirathete er nachher sehr ehrenvoll und glänzend, und hinterließ seinen Sohn als Nachfolger in der Herrschaft — glücklich durch seine Gattin und seine Kinder.

Diese Geschichte habe ich in andrer Rede wiedererzählen wollen, nicht sowohl um die Frauen unsrer Zeit zur Nachahmung dieser weiblichen Geduld, die ich kaum nachzuahmen für möglich halte, als vielmehr meine Leser zur Nachahmung der Standhaftigkeit dieses Weibes überhaupt zu ermuntern, damit auch sie, was dieses Weib dem Manne leistete, Gott, ihrem Herrn, zu leisten sich getrauen, der, obwohl er, wie die Schrift sagt, kein Versucher ist zum Bösen und selbst niemand versucht, dennoch uns durch viele, schwere Schläge übt und prüft; nicht, daß er unsern Sinn erfahre, den er schon, eh' wir geschaffen, wußte, sondern daß wir unsre Schwäche an dem eignen

Beispiel klar erkennen. Einen standhaften Mann aber will ich den nennen, sey er, wer er sey, der ohne Murren für seinen Gott duldet, was dieses schwache Weib, von ländlicher Geburt, für ihren sterblichen Gemahl erduldet,

Die Section.

(Zwei bearbeitet nach einer Anekdote aus Les sottises
et folles Parisiennes.)

Uns den Provinzen des, einst so schönen Frankreichs sah nicht ohne Wehmuth, der sinnige Menschenfreund vormals ein Cretensisches Menschenopfer dem Minotaurus der unermesslichen Hauptstadt alljährig entgegen eilen — bestehend aus den blühenden Jungfrauen der lieblichen Städte und Dörfer an den Ufern der Loire und Garonne, welche unter Bangen und Hoffen, ihr Glück suchend, und oft ihr Unglück findend, zu gewissen Zeiten die Diligencen bevölkerten.

Noch blühen ihre Wangen als Kunden der heimatlichen Zucht und Sitte — doch ach! schon an

Den Barrieren der Vorstadt fliegt nicht selten zum letzten Male jene höhere Glut des Farbentons, welche der Jungfrau schützender Genius genannt werden könnte, über so manches reizende Antlitz!

Wohl sicher trifft der Natter Stich, wenn das Kindlein unter Rosen sorglos schläft; wohl weiß der Vampir seine Beute durch kühles Wehen einzulullen, bis der Tod erfolgt: So schleicht das Laster dort unsichtbar der Unschuld, schmeichelnd der Wankenden, blendend die Fallende, und wird Sieger bleiben.

Nur wenige stehen fest in so ungleichem Kampfe mit jenen unsichtbaren Dämonen der Finsterniß, doch unter den wenigen verdient keine wohl mehr die Märtyrerkrone der Jungfräulichkeit, als *M a n n y D ú c a n*, die liebliche Tochter eines Weingärtners aus der Champagne.

Niedergeschlagen saß sie auf der Diligence, ein Päckchen mit ihren Habseligkeiten auf dem Schooße haltend, und dachte heim an ihre Lieben, von welchen auch nicht einer mehr um ihr war, so weit von ihres Vaters stiller Hütte. Und der Ermahnungen gedachte sie, womit ihre Mutter weinend sie entlassen hatte; auch an des Vaters kräftige Lebensregel: „Handle so, daß du jeden Abend beten kannst!“

Die Mahlsteine glitten vorüber am Wege, blühende Bäume und liebliche Häuser tanzten zurück der Heimath zu — sie gab jedem ihre Seufzer, oder eine stille Thräne mit auf die Reise. Voll einer schweren bangen Ahnung, sah sie die Thürme der Hauptstadt, wie drohende Riesen im grauen Gewölk näher heran schreiten. Damals war sie gerade das einzige Weib auf der Diligence, unter wilden Männern, welche in jedem Augenblick sich durch leichtfertige Scherze als ächte Pariser bewährten, und sich ergöhten, dem armen Mädchen einmal über das andere das Blut in die Wangen zu jagen.

Die Stadt rückte näher. Schwer und drückend wie ein herannahendes Gewitter wog sich die Häusermasse auf Nannys Brust, so hoch war alles, so auf einander geschichtet, wohnten Menschen an Menschen. — Nichts Grünes mehr — überall wirbelnder Staub. Kein Saatsfeld wogte dort. Kein Weinberg zauberte mehr die Heimath herbei, wohl aber Menschen in endloser Anzahl bewegten sich hierhin und dorthin.

Einsam war Nanny in der Stadt voll regen Lebens, denn nicht immer ist jenes Gefühl der Einsamkeit mit dem Begriff vor dem Alleinseyn verknüpft. Der Weise sowohl wie der Unglückliche, beide sind nie einsamer als da, wo Menschen an Menschen sich drängen. Jener fühlt sich

dort von seinem Geiste verlassen, dieser von theilnehmenden Herzen, welche allein ihn verstehen.

Nanny's Tante wohnte auf der Straße des Innocents. Es war ihrer Mutter Schwester, die Witwe Rubin, welche still und verborgen von einer kleinen Rente lebte, aber man wußte daheim gar wohl, daß sie noch sorgfältig ein schönes Sümmdchen an Mandducaten für ihr Pathchen Nanny aufbewahrt hatte, deshalb aber auch war es nicht rathsam gefunden worden, der Tante Bitte, Nanny hinüber zu senden, abzulehnen. Nach dem Plane der Tante sollte sie nämlich in einem guten Hause einen Dienst antreten, welcher sie zu einer vollkommenen Städterin umbilden werde. Da sie nun doch einmal bestimmt war, in der Stadt eine eigene kleine Wirthschaft zu führen, so

So weit hatte Nanny im kindlichen Vertrauen dem freundlichen Manne erzählt, welcher sich erboten hatte, sie nach der Rue des Innocents zu ihrer Tante Rubin, deren Freund er sich nannte, zu führen; da fragte der freundliche alte Mann, ihr das feine niedergesenkte Gesichtchen aufrichtend — „Ei sehen Sie doch — so jung und schon etwas Liebes — vermuthlich hier in Paris?“ —

Nanny erröthete, schlug aber sogleich das

Lauben-Auge durch eine Thräne lächelnd auf, gegen ihren neuen Vertrauten, indem sie nach einem tiefen Seufzer sagte: „O mein Herr! — wüßte ich das, ich ginge mit leichterem Herzen in die große weite Stadt — aber so —

„Nun — oder ist es ein Geheimniß, was der Freund Ihrer Tante derselben nicht verrathen soll?“

„Ach nein, mein Herr! Manny hat kein Geheimniß vor ihren lieben Verwandten und deren Freunden. — — Es war eine goldne herrliche Zeit; die Nachtigall flötete unter dem Laubdach der Weinrebe am Hause, die Orange spendete ihren Blüthenduft in den lichtblauen Aether hinein, im hellen Spiegel des Landsees spielten goldne Fischelein, zogen silberne Schwäne — es war eine Zeit, mein Herr — — die ganze Natur war voll Liebe und Manny's junge Seele war ja so ganz Natur — da — ich liebte meine Vögel, meine Blumen, meine Eltern und Geschwister, alles, alles, aber es war noch eine Leere, noch ein Raum in meiner Brust zu einer andern Liebe — da mein Herr sah ich Toni — meinen Toni — o mein Herr, Sie glauben es nicht, was ich da empfand sogleich im ersten Augenblick. Toni war der schönste Mann auf Erden — und so gut — o mein Herr, so wunder gut — — — Er war

Wundarzt bei der Armee — das muß ich erst sagen. — Sein Regiment stand einige Wochen in unserer Gegend und er logirte in unserm Hause — und — wie das nun kam, das weiß nur der Ewige. Genug — wir liebten uns. Am Abend vor seiner Abreise war unsere feierliche Verlobung in Gegenwart aller Verwandten. Er versprach oft zu schreiben, allein — —

„Sie erhielten doch Briefe, Nachricht von seinem Aufenthalt, nicht wahr, mein Kind?“

„Briefe? — ja einen — zwei — im Anfange, nachher nicht wieder, so viel ich auch schrieb und weinte.“

„So ist er wohl — haben Sie es noch nicht gedacht, die schauderhafte Möglichkeit? — todt — oder treulos.“ —

Nanny lächelte — „todt ist er nicht — sonst hätte mir sein Geist einen Wink gegeben — das gelobten wir uns in einer mond hellen Nacht — und treulos — o mein Herr, Sie kennen meinen Toni nicht! — Wo er aber lebt, das weiß ich nicht. — Vielleicht in Paris — möglich, wahrscheinlich sogar — allein ich glaube es nicht, da müßte ich doch heimlich eine Ahndung, eine Freude fühlen und — ach! — ich bin so gränzenlos betrübt, so voll einer stillen Angst —

So waren sie, ohne daß es Nanny bemerk-

te, durch die schönsten Straßen der Stadt gewandert. So sehr auch alles — die glänzenden Paläste, das Wagengerassel, die spiegelhellen Kaufläden, ein Aufenthalt der Feen dem einfachen Landmädchen neu war, so achtete sie doch dessen nicht. Nur beschäftigt mit den Rosentagen der Vergangenheit, ging sie ganz isolirt unter der Menge des Volks.

Auch durch Straßen war sie gewandert, die, eng und krumm, kaum das Licht des Tages sehen ließen, und wo es Menschen erdrücken wollte, die so etwas nicht gewohnt waren, ohne es zu beachten. Jetzt vor einem Hause, eng und schmal, zog er die Klingel.

„Hier wohnt meine Tante?“ — fragte Nanny ängstlich zweifelnd, indem sie aus ihrem schönen Traum erwachte.

„Drei Treppen hoch“ — versicherte Jener und stieg voran.

In einem kleinen Nebenzimmer ließ man Nanny warten — Ihr Begleiter ging hinein — wie er ihr als nothwendig vorstellte — Madame erst vorzubereiten auf den Empfang ihrer Nichte.

„Gott im Himmel“ — klagte Nanny, da sie sich allein sah — meiner guten biedern Mutter Schwester vorbereiten auf den Empfang ihrer

Nichte? — o es ist schauderhaft Unglück weis-
sagend!“

Nicht lange so hüpfte eine ältliche Dame aus dem Nebenzimmer hervor. Sie war stark mit Schminke belegt, übrigens leicht gekleidet, so daß Nanny in Gegenwart des Herrn nicht zu ihr aufsehen konnte.

Embrassez moi — ma Nièce — sagte die Frau in einem schneidenden Nasalton und bot ihr mit einer affectirten Herzlichkeit die Wange zum Kusse. — Auch nicht ein Zug von Aehnlichkeit — mit der einfachen biedern Mutter! —

In reinen Herzen wohnt ein eigener Tact für jene Liebe, welche aus reinem Herzen kommt. Nichts erkaltet eine vorgefaßte Neigung schneller als affectirte Zärtlichkeit; so war denn auch Nanny's Umarmung leicht und kalt, wie vielleicht auf einer Bühne, wenn der Gatte seines Weibes Liebhaber vorstellt.

Und — o du Güte! — den Brief voll Liebe und Wärme, welchen ihre Mutter so mühsam schrieb — dieses Kleinod eines mütterlichen Herzens — wie sah sie es entweicht durch den Judas-Kuß der Tante? — Was eine stille Thräne erzeugen mußte, das war durch affectirte Ausrufungen wie ein Christusbild im Prunkzimmer eines Büste-

lings entheiligt. Des Mädchens Herz wollte in tiefer Wehmuth fast verbluten.

Uebrigens wußte die Tante von allen ihren Familienverhältnissen gar wohl Bescheid, dem nach Vater und Mutter und nach dem kleinen Bruder *Chrétien* — der recht heran wachsen müsse — fragte sie sowohl — als nach dem seelenguten *Toni*, *Nanny's* Verlobten.

Da war es wieder einen Augenblick in *Nanny's* Seele, als sey sie zu Haus unter den Ihrigen, so lebhaft erzählte sie von ihrer Mutter und von allen den Guten, die sie dort zurück ließ.

Indeß mußte sie doch gar bald gewahr werden, wie alle jene kleinen engen Details, welche für sie selbst von so unendlichem Werthe waren, der Tante Langeweile machten, da war es ihr dort wieder so unheimlich, so seltsam, daß sie sich weit hinweg sehnte aus dem Hause ihrer Verwandtin, und besser aufgehoben zu seyn glaubte, unter wildfremden Menschen.

Als sie aber nach dem Hause fragte, in welchem ihr ein Dienst bestimmt sey, da erwiederte *Madam Aubin* lachend: „das hat gute Weile, mein Kind. — Wenn die Rosen von den Wangen verblühen, ist es Zeit genug zur Arbeit. Oder meinst du, so ein schönes Mädchen sey auch geschaffen zur Plage und Mühe? Das Leben ge-

niesen, die Stunden vertanzen wirst du hier lernen. Jugend und Schönheit führt den Reigen, wo Freude tanzt.

Nanny schauderte zusammen. Daß es möglich sey, solche Grundsätze zu hegen, hatte sie in ihrer Unschuld nie geglaubt. Jetzt erblickte sie voll Abscheu ihrer Mutter leibliche Schwester davon befleckt.

Sie weinte die Nacht hindurch auf ihrem Kämmerlein im seidenen Bette. Erst gegen Morgen schlief sie ein. Aber als sie erwachte, lag vor ihrem Bette ein Hemde von Batist, und ein Kleidchen vom feinsten Perkal. Vergebens suchte sie ihr liebes gewohntes Hauskleid von selbst gewobener Leinwand. Es war verschwunden. Ihr blieb keine Wahl. Ein Mädchen trat ein, um zu helfen. Sie hüllte sich vor den freien Blicken des Mädchens in ihre Decke und weinte um ihr leinenes Kleid. Es war der erste Verlust, den sie erlitt, seitdem sie entfernt war vom Hause. Das Fremde konnte ihr doch das Heimathliche nie ersetzen, so schön es auch war.

Indes halfen keine Thränen; sie mußte sich entschließen es anzulegen. Hoch erröthend über den veränderten Schnitt desselben, harrte sie der Tante, welche erst nach vielen Stunden erschien,

und ihr viel Schönes sagte über ihren feinen Wuchs und die natürliche Grazie ihrer Haltung.

Der Morgen war lang wie eine Ewigkeit. Nanny sehnte sich nach Arbeit, und bat aufs neue dringender, sie ihren Dienst antreten zu lassen.

„Morgen“ — tröstete die Tante — „heute ist es unmöglich, aber morgen ganz gewiß.“

„Aber so? — in diesem kostbaren Kleide“ — bemerkte Nanny verlegen.

„Nicht anders“ entgegnete die Tante — „du wirst dort das Hauswesen leiten, oder wenigstens für die Nettigkeit in den Zimmern zu sorgen haben, und hier in Paris — das glaube mir, gehen die Mägde feiner gekleidet, als bei euch die Edeldamen.“

Gegen Mittag wurden mehrere junge Frauenzimmer sichtbar, welche Nanny am vergangenen Abend nicht bemerkt hatte.

Indeß war keine darunter, die Nanny's Vertrauen in Anspruch hätte nehmen können. Ihre Züge waren erschlafft, und grell aufgefrischt, durch aufgelegtes Roth, die Augen lagen tief, und ihr Anzug waren Reste von glänzenden Ballkleidern.

Nanny konnte darüber ihr ängstliches Staunen nicht bergen.

„Ich habe eine Bildungsanstalt errichtet für junge Mädchen“ — versicherte Tante Rubin — „und wenn es dir gefällt, so will ich dich bilden wie diese.“

Nanny schauderte vor solcher Bildung, und noch mehr als jene Mädchen auf die unzarteste Weise sich einander neckten mit gewissen Verhältnissen zu dem andern Geschlechte, welche das reine Landmädchen nicht einmal klar zu denken vermochte.

Am Abend veränderte sich die Scene. Ein kleiner Gesellschaftssaal war hell erleuchtet, in einer Reihe anstoßender Cabinette warfen Alabaster-Lampen ihr scheues Licht auf schwellende Ruhebetten von Seide. Wohlgerüche flossen durch die künstlich erwärmte Luft, und die Mädchen erschienen wie in Nebelstoffe gehüllt; Nanny konnte nicht aufblicken. Weinend ertrug sie den Spott dieser leichtfertigen Mädchen, und bestimmt verweigerte sie der Tante Aufforderung sich eben so zu kleiden.

Nicht lange so kamen Karossen angerollt, junge Herren mit greisem Angesicht, und alte Herren in Jünglingskleidung hüpfen unangemeldet zur Thür hinein. Da begann denn eine Unterhaltung,

welche Nanny's Zartgefühl in jeder Minute auf das schmerzlichste verletzte. Ein Paar verschwand nach dem andern und Nanny zog sich unbemerkt auf ihr Kämmerlein. Knieend flehte sie dort zu ihrem Vater im Himmel um Rettung oder Tod.

„Sie ist eine Heuchlerin gewesen gegen meine guten einfachen Eltern die Tante Rubin, rief sie — o die Schlane, mich will sie mit hinab reißen in die Verderbniß ihrer Sitten. — Ich muß fliehen! — aber wohin? — ohne Geld — ohne Beistand. In jedem Menschen findet die Unschuld ihren Retter, sprach einst meine Mutter — aber hier nicht; hier, wo keine Tugend ist, wo das Verbrechen jedes Menschen Brust verpestet hat, würde ich nur Verfolger finden.

In dem Augenblick wurde sie hinab gerufen.

„Ich komme nicht“ — erwiederte sie trotzend der Dienerin — „sag der Tante, daß ich sie verabscheue mit ihren Grundsätzen und ihrer Lebensweise, sag ihr, daß sie mir mein einfaches Kleid wieder gebe, und meine Freiheit; sag ihr, daß der Vater der Waisen, der die Raben speiset unter seinem Himmel auch die Unschuld nicht verlassen wird, welche böse Menschen in ihre Fallstricke lockten.“

„Das sagen Sie selbst“ — lachte die Jose und verschwand.

Bald darauf kam die Tante. Nanny erschrock, aber sie faßte Muth, ihr das alles zu sagen, und hätte es auch sicher gethan, wenn die Tante nur durch ein einziges Nachtwort Sie aufgeregert hätte. Aber diese nahm sie in ihre Arme, und streichelte das erglühende Mädchen mit den Worten: „ich freue mich, Nanny, du bist deiner Mutter würdig befunden. Verzeihe mir, daß ich, die hier schon längst entwöhnt ist von dem frommen Glauben an weibliche Tugend, daß ich auch nur einen Augenblick an der deinigen zweifeln konnte, und deshalb heute Abend die Nummerci anstellte, um dich zu prüfen. Es geschah halb und halb mit Zwang, weil deine neue Gebieterin es wünschte, indem sie eine nie verletzte Reinheit der Sitten zur ersten Bedingung bei dir machte. Du hast dich herrlich gehalten, drum säume keinen Augenblick mehr deinen Dienst anzutreten. Unten ist dein neuer Herr. Seia etwas leichtfertiges Außere schrecke dich nicht ab, es ist einmal Ton hier in der Hauptstadt.

Nanny athmete freier und folgte. Im Wohnzimmer der Madame Aubin saß ein ällicher Mann nachlässig auf dem Sopha. Verlegen, im höchsten Grade, trat Nanny ein. Der Mann

zog eine Zornette hervor, und betrachtete sie lange mit großer Aufmerksamkeit. Er hat sogar Madame Rubin die Lichter auf einen Punkt zu vereinigen. „Ihr eigener Vortheil“ — setzte er hinzu — „die Beleuchtung ist genialer und das Ganze gewinnt an Effekt.“

Die Zagende stand wie auf glühenden Kohlen — Als aber der fremde Mann aufsprang, sie dreimal umging, ihr bald in die Wangen, bald leise in die Arme kniff, da hätte sie umsinken mögen. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr ein tückisches Lächeln in den Zügen jenes Mannes. Sie athmete erst wieder, als derselbe mit dem zufriedenen: bon, bon — fraicheur excellente! ihrer Tante in das Nebenzimmer folgte.

Zwischen Bangen und Zweifeln durchwachte sie die zweite Nacht in dem Hause der Tante. Am folgenden Morgen stand schon der Wagen bereit, begleitet von einer schmeichelhaften Einladung von Madame Dubarrais, der Gattin des Finanzpächters.

Sie dankte knieend ihrem Schöpfer für die Rettung aus dem Hause der Freude, welches sie nun wohl endlich erkannte — und ahndete nichts davon, daß sie dem feindlichsten Schicksale, welches nur im-

mer Menschen verfolgen kann, so freundlich entgegen ging.

Nachlässig auf einem Tabouret saß Madame Dubarrais. Ein paar Mopskündchen knurrten ihr entgegen, Papageien kreischten, und Meerfakeln rasselten an ihren Ketten. Indes las ein Hausfreund eine Stelle aus dem Tasso vor, zudem war Madame bei der Toilette. Manny mußte also warten. Demüthig stand sie an der Thür, bis sie die Ehre haben würde bemerkt zu werden.

Monsieur Bonbonnet — so hieß der junge Abbe', warf bald den Tasso zur Seite, griff einige Accorde auf dem Pianoforte und störte dann in Cytherens Schmückkästchen um. Bald erhob er den Geschmack der Besitzerin über die Sterne, bald versicherte er, daß alle die Quincaillerien erst Werth erhielten durch den Platz, welcher ihnen angewiesen sey auf dem Busen einer Leda, oder in dem Haargeflecht einer Venus Amathusia. Sie warf ihn mit Perlen, er mit Bonbons, dann schlug sie ihn lachend mit den fein geschnittenen Elfenbeinstäben des Fächers, er wehrte sich mit einer Sultane von Reiherfedern, das Gefecht endigte damit, daß Madame noch halb entkleidet auf sei-

nen Schooß sank, und er sich unter Küßen für den Besiegten erkannte.

„Ist das die Tugend, die man von mir verlangt?“ — sprach Nanny schmerzlich für sich, und war im Begriff sich zu entfernen, als plötzlich der Finanzpächter eintrat.

Nanny zitterte vor den Auftritten, die da kommen sollten. Indesß Madame küßte nach wie vor ihren Bonbonnet und forderte lachend ihren Gemahl auf, einen Streit zu entscheiden, welchen beide indesß leise begonnen hatten.

„Erst,“ sagte Herr Dubarrais, indem er Nanny vorführte — „erst, Madame, müssen Sie mir gestehen, daß mein Geschmack à merveille ist. Eine vorzüglichere Acquisition werden Sie schwerlich gemacht haben, so lange ich die Ehre habe Ihr Gemahl zu seyn, versteht sich mit Ausnahme unsers lebenswürdigen jungen Abbe“ — setzte er, sich verbeugend, hinzu.

Da sah Madame Dubarrais schaltbhaft lachend auf die arme, beinahe zitternde Nanny und sagte: „du wirst dich bei uns gefallen, mein Kind; wir sind beide eben nicht als gute Defonomen bei unsern Domestiquen verschrieen.

„Ich dächte, Madame lieferten den Beweis früher als die Worte“ — sprach er — „das arme

Kind ist ohnehin so schüchtern, daß es Noth thut, ihr erst ein wenig das Mütchen zu vergolden."

„Mon ami! Sie haben heute Ihre brillante Laune" — schäkerte Madame und küßte ihre Fingerspitzen ihm entgegen — „da werde ich auch derselben nicht ermangeln dürfen. Sehen Sie hier, mein Kind, 100 Louis — sie waren bestimmt zu einem neuen Caschemir, weil den meinigen Bel-
line zum Wochenbette verbrauchte" —

„Diese Güte" — unterbrach Nanny ableh-
nend —

„Nichts von Güte, meine Liebe — Ich habe erst gestern bei einem Armenier ein Shawl gesehen — einen Shawl! — à merveil — alles lebt, die brill'antesten Farben, und fein — so fein wie Aether — aber was die Hauptsache ist, die Königin wollte ihn kaufen und — er war ihr zu theuer. Ein glückliches Ereigniß, rief der Com-
mis des Armeniers. Ich werde ihn noch um 1000 Louisd'or hinauf setzen und die Damen werden sich reißen um das Kleinod, welches einer Königin zu theuer war. — Da mochte eine Andere widerste-
hen, ich machte die süperbeste Acquisition von der Welt um ein Spottgeld, 4000 Louis."

„Und bezahlt?" — fragte der Finanzier
Kleinlaut —

„Bezahlt, wo denken Sie hin? wie sollte ich

mich mit einem solchen Geschäfte befassen, welches nur für Männer ist.“

„Charmant — auf Ehre charmant“ — versetzte jener in steigender Verlegenheit sich die Hände reibend.

„Aber — für ein Shawl — denn doch — —

„Eine wahre Bagatelle — ich begreife nicht, wie man sich so compromittiren kann — über solche Kleinigkeit Bedenklichkeiten zu haben — zumal wenn man selbst die Complaisance für des Herrn Gemahls Pläsanterien auf den höchsten Grad getrieben hat“ — setzte sie mit einem Seitenblick auf *Manny* hinzu.

„Gut, ich werde zahlen — aber ich bitte mir es aus, *Madame*, nicht wieder solche kostbare Phantaisies zu haben.“

Damit ging er. Der *Abbe'* schalt hinter ihm her: „o le Barbare, le Tyran! nicht eine *Venus Amathusia* läßt er ungekränkt — um solche Kleinigkeit.“ —

Madame lachte laut, dann sprach sie kalt zu *Manny*: „Sie kann gehen.“

Manny ließ die Goldrolle fallen, und suchte einen stillen Winkel im Hause, wo sie knieend um Rettung ihrer Seele flehte.

Eine redselige Alte nahm sich der Verlassenen an, führte sie in ein reinliches Zimmer, und sagte mit zweideutigem Blick die räthselhaften Worte: „Ich will wünschen, mein Kind, daß es Ihnen hier nicht wohl wird, denn wenn es Ihnen hier wohl ergeht, habe ich keine Wünsche mehr für Ihr Wohl.“ —

Nanny war zu beschäftigt mit alle den wechselnden Scenen des Tages, als daß sie jene Worte der Alten hätte beachten sollen. Sie untersuchte die Festigkeit der Schlösser, verwahrte sorgfältig jeden Eingang, und wie sie sich sicher glaubte, da betete sie inbrünstig und dachte an ihre Mutter daheim und an ihren Vater. Da fiel es ihr ein, was jene sagte: „drückt dich dein Schicksal, so beuge den Rücken und es wird leichter werden.“ Auch des Vaters Kernspruchs gedachte sie: „die Tugend mit Gott, und Gott mit der Tugend!“ — und sie war muthig geworden, ihr Loos zu ertragen. „Dein Gott will dich prüfen, Nanny“ — sagte sie leise — „drum führt er dir das schlangenglatte Laster auf deinen Weg. — Aber prüfe du nur, frommer Vater, dein Kind wird doch beharrlich seyn im Guten. — Und mein Toni — o mein Toni — wann soll ich dich wiedersehen? — Auch erst nach den Prüfungstagen? — wüßte ich das, ich wollte jubelnd tra-

gen, was für Menschenseelen kaum zu tragen ist.“ —

So war ihr Schlummer freundlich mit Bildern einer schönen Zukunft ausgeschmückt.

Am andern Tage bat sie bald diesen, bald jenen, ihr die Arbeit anzuweisen, welche für sie bestimmt sey. Allein man lachte über diese Bitte. „Deine Arbeit“ — sagte eine — „ist, einen lebensfatten alten Mann zu wärmen.“ — „Doch nicht das Heizen der Camine?“ — fragte Nanny halb entrüstet. — Man lachte wieder. Ein anderer nannte sie des Herrn Kammerjungfer. Noch Einer wollte wissen, daß sie noch einmal zu großem Reichthum und der Herr zu großer Armuth kommen werde. Kurz, sie hatte keine Arbeit. Des Herrn zudringliche Freundlichkeit ließ ihr bald die schauderhafte Wahrheit ahnen. Noch war es ihr gelungen, durch abgemessene Kälte, durch eine Würde, die selbst der abgelebte Wüstling zu beachten sich gezwungen fühlt, denselben fern zu halten; indeß, wie lange konnte sie auf solche Mittel zählen, die mit der Gewohnheit täglich ihre Kraft verlieren?

Ihre Lage wurde drückender mit jeder Stunde. Immer Zeugin des frivolsten Leichtsinns, bemerkte sie es kaum, mit welchen Riesenschritten sie näher zum Verderben trat. Dazu war die Muße, wel-

Die das an Thätigkeit so sehr gewöhnte Mädchen jetzt genoß, wahrlich nicht geeignet, jene Schwermuth zu vertreiben, welche jede Betrachtung über ihre hilflose Lage aufs neue hervorrufen mußte.

Hilflos war sie. Wohin sollte sie fliehen in dieser weiten Stadt voll fremder Menschen? Sie schrieb an ihre Eltern — keine Antwort. Nach einigen Wochen entdeckte sie unter alten Papieren ihren eignen Brief — zerrissen. Er war untergeschlagen. Wem sollte sie vertrauen? — Keinem von denen, die mit Lachen und Scherzen das Laster auf ihren Lippen trugen.

So gingen zwei Monate hin. Sie flehete um Befreiung — tauben Ohren. Nicht einmal aus dem Hause ließ sie der Thürsteher. Thränen hatte sie nicht mehr. Ihr Unglück war größer, als es Thränen beweinen. Ihr Leben war die kalte Resignation in ihr Schicksal. Die Wangen erbleichten. Sie sprach nicht, und was sie an Nahrung zu sich nahm, war wenig.

Da hörte sie einst im Vorübergehen vor der halb geöffneten Thür ihres Herrn die Worte des tückischen Lavalette, des vertrauten Kammerdieners desselben: „Die Blume muß gebrochen werden, ehe sie verwelkt.“

„Gut also“ — erwiederte jener — „mach

Anstalt noch auf diese Nacht — Sie wird sonst ein Schatten — und mich amüsirt kein Schattenspiel.“

Nanny schauderte, sie errieth auf einmal mit Klarheit die Bedeutung dieser Worte, eilte auf ihr Zimmer, und ergriff, zum äußersten entschlossen, ein Messer, welches sie mit Eiskälte im Geäder mehrere Stunden wegte, bis zu der Schärfe eines Haars. Dann verbarg sie es in ihre Kleidung und starrte gleich einer leblosen Bildsäule der herabsinkenden Sonne entgegen.

Sie fühlte einen heftigen Durst. Es war ein fieberhafter Zustand, in welchem sie sich befand. Mit Haß griff sie nach dem ihr dargereichten Glase Limonade. Doch ehe sie es hielt, hatte die im Zimmer gegenwärtige Alte den Diener, wie aus Versehen, an den Arm gestossen. Es verschüttete und zerbrach. „Auch das nicht einmal?“ — rief Nanny schmerzlich. Der Diener ging, um ein zweites Glas zu holen, da sprach die Alte schnell: „es war ein Schlaftrunk, du solltest fallen, ohne es zu wissen!“

Diese Hülfe von einem Menschen in einem so entscheidenden Augenblick wirkte wie die Gegenwart eines Gnadenbildes auf des Mädchens abgestorbene Seele. Sie umarmte die Alte, weinte wieder die ersten Thränen, und fühlte sich

aufgerichtet, der Tugend ihr Leben zum Opfer darzubringen.

„Wenn mir“ — sprach sie — „ein Unglück widerfährt, gute Anne, so tröste meine armen Eltern. Nimm diesen Ring, diesen Halschmuck, es ist alles, was ich habe. Nanny wird es nicht mehr brauchen, und wollte doch so gern dir dankbar seyn — Sag meiner armen Mutter, daß Nanny wohl sterben, aber ihre Lehren nicht vergessen konnte. Und meinem tiefgebeugten Vater sag, seine Tochter werde in einer bessern Welt ohne Erröthen vor ihm stehen.“

Der Abend kam, sie war ruhig, wie es schien. Das Essen ließ sie stehen. Es wurde still im Hause. Sie zündete mehrere Lichter an, verschloß die Thüre, schob Tische und Stühle davor, weil die Thüren keinen Nachriegel hatten. Bald untersuchte sie gedankenlos die Spitze ihres Messers, bald betete sie knieend um Erlösung von ihrer Angst, denn daß sie nicht sicher war, trotz ihrer Vorsicht, das wußte sie.

Und wirklich hörte sie Geräusch bald nach Mitternacht. Eine verborgen gewesene Tapeten-
thür sprang auf, und herein traten mit einer klei-

nen Blendlaterne der Finanzpächter und sein feiler Diener.

„Ich meine, sie schläft? — fragte jener mit einem wüthenden Blick nach dem erbleichenden Lavalette zurück schauend.

„Das erste Glas zerbrach, aber ich glaubte, sie hätte das zweite getrunken,“ erwiderte dieser zitternd.

Nanny erhob sich stolz wie eine Königin. Nach einem langen durchdringenden Blick auf die beiden Elenden sagte sie voll Würde: „Ihr Anschlag gegen meine Tugend ist gescheitert, und wird ewig scheitern an meinem festen Willen! — Jetzt zog sie das Messer hervor: „dieser Stahl trifft Ihre Brust bei dem ersten Angriff, den Sie wagen! Mag dann auch das Schaffot mein Loos werden, so habe ich doch das Bewußtseyn, die Welt von einem Ungeheuer befreit zu haben.“

Dubarrais zog sich zurück hinter seinen Kammerdiener, dieser flüchtete wieder hinter den Rücken seines Herrn. So gelangten beide an die Tapetenthür. Da rief Dubarrais mit einem teuflischen Lachen — „Dein Wunsch soll dir gewährt werden, ich ruhe nicht eher, bis ich dich am Rabensteine wieder sehe.

Beide verschwanden. Nanny, von den ge-

Waltigen Eindrücken überspannt, sank in Ohnmacht.

Zwei Tage vergingen so ängstlich in der Ungewißheit über das ihr bevorstehende Schicksal. Sie sah nur die Alte, deren freundlicher Trost sie aufrichtete.

Auf einmal entstand ein Lärm im Hause. Der Madame waren für 100,000 Livres Juwelen gestohlen. Ein Hausdieb mußte es gewesen seyn; keine Spur von gewaltsamer Erbrechung war zu finden. Alles lief durcheinander. Jeder sah den Andern mißtrauisch an. Da erschien ein Polizeiofficier mit Wache, besetzte die Ausgänge und jedes Zimmer. Auch Nanny's Gemach war besetzt. Jetzt kam die Reihe der Haussuchung an sie. Lächelnd schloß sie ihren Koffer auf — der Inhalt, leicht zu übersehen, enthielt nichts Verdächtiges. Schon wollte man sich entfernen, als Lavalette mit einem grinsenden Lachen auf ein Kästchen aufmerksam machte, welches unter dem Bette stand. Man zog es hervor. „Es ist Leibwäsche darin enthalten,“ lächelte Nanny.

„Den Schlüssel, Mademoiselle,“ wenn ich bitten darf — „mein Amt legt mir oft unangenehme Verpflichtungen auf“ — gebot der Commissair,

schon durch den freundlichen, unschuldsvollen Blick des Mädchens gewonnen.

„Könnte ich dessen nicht überhoben werden?“ bat erröthend das schamhafte Mädchen.

„Sie haben Bedenklichkeiten,“ firirte sie der Polizeibediente — „dann muß ich um so mehr auf das Oeffnen des Kästchens bestehen.“

„Den Schlüssel — mein Gott den Schlüssel — habe ich — verloren;“ sagte Manny abgebrochen, und erbleichte vor dem Gedanken, daß man wegen ihres Zögerns nur einen Augenblick im Stande seyn könne, sie für schuldig zu halten.

Man drang ernstlicher in sie, den Schlüssel heraus zu geben, da schwor sie bei dem allmächtigen Gott, es sey nichts weiter darin als Wäsche, und — fuhr sie erröthend fort — die Briefe meines Geliebten. Den Schlüssel habe ich hier liegen lassen, als ich gestern in den Garten ging. Ich habe ihn gesucht und fand ihn nicht wieder. —

Der Polizeiofficier gab sogleich kalt und ernst Befehle das Kästchen aufzuschlagen.

„O nur das nicht“ — flehete Manny — „es ist das letzte Geschenk von meinem Toni. Ich sehe ihn nicht wieder — so laßt mir nur das Einzige unzertrümmert, was ich von ihm besitze.“

„Man sieht, die Diebin sucht Ausflüchte.“ —

sagte Lavalette trocken und öffnete mit einem Fußtritt das Mahagony-Kästchen — und — Diamanten blizten ihnen entgegen. Ein Schrei des Entsetzens — und Nanny lag bewusstlos am Boden.

Als sie erwachte, war es dunkel. Ketten rasselten. Unglückliche heulten. Es war eine Nothluft feucht und verpestend. Kaum konnte sie Athem schöpfen, kaum die Worte aus der gepressten Brust hervor hauchen: Allmächtiger — wo bin ich? —

Ein Hohngelächter war die Antwort. Ketten rasselten wieder, und eine hohle matte Stimme von einem Schatten, dicht neben ihr auf feuchtem Stroh, antwortete: „in der Bastille, Unglücksgefährtin.“

Eine zweite Ohnmacht war die Folge eines augenblicklich hellen Bewußtseyns ihres schauerhaften Zustandes.

Neben ihrem Lager stand ein Krug mit Wasser, lag ein feuchtes Brot. Wüthender Hunger zwang sie, nach dem Erwachen davon zu genießen.

Drei Tage lag die Arme so unter Bösewichtern, die noch in Ketten sich ihrer Frevelthaten

freueten, und jetzt Muße hatten, neue Schandthaten zu ersinnen.

So oft die Thür geöffnet wurde, um neue Unglückliche einzuführen, oder andere abzuholen, übersah sie einen Augenblick das Schauerhafte ihres Kerkers. Durch ein Gitter war das niedere Gewölbe geschieden. Hier lagen Weiber, jenseits desselben die Männer, alle entstellte abgezehrte Menschengestalten.

Nanny betete. „Ist es dein Wille, mein Vater im Himmel, so laß den Kelch des Leidens bald vorübergehen.“

Da rasselte der Schlüsselbund. Die Angeln der eisernen Pforte piffen, und eine tiefe heisere Stimme rief ihren Namen auf. Sie schleppte sich fort zum Eingange. Wache empfing sie. Einen langen Blick hob sie hinauf in das lichte Blau des Himmels, dann war sie ermutigt und trat in dem edlen Stolze, welchen das Bewußtseyn der Unschuld in jeder Lage des Lebens gewährt, vor den Richter, welcher ernst und forschend im weiten schwarzen Talare innerhalb der Barriere saß. Das Verhör begann.

„Kennen Sie diese Diamanten?“

„Ich sah sie nur in dem Augenblick, da sie gefunden wurden.“

„Sie sind Madame Dúbarrais entwendet. Wo hat man sie gefunden?“ —

„In meinem Zimmer, in einem Kästchen, welches mein Eigenthum ist. Ich weiß es, daß ich als Schuldige erscheine. Der Allmächtige allein ist mein Zeuge, daß eine verruchte Hand jene Diamanten wider mein Wissen dort verbarg. Man will mich verderben aus Rache. Ich bin ein schwaches Weib. Ich habe nichts als die Reinheit meines Gewissens — ein unsichtbarer Zeuge für Menschenblicke. Ich bin bereit zum Tode. Gottes Wille geschehe!“

Der Richter war ergriffen von der Wahrheit, womit die Unschuld sprach. Seine Fragen waren mehr darauf gerichtet, sie zu entschuldigen, als zu inculpiren.

Das Verhör war beschlossen; da wandte sie sich noch einmal um, kniete nieder und sprach:

„Bis heute habe ich nur vor Gott gekniet. Aber Menschen, die wie Menschen fühlen, sind mir so fremd geworden, daß Sie, mein Richter, mir erscheinen wie ein Heiliger vom Himmel herabgesandt. Ich flehe nicht darnum, mein Richter, daß Sie Ihren Eid verletzen. Schon der Gedanke wäre ein Verbrechen; aber daß ich unter Menschen schmachten soll, die in jedem Augenblick die Heiligsten Gesetze der Natur verletzen, daß ich

mit Lasterhaften denselben Kerker theilen soll — so daß ich schon gezweifelt habe, ob ein gerechter Gott im Himmel sey — das, mein Herr, ist ein Schärfung meiner Strafe, welche jede Höllenmarter übersteigt. Ich flehe nur um ein einsames Gefängniß, sey es noch so tief, noch so sehr voll Leichenduft. Ich werde dulden und nicht wieder mit dem Schöpfer rechten.“

Der Richter wandte sich ab, um eine Nahrung zu verbergen, welche mit seinem traurigen Amte unvereinbar war. Leise ertheilte er Befehle. Nanny bekam ein helles freundliches Gesicht. Auf dem tannenen Tische lag das Evangelium Johannis. An der Wand in einer Nische stand das Bild des Erlösers und Nanny fühlte in sich die Kraft, auch das Schrecklichste zu tragen.

Der Tag des Gerichtes erschien. Halb Paris war vor den Schranken. Ernst und schweigend saßen die Blutrichter in ihren rothen Talaren auf der Estrade. Still war es, nur die Feder des Gerichtschreibers hörte man laufen.

Die Anklage wurde verlesen. Sie sprach da wider leise, aber mit Ruhe und Würde. Es war wenig, was sie sagte. Nur Grausamkeit konnte die Wahrheit der Unschuld verkennen. Ihr Verteidiger, von der leidenden Schönheit seiner Klientin erhoben, sprach mit Begeisterung und

Wahrheit. Die Zuschauer weinten. Sie selbst war ruhig, bemerkte aber unter den Geschwornen, nicht ohne Schauer, einige Gannergesichter, Creaturen des Finanzpächters.

Das Geschworenengericht entfernte sich. Eine Todtenstille voll banger Erwartung herrschte in dem mit Menschen überfüllten Saal. Es kam zurück — und düster und ernst sprach der Präsident der Jury mit aufgehobenen Fingern über die Unglückliche sein gehaltschweres Schuldig.

Die Zuschauer murrten. Es war auf die Stille das werdende Geräusch im Wolke wie ein fern heranziehendes Gewitter.

Noch einmal wurde es still. Der Präsident des Criminalgerichts sprach das Urtheil — die überführte Diebin zur Strafe des Stranges.

Nanny sagte nach der ersten unwillkürlichen Erschütterung: „Meine Mitbürger sprachen mich frei, mein Gott weiß mich unschuldig — das ist mir genug, ich folge zum Tode.“

Nur mit gewaffneter Hand konnte man dem Wolke das Schlachtopfer der Chikane entreißen. Man fürchtete einen neuen Aufstand, deshalb beschloß die Regierung das Urtheil heimlich zu vollstrecken.

Die Nacht brachte sie mit ihrem Beichtvater zu, einem würdigen Greise, welcher ihre schon

dem Himmel entgegen gereifte Seele in dem Glauben an Gottes Güte und Gerechtigkeit bis in den letzten Augenblick erhielt.

Im innern Hofe der Bastille war am folgenden Morgen ein Sandhaufen aufgeschüttet. Zwei Henkersknechte standen dort mit aufgestreiften Armen und hielten einen Strang zum Erdrosseln bereit.

Dort wurde sie hingeführt. In dem Augenblick, wo man ihr die Schnur um den Hals legen wollte, wurde sie ohnmächtig, man eilte, und schnell war das Urtheil an einer schon Entseelten vollstreckt.

Noch mit Thränen im Auge heftig erschüttert von dieser Todesart eines so edlen Mädchens, kam ihr Beichtvater, Pater Antoine, zu seinem jüngern Stiefbruder, einem Wundarzt in der Vorstadt Saint Germain.

Erschöpft warf er sich auf einen Sessel. Es bedurfte einiger Minuten der Erholung, ehe er das rührend Schauerhafte, dessen Zeuge er gewesen war, mit aller Behmuth des ersten Eindrucks zu erzählen vermochte.

Der junge Mann von der einnehmendsten Gesichtsbildung, aber blaß und nicht ohne einen

scharfgezeichneten Zug einer düstern Schwermuth in seinen dunkel glühenden Augen, hörte mit einer stillen Theilnahme auf die Rede seines Bruders. Ihm selbst war die Welt mit ihrem Gagen und Treiben schon seit einigen Jahren nichts mehr als eine Einöde gewesen. Das wußte jeder, daß ein tiefer Gram an den Lebenskeimen des jungen Mannes nage, doch welcher Gram, das wußte keiner, weil er kalt verschlossen nur allein mit Liebe und Theilnahme seinen traurigen Berufsgeschäften oblag, sonst aber alles, was tausend Zungen der neugierigen Pariser auf einige Tage in Bewegung setzte, unbemerkt an sich vorüber gleiten ließ.

So war denn auch Manny's Proceß von ihm unbeachtet geblieben, und er hörte, vorbereitet durch das rührende Ende derselben, ihre Geschichte mit immer steigendem Interesse.

Seine Wangen färbten sich höher, fieberhaft schlug sein Puls, da konnte er die innere Bewegung länger nicht bergen; er umarmte seinen Bruder heftig mit dem Ausruf: „Gott, wenn sie unschuldig wäre!“

„Das ist sie gewiß“ — sagte dieser nach einer trüben Pause des Nachdenkens — „ganz Paris achtet sie dafür.“

„Paris? — o mein Freund, Paris hat

Das einfache Landmädchen nicht gesehen, deren schöne Jugend ich einst unter dem duftenden Nebendache aufblühen sah, es war eine schöne Zeit, des Glaubens an weibliche Unschuld. — Sie ist verblüht, Antoine — n'en pensons plus!" — —

„Ach! du redest von deiner Geliebten! — Armer Betrogener! — Wie aber, wenn du selbst dein eigener Betrüger warst? — Denk dir die Möglichkeit, daß Leidenschaft dich verblendete, daß der Glende die Unwahrheit sagte, der böse Schein war nur zu oft ein ungerechter Richter.“

„Ha —, welcher Gedanken regst du in mir auf? — er ist die Hyder, welche ich Tag und Nacht vergebens niederkämpfte. — Aber — nein — es war nicht möglich, jener Wüstling trug den Ring — denselben, den ich ihr schenkte im Augenblick des süßesten Vertrauens. Er kannte meine Rechte nicht, und berühmte sich unter Viezen mit dem Siege über ihre Unschuld — und Antoine und — der Glende starb mit diesem Siege auf der Zunge.“ —

„Weil du Brausekopf ihn im Duell erstachest — Und ein Ring, wie leicht kann er abhanden kommen?“ —

Der junge Mensch stand sinnend eine lange Minute, dann schlug er sich in bitterm Unmuth vor die

Stirn und sagte: „Ich war ein Thor, daß ich verdamnte, ehe ich sah.“ —

Man klopfte. Es waren Träger. Sie gingen still und heimlich, trugen einen Sarg von schlechtem Holze und setzten ihn ab.

„Wieder eine Leiche — eine Opfer der Gerechtigkeit“ — sprach der Wundarzt schwermüthig — „vielleicht auch ein unschuldiges Opfer eines vorschnellen Verdachtes.“ —

Die Träger entfernten sich und mit der Leiche im Sarge waren beide Brüder allein. Es dämmerte schon.

Der Wundarzt sprach von den neuen Aufschlüssen, welchen er über den geheimsten Organismus des menschlichen Körpers bei einer jeden Section sichtbar näher gekommen sey und die er sich mit Gewißheit von diesem gesunden Körper verspreche. Er sprach jetzt ganz mit dem Feuer, welches große Talente allezeit ergreift, so oft von Gegenständen ihrer Wissenschaft die Rede ist, und langte voll Eifer sein Sectionsgeräth herbei.

„Bleib, Antoine“ — bat er — „du hast unsern Schöpfer bis jetzt nur in den Werken erkannt, welche sichtbar sind für jedes Menschenauge — jetzt aber werde ich dir die geheimste Werkstatt unseres Meisters öffnen, und du wirst anbetend niedersinken, diese Weisheit, diese Uns-

ordnung bewundern müssen, kein Fäserchen in dem Körper eines Menschen ist ohne Absicht da, keine Wirkung ohne Ursach.“ — Licht, Mariane!“ —

Die Alte brachte Licht. Schatten lag auf der Leiche, als der junge Mann den Deckel abhob. — „Ein Weib!“ rief er vor sich hin.

„Allbarmherziger — rief Pater Antoine — die unglückliche Nanny Duncan.“ —

„Nanny?! — Wahnsinniger! — meine Braut?!“ schrie der Wundarzt — ein Lichtstrahl fiel auf das bleiche Gesicht der Todten — und Toni — Nanny's Toni — so hieß der Wundarzt — lag mit dem Ausruf: „Ich ihr Mörder!!“ wie entseelt am Boden. — — — —

Da zuckte ein Finger an der Leiche — ihr Busen hob sich — sie athmete auf.

Dem Greise entstürzten Freudenthränen. Mit dem Ausruf: Gott, Gott, wie groß ist deine Güte — sprang er ihr bei. Sie schlug die Augen auf, faltete die Hände und nach einem langen frommen Blick auf den ehrwürdigen Greis sprach sie leise mit abgebrochener Stimme zu ihm: „Mein Vater im Himmel — deine Allwissenheit kennt meine Unschuld — du wirst meine Seele nicht verstoßen aus deinem Gnadenreiche.“ —

Sie schloß ihre Augen wieder. Eine leichte Ohnmacht war die Folge dieser Anstrengung.

Man trug sie auf ein Bett in ein anderes Zimmer, damit bei Toni's Erwachen der unermessliche Wechsel von Schmerz zur Freude nicht beide tödten möge.

Toni erwachte. „Wo ist sie?“ — rief er — „laßt mich sterben auf ihrem Sarge — ich war ihr Mörder — ich Verruchter!“ —

„Toni“ — sprach der Geistliche — „hast du nie von Scheintodten gehört? — wenn sie nun eine solche wäre, und jetzt, wo du jammerst, schon wieder mit Liebe an dich dächte?“ —

Toni lächelte, wie ein Wahnsinniger lächelt, so matt, so unbedeutend. Dann schüttelte er ungläubig das Haupt und sagte: „du willst das Unglück mildern durch einen Funken Hoffnung. — Des es giebt einen Zustand der Seele, wo man nicht mehr hofft und nicht mehr wünscht. — Gute Nacht, mein Bruder, ich will schlafen gehen an ihrer Seite — ich meine den ewigen Schlaf — Aber was ist das? — der Sarg ist leer! — — wohin habt ihr sie gebracht, gesteh —

„In das Nebenzimmer — rede leise — du tödtest sie von neuem, denn deine Manny lebt“ —

„Sie lebt — und ich weile hier noch“ — rief Toni aufspringend und eilte zur Thür. Vergebens beschwor Antoine ihn, des zarten

Lebens zu schonen — Toni außer sich vor Freude, hatte jede Fähigkeit, vernünftig zu urtheilen, verloren, warf den Greis zu Boden und kniete an Manny's Lager.

„Du auch schon hier über den Sternen, Toni,“ — sagte das Mädchen mit der Saufmuth einer Heiligen. Sie reichte ihm die Hand, welche er mit seinen Thränen befeuchtete.

In Manny's Seele war deutlich die Idee der himmlischen Verklärung, sie sah sich über das Erdenleben erhoben, ihren Toni mit sich vereinigt in himmlischer Klarheit, und in dem ehrwürdigen Greise erblickte sie voll Ehrfurcht den himmlischen Vater.

Wie aber allmählig die Gegenstände des irdischen Lebens näher an ihre Sinne traten, und als ihr endlich die Ueberzeugung kam, der reuig zerknirschte Toni sey noch ein Erdenbürger, und sie selbst sey für ein schöneres Erdenleben noch einmal wieder aufgewacht, da freilich stürzte sie lautweinend in Toni's Arme, und ein Ruf war ihr Dankgebet zum Himmel.

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre. — Ein Greis, zwei würdige Matronen und drei Kinder standen versteinert in Trauer gehüllt. Es waren Manny's Eltern und Geschwister, auch die Tante Rubin, eine andere als jene Supple-

rin, war dabei. — Sie hatten ihr Unglück erfahren, die Leiche wollten sie sehen, retten vor dem Messer des Wundarztes — und fanden in den Armen ihres Verlobten die lebende Tochter.

Der Vorhang falle. Solche Scenen beschreibt keine Feder.

Später hatte der Finanzpächter im Kerker für andre Verbrechen liegend, von Gewissensangst gepeinigt, gebeichtet, daß er selbst die Diamanten aus wüthender Rache in Manny's Kästchen gelegt habe. Man mußte, daß Manny gerettet war. Das Todesurtheil wurde öffentlich widerrufen, aber es bedurfte dessen nicht, um das Maas des Glücks anzufüllen, welches Toni und Manny im Kreise ihrer Kinder und in der Achtung ihrer Mitbürger schon längst genossen.

L. v. Häfelv.

Die Thränen-Quelle.

E i n e S a g e.

In einem weit entleg'nen rauhen Lande,
Der Heimath fern, da rauscht ein dunkler Hain;
Dunpff braust das Meer am klippenvollen Strande —
Da saß der Dichter sinnend einst allein.
Zu seinen Füßen schlang sich wie ein Band,
Aus Silber und aus Himmelblau gewoben,
Ein klares Bächlein, eilend durch den Sand
Zu nahen Meer's gewaltig wildem Toben.
Im Hain war Ruhe, feierliches Schweigen,
Kein Athemzug lebend'ger Brust entweht,
Nur leise spielt der Wind in Baumeszweigen,
Da, plötzlich, vor den staunden Blicken steht
Ein zartes Fraumbild, ihrem ersten Munde

Entquillt ein Sang von Dpfertod und Blut:
Geheimnißvoll rauscht bei der finstern Kunde
Des Windes Wehn, des Baches klare Fluth.
Was sie gesungen mit wehmüth'gem Sehn,
Erzähl' ich nun in schlichten Worten Euch.
Es ist die Sage von dem Quell der Thränen
Am Meergefad' in fern entleg'nem Reich.
Mag Nacht ergrauen, mag der Tag sich hellen,
Er eilet fort und fort dem Strande zu;
Da senkt er still sich in die grauen Wellen,
Ein müder Pilger, in den Schooß der Ruh'.

Es war um die Zeit, daß vor der Sonne wärmer werdenden Lebensblicken die eisige Rinde des Winters, so Berg und Thal bedeckte, zu erweichen begann, und die erstarrten Brunnlein und Quellen wieder ansingen lustig zu rauschen, auch hin und wieder sich schon ein frühzeitig grünes Sprößchen zeigte, als zween edle Jünglinge in reicher und schöner Waffentracht am Meerstrand in Gespräch auf und ab wandelten, während das Fahrzeug, so aus der Heimath sie hier her geführt, in sicherer Bucht geankert lag.

Sie hatten die duftigen Gefilde Castiliens verlassen, als wo gleich einem Paar kräftig schöner, reicher Früchte versprechenden Bäumen sie aufge-

wachsen waren, der Eine aus gewaltigem Trieb zu kühnen Ritterthaten, den am ersten er zu befriedigen hoffte bei Durchzuehung ferner und fremder Länder: der Andere aus Liebe zu seinem Freund, ohne den zu leben ihm traurig dünkte. Fernandez hieß der Erste, entsprossen aus altem adeligen Geschlecht. Velasco der Andere, eines edlen Sängers Sohn, und selbst wohl erfahrener Meister in Gesang und Saitenspiel.

Wie nun die beiden Freunde so hin gingen immer hart am Saume der See, die, von leisem Winde bewegt, kleine schäumige Wellen ans Land warf und oft ihre Füße nepte, da zeigte sich ihnen auf einmal, als um eine vorspringende Felsklippe sie sich wandten, in einem recht anmuthig grünenden Thale, dessen blühender Lenzeschmuck seltsam abstach gegen die übrige noch todte und rauhe Gegend, eine Hütte nach nordischer Art von über einander gelegten und zusammengefügtten Balken erbaut, vor deren Eingang, gleich einem Wächter, ein hohes wunderbar gestaltetes Bild stand, einen Kriegermann vorstellend, der Schwert und Lanze in den Händen hielt, statt eines Menschenantlitzes aber den Kopf eines Bären auf den Schultern trug und mit an's Leben gränzender Täuschung recht grimmig wild aus großen, von glänzenden Steinen gefertigten Augen sah. Ein

Gewinde von Förenzweigen kränzte gleich einem Diadem des Ungethümes Stirn.!

Betrachtend blieben die Fremden ein Weilchen am Eingang des kleinen Thales stehen, höchlich sich verwundernd über die sich ihnen darbietende Ansicht, als, eben da Fernandez den Fuß schon hob um mehr in der Nähe das seltsame Gebild sich anzuschauen, ein Mädchen aus der Hütte trat von anmuthig zartem Wesen, sich dem Bilde näherte und anfang es zierlich auszuschnücken mit allerlei früh erblühten Blumen, wobei mit weicher Stimme sie sang:

Führe den Lenz zurück,
Mächtiger Herrscher du.
Winter ist starr und rauh,
Kommt da kein Blümchen nicht.
Blumen sind hold und schön,
Haben wohl tiefen Sinn.
Führe den Lenz zurück,
Mächtiger Herrscher du.

Eine Bösendienerin, murmelte Fernandez, fast unwillig nach dem Mädchen hinblickend, laß uns hingehen, Bruder, das arge Bild zu zerstören. Und somit ergriff er seines Freundes Hand und begann ihn fortzuziehen, Belasco aber, minder aufwallend denn jener, machte sich los und sprach:

wohl will ich dir folgen, doch mußt du vorerst mir zusagen, daß nicht also gleich mit Gewalt, deinem stürmischen Wesen gemäß, du zufahrest, sondern fein den Weg freundlicher Güte einschlägst, welcher gar viel geschickter seyn dürfte zur Vollbringung guter Dinge, denn der entgegengesetzte.

Als solches nun nach einigem Weigern Fernandez versprochen, schritten sie beide der Hütte zu, in die unterdeß das Mädchen wieder gegangen war, und klopfen an der verschlossenen Thür. Da tönte von innen heraus eine gar harte und rauhe Stimme, die fragte nach dem Begehr, und als die Spanier es gemeldet, so öffnete sich der Eingang und ihnen entgegen trat ein fast riesig hoher, finsterer Greis, der ziemlich kurz sie empfing und einführte.

Es erblickten aber die Freunde, als sie eingetreten waren, ein weites dunkles Gemach, das also gebaut war, daß, obgleich draußen helles Sonnenlicht schien, doch dessen nur wenig einließ und überhaupt ein gar trübes Ansehen hatte.

„Ihr seyd Fremde,“ hub der Greis an, „laßt Euch dort an jenem Steintisch nieder, ich werde den Gasttrunk sogleich Euch reichen.“ Damit schritt er einer Ecke des Gemaches zu, füllte ein Trinkhorn mit Meth und brachte es den Rittern zu.

„Wie mögt Ihr doch,“ begann, nachdem er getrunken, Fernandez zu sprechen, „wie mögt Ihr doch bei so anmuthig heiterer Tageszeit Euch in solch finsternes Gewölb bergen, dessen Dunkel ja kaum erlaubt sich einander zu erkennen.“

„Hm,“ entgegnete der Greis, „das ist meine Art nun so und meines Landes Sitte.“

Als hierauf nach manchem hin und wieder reden die Fremden auch das Gespräch auf das vor dem Eingang stehende Gebild brachten und anfangen von dem schönen Glauben der Christen zu reden, erhob sich der Greis von seinem Sitz und schritt mit langen Schritten durch das Gemach, wobei er, so oft an den Sprechenden er vorüberging, finstere, fast drohende Blicke auf sie richtete und manchmal einige unverständliche Worte murmelte. Wie aber Belasco, der jetzt das Wort führte, in schöner Begeisterung entbrannt, mit kräftiger Rede von den Wundern des heiligen Landes und den hohen Verkündigungen, die dort geschehen, sprach, da vernahmen sie plötzlich ein leises Weinen, und als betroffen sie sich umwandten, erblickten sie das zuerst gesehene Mädchen, die, die Hände auf die Brust gefaltet, hinter ihnen kniete und recht bittend und wie Hülfe begehrend zu ihnen aufsaß. Ehe denn noch aber die Ritter sich zu besinnen vermochten, war der Alte auf das Mädchen zuge-

schritten und mit wilder Stimme anrufend: „Zurück in dein Gemach!“ stieß er sie fort durch einen Ritzen bis dahin ungesehene Thür, die mit großen Niegeln er verschloß.

Zu ihren Schwertern griffen die Ritter, denn hart und grausam dünkte ihnen des Greises Verfahren gegen das Mägdelein, und Rede begehrtten sie, warum also er die Zarte behandle. Statt aller Antwort aber ergriff der Hausherr ein großes Stierhorn und blies mehreremal stark und widerlich tönend hinein. Da füllte plötzlich sich das Gemach mit wilden Kriegergestalten, die schnell eindringend auf die Fremden, sich ihrer bemächtigten, ehe denn noch sie sich mochten zur Wehr setzen, sie banden mit Stricken, daß kein Glied sie rühren konnten. Und zu ihnen trat nun Guntrum, dies war des Greises Name, und sprach: „Ihr Fremdlinge habt das Gastrecht verletzt in meinem Hause und gegen mich Euer Schwert gezogen, darum sollt ihr in tiefe Haft geworfen werden, wo Euch nimmer Errettung wird und wo Euer Christengott Euch nicht helfen und erlösen soll;“ und damit winkte er den Männern und sie führten Fernandez und Belasco fort, weit unter der Erde hinweg, durch viele dunkle und gewundene

Felsengänge und Klüfte, und dicht neben ihnen in furchtbar unergründlicher Tiefe wilde Wasser schäumten und schaurige Geisterflammen den Abgründen entloderten gleich zackenden Blitzen, bis endlich nach langer Wallung sie wieder emporstiegen und in den innern Raum einer Burg traten, die auf weit in's Meer hinauspringender Felsklippe erbaut war. An den beiden äußersten Ecken der Burg aber standen zween Thürme, alt und riesig, und an ihren Füßen brachen sich die Wogen. Dahinein stießen sie die Freunde, die also getrennt wurden und schlossen hinter ihnen die ehernen Thore.

Mancher banger Mond entfloß ihnen so in trüber Hoffnungslosigkeit, beraubt des tröstenden Zuspruches befreundeter Wesen, da entdeckte endlich einst Belasko, als, getrieben von müßiger Weile, er seinen Kerker durchsuchte, eine verrostete Eisenthür, die, als er sie geöffnet, ihm eine Stiege zeigte, die hinauf zu des Thurmes Rand führte. Wie er nun oben stand auf der Zinne, die so feck und kühn ins Meer hinauschaute, über sich den nächtlichen Himmel mit ziehenden Wolken, tief unter sich die brandende, ewig bewegte Fluth, da ergriff ein mächtiges Gefühl seine Brust und er nahm das ihn nie von der Seite kommende Saitenspiel zur Hand, dem nahen und doch

von ihm geschiedenen Freunde ein Trosteswort, einen Erinnerungston glücklich verlebter Tage zuzusenden in einer Romanze, die sonst so oft er mit Fernandez auf den heimathlichen Fluren, in den schattigen Thälern an den Ufern des Duero gesungen hatte.

„Ritter,“ sang er:

Ritter zog, ein edler Held,
Wohl auf leichtem Roß,
Frohen Sinnes, frohen Muth's,
Hin zum Königsschloß.

Hell erleuchtet war der Saal,
Schön umkränzt das Thor;
War da hehrer Waffenklang,
Span'scher Adelsflor.

Mit der Lanze, mit dem Schwert
Kämpfte Ritter viel,
Focht um hohen, süßen Gold
In der Waffen Spiel.

Und die Königstochter mild
Blickt dem Ritter zu.
Schnell schwand vor dem süßen Bild
Seines Herzens Ruh.

Über Born durchzudt's iach
Ihres Vaters Brust;

In ein Kloster ward verbannt
Ritters Lieb' und Lust.

Um die stillen Mauern her
Zog der Ritter nun,
Manchen Tag und manches Jahr,
Sonder Rast und Ruh.

Jeden Morgen schaute sie
In das Thal hinab,
Bis einst ihrem Auge sich
Zeigt' ein grünend Grab.

War ein Grab voll Blumen schön,
Blau und duftig mild,
Aufgekeimt aus seinem Staub,
Seiner Treue Bild.

Und auch sie sank bleich dahin,
Ruht nun neben ihm.
Und im eng verschlung'nen Kranz
Nun die Blumen blühn.

Eine Stimm' vom Grabe klingt,
Wenn das Mondlicht scheint:
„Leben oft die Liebe trennt,
Doch der Tod vereint.“

Es hatte aber kaum Velasco den Gesang geendet, der vom Nachthauch fortgetragen, wie ein leises Echo, klagend an den Gestaden der See sich verlor, als über die graue Wasserfläche daher ein leichter, lustiger Schatten schwebte in dämmernder Ferne, und so viel der Sänger durch das Dunkel erkennen konnte, sich mühte das Ufer zu erreichen, immer aber, wenn noch weit er davon entfernt war, ein scharfer, recht erstarrender Wind vom Lande kam und des lustigen Gebildes Streben vereitelte.

Lange sah Velasco diesem seltsamen Treiben zu, wobei ihm, er wußte nicht warum, ein tiefes, inniges Sehnen befiel, gleich als sollte er sich vom Thurmes Rand hinabstürzen in die Wogen, um dem fernen Schatten zuzueilen, der wie ein roßiger Traum seiner Kindeszeit ihm erschien; als er endlich, da auf mehrmaliges Ertönenlassen seiner Saiten der Freund nicht Antwort gab, traurig hinab wieder stieg vom Söller in sein einsames Kerkergemach.

Wohl hatte Fernandez die Stimme seines Gefährten vernommen, sich auch bemüht aus der Tiefe, in der er sich befand, ihm zu antworten, aber umringt von seltsamen, schaurigen Gestalten, war

sein Ruf an den feuchten Steinwänden verklungen. Es war nämlich gerade in der Stunde, da Belasto durch die entdeckte Eisenthür zum Thurmesrand emporstieg, zu dem auf seinem Lager einsam und in trüber Trostlosigkeit liegenden Fernandez plötzlich ein zwerghaftes, ungestaltetes Männlein getreten, das eine Fackel in der Hand tragend mit seltsamen Grimassen sich vor dem Ritter verbeugte und in vielen Worten ihm seine Dienste und Hülfe anbot. Wie über diese Erscheinung nun sehr erstaunt, Fernandez das Zwerglein recht aufmerksam betrachtete, dessen tiefe, ein unheimlich Sinnen verrathende Züge noch greller hervortraten durch die scharfe Fackellicht-Beleuchtung, da wollte es ihm dünken, als habe schon einst er dies Gesicht gesehen, ob wachend oder träumend aber, ob im Heimathlande oder in der Fremde, das konnte er sich nicht erinnern. Da er nun nicht Antwort gab auf das Erbieten des kleinen Gastes, so wiederholte dieser endlich seine Worte, noch hinzu setzend, wie für seine dem Ritter gewiß ersprießlichen Dienste er nichts begehre, als daß er ihm mit Manneswort und Handschlag verspreche, wenn er erfüllt habe, was der Ritter etwa begehren möchte, ihm eine Locke seines langen dunklen Haares zu schenken, an dem er, setzte der Zwerg

mit hämisch lächelnder Miene hinzu, ein absorberlich Wohlgefallen finde.

Es hatte aber kaum die kleine widrige Gestalt solches ausgesprochen, da wurde Fernandez klar, welch ein unheimlich Wesen sich ihm versuchend genahet habe, und ergriffen von Graun und Abscheu, fuhr er auf und gebot dem Zwerg sich augenblicks zu entfernen, wenn er nicht die Schwere seines Armes und Zornes fühlen wollte. Das Männlein aber lachte spottend der Drohung des Ritters und als dieser nun auf ihn zuschritt, mit nerviger Hand ihn zu ergreifen, da schwang das Ungethüm in einem weiten Kreise die Fackel, wobei es sich gleich einem Kreisel schnell mehreremal umdrehte, und alsbald traten aus den Ecken und Wänden des Gemachs eine zahllose Menge grauenerhafter Larven hervor, die, so wie ihr Meister, in tollen, sinnverwirrenden Reigen den Ritter umkreisten eng und immer enger, so daß, in wenig Augenblicken in ihrer Mitte eingedrückt, dieser sich nicht mehr zu regen noch zu retten vermochte.

Schon fing Fernandez an sich seines Lebens zu verzeihen und fühlend wie auch ihn der wilde Wirbel ergriff, daß kaum er sich mehr enthalten konnte mit lauter Stimme einzustimmen in den Lärm und das Geschwill der Unholde, sank er auf die Kniee nieder mit der letzten Kraft seines Gei-

stes seine Seele zu Gott zu wenden, da erklang auf einmal durch den argen Lärm ein süßer, zaubervoller Ton, so mild wie der Ruf einer nächtlichen Philomele, und schnell zerstoben waren die Gestalten und vor Fernandez stand in sanfter Beleuchtung eine holde Jungfrau, umflossen von weißen Gewanden, die statt eines Gürtels ein aus kleinen blauen Blumen künstlich geflochtener Kranz umschlang. Es war dies aber die ihm und seinem Freund zuerst am Götzenbild und nachher in des Greisen Wohnung erschienene Ildegerte, denn also war des Mädchens Name.

Still reichte sie dem in einem Traum sich wahnenden Ritter eine der Blumen aus ihrem Kranz und eh' noch er, nach Besinnung haschend, seinen Dank und sein Erstaunen ausdrücken konnte, war sie verschwunden wieder und leise Klänge schwebten ihr nach.

In einem heiligen Hain, wo tausendjährige Eichen ihr Gezweig und ihre Wurzeln vielfach verschlangen, ging einst Athanarich, der mächt'ge Gothenheld, und gedachte mit ernstem Sinn der Zukunft und seiner Getreuen Geschick; denn wohl stand er in diesem Augenblick an seines Lebens Wendepunkt und das Heil vieler Tapfern bis in

die fernste Zeit hinein hing jetzt von seinem Entschluß ab. Zum Führer und Schützer hatte eine Schaar seines Volks ihn erkoren gegen asiatische Barbaren, die wie die Ungethüme der Wüdnisse aus weit entleg'nen Landen gekommen waren, sie zu drängen, und in mancher heißen Schlacht hatte mit kühnem Muth Athanarich sich den wilden Schaaren entgegengestellt. Hatte aber sein Schwert gleich wie ein Todesengel um sich gegriffen, also daß bei Athanarichs Namen schon die Fremdlinge bebten, so war doch der Haufe der Seinen sehr zusammengeschmolzen und er sah deutlich voraus, wie gegen die stets sich mehrenden Schwärme seines Volkes Kraft nicht mehr hinreiche und daß kein anderer Weg ihnen blieb, sollte nicht ganz es untergehen, als in fernen Gegenden einen ruhigern Wohnsitz aufzusuchen, wohin der Arm ihrer Dränger nicht reiche.

Darum wandelte er jetzt, weislich überlegend, in dem dunklen, geheimnißvollen Hain und richtete sein Gebet zu den alten Göttern des Landes, deren Athem in den heiligen Eichenwipfeln brauste. Da trat, als eben er gered't, Gunhilde, des Oberpriesters Tochter und Athanarichs zartes Lieb, aus den Waldesschatten zu hm, um noch einmal den Manu ihrer Seele hienieden zu sehen. Denn

nicht folgen und beglücken für's Leben durfte sie den Geliebten, die in früher Kindheit schon ein ernster Götterspruch dem heiligen Dienst geweiht hatte.

Ein alter Sänger hat aber die Kunde von Athanarichs und Gunhildens Liebe bewahrt, und wie er sie sang auf seinen weiten Reisen und Fahrten vielen entlegenen Völkern, so gebe ich, mein freundlicher Leser, sie hier dir wieder:

Im Eichenhain, in seinem heil'gen Schweigen,
Erwuchs Gunhilde fromm, und zart und mild.
Ihr Auge glänzt wie Thau an Blüthenzweigen,
Der reinen Seele spiegelreines Bild.
Entglimmt ein Streit, darf sich Gunhilde zeigen,
So ist der Haß, die Zwietracht gleich gestillt:
Drum hatten auch, weil sie so rein geboren,
Die Götter sie zu ihrem Dienst erkoren.

Und Sie, die jedes Herz mit Lieb' erfüllet,
Darf nie sie fühlen in der eig'nen Brust,
Ihr Lebenspfad, hat Götterspruch enthüllet,
Sey rein wie Schnee, entfernt von ird'scher Luft;
Und werde je des Herzens Trieb gestillet,
So folg' die Rach' ihr streng und unbewußt.
Sie ist bestimmt zu einen, zu bewahren,
Doch nie, was Lieb' ist, selber zu erfahren.

Der Götterspruch war also streng ergangen,
Und manches Jahr erfüllte sie die Pflicht.
Wohl glüht ein zartes Roth auf ihren Wangen,
Doch war's der Liebe Purpurflamme nicht;
Fremd war der Brust ein irdisches Verlangen,
Ihr reiner Sinn den Göttern zugericht't.
Da trat ihr einst aus Waldesnacht entgegen
Athanarich, der edle Gothen Degen.

Wie nun in beider Brust, gleich Blißesstrahlen,
Entzündet sich ein mächtiges Gefühl,
Und wie fortan sie nun in schatt'gen Thalen
Sich wiedersehen, sprachen, oft und viel,
Darf wohl nicht erst der Kunde Sänger malen,
Er eilt zu seines Sanges dunklem Ziel,
Das Schicksal rief. Nach weit entleg'nem Süden
Zog Er, von Ihr auf ewig streng geschieden.

Doch was gescheh'n, mußt' Gunhild hart vergüten,
Ein grauser Spruch ging aus vom Göttermunde.
Sie sank dahin wie duft'ge Frühlingsblüthen
Vor Sturmes Wehn, und also war die Kunde:
Ein strenger Wächter ihren Stamm soll hüten,
Bis daß sich einst in nächtlich trüber Stunde
Den finstern Mächten wieder weihen wird,
Was ihnen jetzt Athanarich entführt.

Und in des wilden Guntrum Haft gegeben
Ward nun Gunhildens zartes Töchterlein;

Dort schmachtet fort und fort das süße Leben,
Beraubt der Freuden milden Sonnenschein.
Denn ewig sie im Zauberkreis umschweben
Die Rachegötter aus dem heil'gen Hain.
Wohl kann ein Ritter rettend zu ihr dringen,
Doch wird's nicht Heil ihm, und auch ihr nicht
bringen.

In Velaskos Gemach trat einst Fernandez
ein, in voller, sehr reicher Ritterrüstung, aber
düster war seine Miene und eine, seinen Blicken
bisher fremde Gluth brannte trübe aus seinen
dunklen Augen hervor.

„Ich bin frei,“ hub er zu dem über diese un-
erwartete Erscheinung freudig erstaunten Velasko
an, „ich bin frei und komme auch dich zu lösen.“

„Um Gott!“ rief Velasko, „treuer Bruder,
welch milde Hand hat deine Bande gesprengt?
welch himmlisch Wesen öffnete deines Kerkers
Mauern, daß du zum Freunde kommen konntest?
O gewiß war es die Gestalt, die ich immer auf
dem Wasser schweben sehe, denn Menschenkraft
reicht wohl nicht in diese verzauberte Burg.“

„Was du meinst,“ entgegnete Fernandez,
„weiß ich nicht; doch was mich befreite — laß
das Velasko — komm und folge mir;“ und damit

ergriff er des Freundes Hand und zog ihn der offenen Pforte zu. Aber plötzlich stand da vor ihnen ein unhold kleines Wesen, jener früher einst Fernandez erschienene Zwerg und wehrte den Ausgang, sprechend also:

„Mit nichten, Ritter, das ist gegen den Vertrag. Euch versprach ich zu befreien, nicht diesen da, und soll er mitgehen, so muß ich noch eine Locke haben.“ Da fuhr Fernandez wild auf und rief: hältst du so dein Wort, Lügner! so gieb mir auch wieder, was ich dir gab. Das Zwerglein lachte aber höhnisch und sang mit widerlicher Stimme:

„Seh, Ritter, nicht thöricht, es bringt dir nichts ein, Was du mir gegeben, bleibt ewiglich mein.“

Wild schritt Fernandez durch das Gemach, das tönend in dem weiten Gewölbe seine Tritte wiederklangen, das Zwerglein aber zog sich zurück in den langen, zu dem Zimmer führenden Gang, allwo es, wie Velasco deutlich sah, in mannichfach wunderlichen Sprüngen und Geberden sich vergnügte, gleichsam als wolle da in Ruhe es abwarten, was der Ritter zu beginnen denke. Es war aber der fromme und treue Freund Velasco sehr entsetzt über alles, was er sah und hörte, und zu Fernandez ging er hin und sprach mit milden

Worten: „Wollest mir doch sagen, mein viel lieber Bruder, was dir begegnet und was du gethan und will ich um Gott nicht hoffen, daß jenes unheimliche Wesen mit dir verbündet ist.“

Da sah Fernandez mit einem recht wilden und verstörten Blick auf ihn, und sprach hart und rauh: „Schweig von Gott.“ Gleich darauf aber schien ein banges Wehmuthsgefühl in ihm aufzu-thauen und von dem Freund sich wendend, hob er matt den Arm empor und zeigte auf sein Haupt, und mit Entsetzen erblickte Belasco, wie aus dem reichen dunklen Haar seines Fernandez eine Locke geschnitten war, an deren Stelle jetzt ein blutrother Streif hinablief, der fast wie eine Flamme leuchtete; im Gange vor der Thür stand aber der Zwerg und hielt grinsend die von dem Ritter empfangene Locke in die Höhe, und wie aller Sinne beraubt, mit wüthender Geberde, stürzte Fernandez hinaus und prasselnd hinter ihm zu schloß sich die Eisenthür, also daß Belasco nicht vermochte ihm zu folgen, noch ihn aufzuhalten. Es stieg aber dieser, hoch betrübt und brünstige Gebete aussprechend für den Freund, die Stiege hinauf zum Thurmesrand, und wie er ins Meer hinabschaute, da sah er, wie Fernandez in einem leichten Schiffelein dahin fuhr die Küste entlang mit großer Schnelle. Am Ruder aber saß der

Zwerg und ein Feuerstreif flammte längs der Bahn des Schiffeins durch die nächtlichen Wogen.

Zu dem Uferthale hin, wo an seines Freundes Seite Fernandez zuerst Iddegerten gesehn, schwamm das Schiff und ans Land sprang der Ritter, die sich zu holen und zu befreien, um deren willen er so viel, ja alles, geopfert hatte, denn seit sie ihm erschienen war im Kerker, gleich einem rettenden Engelsbild, als die argen Gestalten ihn umgaben, hatte flammende Leidenschaft seine Brust ergriffen, und genährt von Einsamkeit und bestrickenden Träumen, die des Zwerges Zaubermacht ihm vorgespiegelt, war er in die Schlingen gefallen, die die Versuchung ihm legte.

Sein Begleiter, nicht mehr ein Zwerg, sondern ein zu riesiger Höhe erwachsener wilder Krieger, schritt vor ihm her, und als sie an das alte Höhenbild kamen, das vor dem Eingang von Suntrums Wohnung stand, fing dieses sich an zu regen und zu bewegen, als wolle es seinen Stand verlassen, und dumpfes Getön hallte unter dem Boden weg, gleich unterirdischem Donner. Fernandez aber achtete das nicht, sondern schritt kühn und wild daran vorüber, der mit ihm wandelnde

Riese aber sprach zu dem Gebilde: „Sey ruhig, Alter, du erhältst dein Opfer ja.“

Als sie nun an die Thür traten, da sprang diese auf und Guntrum schritt ihnen entgegen, ein mächtig Schwert in seiner Hand tragend, und redete folgendermaßen: „daß du Einer der Unfern geworden bist, Ritter, freut mich, doch kann ich dir nicht gewähren, was du zu suchen kommst, und so lang ich lebe, erhältst du Ildegerten nicht.“

Da ergrimmete Fernandez mächtig und rüstete sich zum Kampf gegen den Alten. Und wie sie nun also fochten, lange mit zweifelhaftem Glück und schon des Jünglings Kraft zu ermatten begann an der eisernen Heldenstärke und dem kalten Muthe Guntrums, da trat der zum Riesen erwachsene Zwerg hinter den Greis und tödtete ihn mit gewaltigem Keulenschlag, ehe denn dieser noch im Stande war, dem Streich auszuweichen.

Es war Fernandez aber sehr erzürnt über dies schlechte Beginnen seines Begleiters, denn noch war nicht jedes gute Gefühl in seiner Brust erstorben und er schämte sich eines solchen Sieges, der andere aber lachte wild und spottend über des Ritters Bedenklichkeit und sagte: „Wie magst du doch dich kümmern über eines Heiden Seele, da du, ein Christ, dich doch dem Bösen ergeben hast. Für dich ist Reue zu spät, jetzt kannst du nur

die Früchte deiner Aussaat ernten. — Und damit zog er ihn ins Haus hinein, allwo sie Ildegerthen fanden, die kniend im Gebet ihre Seele dem Höchsten zugewendet hatte, den sie zwar nicht kannte durch der Kirche heilige Vermittelung, den ihr reines Herz aber ahnte.

Wie sie nun Fernandez, den stolzen, adeligen Ritter, dessen erstes Erblicken in ihr das reine Gefühl der Liebe entzündet hatte, und zu dem hingezogen sie sich fühlte durch eine unwiderstehliche, geheime Macht, hereintreten sah, da breitete sie freudig die Arme nach ihm aus und sank an seine Brust. Sie wußte nicht, um welchen Preis er sie errungen und an welchen Abgrund sie ihr Haupt legte. — Fernandez nahm sie aber, und scheuend sich, in sein Vaterland zurückzukehren, zog er mit ihr weiter hinauf ins Land, allwo er gedachte in Ruhe zu leben. Doch die Ruhe war ihm fremd und alle Blüthenkränze, die die Liebe ihm wand, vermochten nicht den Wurm in seiner Seele einzuschläfern.

Da begab es sich, daß einst, als mit Ildegerthen er in dem seine Burg umgebenden Hain saß und düstre Wolken sein Gemüth verfinsterten, die die liebende Gattin umsonst sich mühte zu verschrecken, ferne Harfenklänge zu seinem Ohr drangen und ein Gesang in vaterländischen Tönen,

die wie ein entschwundener Traum einer sonnenhellen Vergangenheit an ihm vorüberzogen. Ergriffen blickte Fernandez auf, da trat aus dem dunklen Gebüsch ein Christen-Priester auf ihn zu und sah ernst und traurig zu ihm her. Es war aber dies Velasco, der erlöst ward aus seinem Gefängniß durch unsichtbare Hand in derselben Stunde, da Guntrum fiel, und der lange vergebens suchend seinen Freund, in tiefer Trauer um ihn und sein einstiges Geschick, das härte Mönchskleid genommen hatte gegen die ritterliche Rüstung, um fortan zu beten für den Gefallenen. Wie aber der Augenblick des ersten Erkennens und der ersten Freude vorüber war, da vermochte Fernandez nicht die Gegenwart dessen zu ertragen, der einst seine schuldlose Tugend gesehen, und ihn ergriff, statt demüthig reuenden Gefühls, ein wilder Strudel böser Gedanken. Er entfernte sich heimlich des andern Tages von der Burg, und als er nicht wiederkehrte, fanden die ihn zu suchen ausgesendeten Boten ihn entstellt und todt ohnfern dem Meere im Forste liegen am Rand einer kleinen, schäumenden Quelle.

Verzweifelt warf die arme Ildegerete bei diesem Anblick sich auf die Leiche des Mannes ihrer Liebe und ihres Herzens und beschloß nimmer von der Stelle sich zu trennen, wo sein Leben er geen-

bet und wo sein Gebein zur Ruhe war gebracht worden. Und ein Häuslein ließ sie errichten am Quellenrand und lebte da fortan noch manches Jahr, in frommen Werken und christlichem Gebet um die Seele des Geliebten, täglich ihre Thränen mischend mit des Wassers klarer Fluth; und als einst an einem Morgen die Diener sie erstarrt fanden, kniend noch am Grabe des Gatten, da bereiteten sie auch ihr die letzte Ruhestätte an seiner Seite.

Belasfo aber, der unterdeß als ein eifriger Diener der Kirche das Land durchzogen hatte, um das Heil des Christenthums den heidnischen Bewohnern zu verkünden, kehrte nun zurück, und wandelte das kleine Haus um in eine Kapelle, allwo fortan er für die Seelen der Entschlafenen Messe las und betete, bis auch ihn der Todesengel abrief.

Lange stand das kleine Gotteshaus, eine schützende Zuflucht Bedrängter und Mörder, bis endlich im Lauf der Jahrhunderte es verfiel, so daß fast keine Spur mehr davon zu sehen. Aber noch trägt der kleine Bach den Namen der Quelle der Thränen von Iddegertens nie gestilltem Weiz-

nen, und oft sieht der nächtliche Wanderer längs dem Ufer zwei weiße lichte Schatten schweben, einen Ritter, der entsetzt zu fliehen scheint, und ein zartes Frauenbild, die sich ihn zurückzuhalten müht. —

Fr. Gleich.

Das treue Mädchen.

Dort wo tausendfache Reize herrlicher Natur den freundlichen Sitz eines treugeliebten deutschen Fürstenhauses umgeben; wo vom sanften zahlreich besetzten Flusse durchströmt, zwischen glänzend städtischer Würde die Zauberbilder der Gegend, Felsen, Weingebirg und Ebene vereinand, sich zeigen; wo Wissen und Kunst im heiligen Vereine auf lichter Höhe schweben; — dort grüßte Emma das zarte Blüthenleben. Wie eine Knospe des Frühlings blühte und wuchs sie durch die Jahre der Kindheit, liebend geleitet und gepflegt von

würdigen Eltern, welche den Keim der Tugend in das jugendliche Herz mit treuer Sorgfalt legten, und das sechszehnjährige Mädchen trat aus den Jahren der Kindheit mit seltener Harmonie der Schönheit des Geistes, Herzens und Körpers. Sie ward eingeführt in das Gewühl des Lebens, und entzückte allgemein; doch alle die Lobsprüche und Schmeicheleien, welchen blühende Schönheit nicht auszuweichen vermag, alle auf Liebe und ernste Absichten deutende Annäherungen von Seiten der flehgewohntesten Jünglinge, machten keinen Eindruck auf ihr jugendliches Herz, und wurden stets von ihr mit Würde, oft mit Kälte zurückgewiesen. Fern von Eitelkeit blieb Sittsamkeit ihr schönster Schmuck. Sie zeichnete sich vor allen durch die lieblichste Einfachheit des Auszugs aus, und so wie mitten in dem Gewühle der Residenz das reinste Gefühl für die Schönheiten der Natur in ihrem Innern fortlebte, strebte sie in ihrem ganzen holden Wesen nach veredelter Natur, deren Erlangung reger Kunstsinne beförderte. Sie erreichte bald einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit in Tonkunst und Malerei: ihre liebliche Stimme tönte lebensvoll in ein gefühvolles Spiel, und ihre geläuterte Phantasie zauberte mit meisterhaftem Pinsel die herrlichsten Gestaltungen der Natur. Doch auch mit diesen Vorzügen ausge-

stattet, strebte sie keinesweges nach Triumph. Eigene Fortbildung, Vervollkommnung der Kunst, und die Freude ihrer Eltern, so wie des engeren freundschaftlichen Kreises waren hierbei ihre einzigen Zwecke. Das Bild häuslicher Glückseligkeit von der zartesten Reinheit an in dem liebevollen Umgange ihrer Eltern vor Augen habend, war ihr jede Annäherung der Geschlechter zuwider, welche sich nicht auf jene einzig wahre, aus innigster Uebereinstimmung der Gemüther hervorgehende Liebe bezieht.

So war der Charakter dieses Mädchens gebildet, welchem das Verhängniß ein so düstres Loos beschied, als Adolph von der hohen Schule zurückkehrte. Adolph — der Sohn des Jugendfreundes von Emmas Vater — erschien als ein äußerst liebenswürdiger Jüngling. Sein genialer Geist hatte sich einen hohen Lichtpunkt des Wissens errungen, während die ungebundene Jovialität des Universitätslebens jenen Anstrich von Offenheit ihm gab, welcher so oft mit einem hohen Grade von Leichtsinne vereint, treu liebender Unschuld Gefahr und Unglück bereitet. Adolph besaß ganz diesen Charakter; angeborne Lebhaftigkeit bei wilder Umgebung hatte in ihm Reinheit der Sitten und Zartgefühl gänzlich ertödtet.

Täglich in dem Hause des väterlichen Freun-

des, konnte es nicht fehlen, daß auf Adolph — den bisher wandelnden Verehrer des schönen Geschlechtes — die geistigen und körperlichen Vollkommenheiten Emma's, welche er in so hohem Grade noch in keinem weiblichen Wesen vereinigt fand, einen tiefen Eindruck machten. Er überredete sich, daß wahre Liebe ihn zu dem herrlichen Mädchen hinziehe.

Emma, zum ersten Male einen jungen Mann findend, welcher der Unterhaltung einen höhern Werth als den der Einverwebung fader Schmeicheleien zu geben wußte; welcher als Resultat seines Wissens die herrlichsten Grundsätze aussprach; welcher als wahrer Künstler auf mehreren Instrumenten gegenseitiges Gefühl in meisterhaften Tönen vereinte, und als Kenner der Malerei Lobsprüche der richtigen Beurtheilung unterzuordnen wußte, fühlte sich hingezogen zu ihm, und glaubte den offenen, biedern, treuen Mann zu erkennen, welcher nächst diesen Tugenden jenen Grad geistiger Ausbildung besitze, der für höhere Lebensfreuden unerläßlich ist.

Immer traulicher wurde der Umgang der jungen Leute, immer fester die Bande, welche geistige Bildung, gegenseitige Mittheilung und die zauberische Blüthe jugendlicher Schönheit um ihre Herzen legte. Mit Freuden bemerkten die Eltern

beidet ein Verhältniß, das auf innigste Uebereinstimmung begründet scheinend, durch das Verschmelzen der herrlichen Bildung das höchste Lebensglück versprach.

Noch war es zwischen Emma und Adolph zu keinem Geständnisse gekommen; Wissen und Kunst hatte alle Stunden des Beisammenseyns ausgefüllt. Ein schöner Frühlingsabend führte jenes herbei. Sie hatten die Eltern auf einem Spaziergange nach dem jenseitigen Ufer begleitet. Das in mannichfaltigen zarten Gestalten freundlich wirkende Wiedererwachen der reizenden Natur, der betelnde Lebenshauch ihres keimenden, aufstrebenden Alls hatte das tief fühlende Mädchen ganz in jene Stimmung versetzt, welche der banalisch unbewußten Sehnsucht überwiegend die Ahnung hoher Seligkeit beimischt, und auch den Jüngling durchglühte ein Gefühl, dessen er seit Jahren nicht fähig gewesen war. Die Eltern rufte Versprechen in Gesellschaft, doch gewährten sie gern den von Emma und Adolph geäußerten Wunsch, den Abend dem Genuße der Natur zu weihen. Beide wandelten Arm in Arm über die Brücke, und fanden dort einen Ruhepunkt in einem der Rundtheile. Unter ihnen im Silberlichte des Mondes der Fluß auf sanften Wogen froh befreifte Gondeln tragend, gegenüber sich in dem

Wellenspiegel wiegend, das Weingebirg mit reizend wechselnden Gestalten, belebt durch zahlreiche freundliche Häuser, welche den lebensvollen Reiz dieser Gegend selbst über den der Rheingebirge erheben. Emma war in stummes Entzücken versunken. Adolph unterbrach endlich das Stillschweigen. „Emma,“ sagte er, „lassen Sie das schöne Verhältniß, welches beglückend aus geistiger Wechselwirkung hervorgeht, — lassen Sie es uns durch das Geständniß der Liebe heiligen. Schenken Sie, theure Emma, dem Jünglinge Ihr Herz, der nur durch den innigsten Verein mit Ihnen des Lebens höchstes Glück erringen kann.“ Mit Würde und tiefem Gefühle erwiderte Emma: „Adolph, ich glaube in Ihrem Geiste und Herzen das gefunden zu haben, welches allein die Dauer der Glückseligkeit begründet, aber . . . Treue bis in den Tod“ . . . „Bis in den Tod,“ fiel begeistert Adolph ein, und der erste Kuß der Liebe war die Weihe des heiligen Bundes. Mit dem Himmel im Herzen verließen die Liebenden das blaue Gewölbe der lieblichen Nachtfreie, und eilten in die Arme der durch die Realisirung ihrer herzlichsten Wünsche hochbeglückten Eltern. Die feierliche Verlobung verschönte den folgenden Abend, und die Gewißheit einer baldigen Anstellung für Adolph

ließ die nahe Erreichung des vollkommenen Glückes der Liebenden hoffen. —

Da wälzte sich näher und näher das blutige Vernichtungsgewühl eines Völkerkrieges; das Vaterland kam in die dringendste Gefahr, und alle edeln Jünglinge eilten hochherzig herbei, es mit kräftigem Muth, mit markiger Faust zu schützen. Auch Adolph ergriff das Schwert der Heldenväter, und trat mit ritterlichem Sinne in die Reihen der Nationalreiterei. Tief ward Emma von der Trennung Schmerz ergriffen, doch mit würdevoller Fassung umgürtete sie den Geliebten mit dem Schwerte, und gab ihm den Segen der Liebe beim Lebenswohl. Die Ueberzeugung ewiger Vereinigung tröstete das edle Mädchen, und auch nicht die leiseste Ahnung, daß die Bande treuer Liebe sich jemals lösen könne, fiel in ihr engelreines Herz.

Adolph fühlte sich bald sehr glücklich in dem jubelnden Kreise seiner frohen Mitgefährten; das verführerische Bild der ungebundenen Universitätsjahre kehrte, Emmas Glück bedrohend, zurück in seine früher entweichte Brust, und schon die nächsten Wochen des Heerzuges waren eben nicht Zeuge einer unwandelbaren Treue; doch seine öftern Briefe an Emma drückten lebhaft die Empfindun-

gen innigst treuer Liebe aus, und waren des edeln Mädchens Trost und Glück.

Mehrere hitzige Kämpfe hatten Adolph Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß er des deutschen Schwertes würdig sey, und erhoben ihn in der Achtung seiner Gefährten. Der Gang des Krieges versetzte bald den Kampfplatz über den Rhein, und nach glorreich errungenem Frieden ward Adolphs Häuflein die Ruhe in einem Städtchen des Rheines, wo majestätisch mit romantisch erhabenen Gestalten seine grauen Trümmersgipfel das Siebengebirg erhebt, und segensreiche Nebenwellen, vom Fels- und Waldgebirg freundlich herabwogend, den Vater Rhein begränzen. Adolphs Phantasie erfüllten ganz die Bilder des wilden Kriegeswechsels; er war ein Muster rivolet Jovialität geworden, und suchte die für ihn unbehagliche Ruhe sich möglichst zu versüßen. Schon hatte in ihm zuweilen das Bild stiller häuslichen Sittsamkeit, wenn er an Emma dachte, eine gewisse Abneigung erregt, und nur der Gedanke an ihren hohen Grad geistiger Ausbildung zog ihn wieder an. Jetzt lernte er Fanni, eine junge reiche Wittwe, kennen, und diese war es, welche den letzten Strahl der Liebe für Emma in seinem Herzen ertödtete.

Fanni, aufgeblüht zwischen den Blutszenen der Revolution, hatte bei einem hohen Grade von Schönheit und Grazie ganz und bleibend jene Wildheit in sich aufgenommen, welche die Leidenschaften des Mannes in die rosige Blüthe des Weibes hüllt. Ausgestattet mit der heitersten und witzigsten Laune, bezähmte sie das wildeste Reitpferd, war mit tödtendem Geschosse das Schrecken des Wildes und scheute es nicht, sich mit dem geübtesten Fechter zu messen. Ihr Vater, ein wüthender Jacobiner, hatte seinen Tod unter der Guillotine gefunden; ihr Gemahl war als junger Kürassieroberst beim wilden Vorwärtsdringen unter den Streichen der Feinde gefallen, aber ihr war ein sehr großes Vermögen geblieben. Adolph war entzückt von diesem Weibe, das so ganz in seine Leidenschaften einstimmt, und auch sie fand viel Behagen an dem jovialen, kräftig blühenden deutschen Krieger. Beim schäumenden Pokal vergaß Adolph Pflicht und Treue, und knüpfte frevelnd ein neues Band. Seine Eltern waren an den Folgen der Schrecknisse des Krieges gestorben, der größte Theil des Vermögens durch dessen Verheerungen verloren gegangen. Er benutzte dieses und schrieb an Emma: „daß er sie zu wahr liebe, als sie unglücklich machen zu wollen, daß dieses aber durch eine Verbindung mit ihr in seinen jetzigen

Verhältnissen unvermeidlich wäre. Er sage ihr daher mit zerknirschem Herzen ein ewiges Lebewohl, da er sein Vaterland, welches ihm nichts als bittere Erinnerungen darböte, nie wieder betreten würde.“ —

Er verließ den vaterländischen Dienst, und kurz darauf wurde seine Vermählung mit Fanni im Gewühle rauschender Festlichkeiten vollzogen; doch bald fühlte er tief den unerseßlichen Mangel holder Weiblichkeit, dieser unerläßlichen Bedingung häuslicher Glückseligkeit; — fühlt täglich schmerzlicher die joviale Männlichkeit seiner heroischen Gattin, und zecht sich aus Verzweiflung einem frühen Grabe zu.

Und Emma? — Mit feltner Ergebung vernahm sie des Schicksals ernsten Spruch. Noch immer ist sie das einzige Glück ihrer trauernden Eltern. Die zärtliche Liebe derselben, häusliche Geschäfte, welchen ihre alte fränkliche Mutter nicht mehr vorzustehen vermag, Kunst und Wissen sind der Trost des still trauernden Mädchens; doch jeden Abend, wenn die Stunde naht, wo der Treulose ihr zum ersten Male treue Liebe heuchelte, da eilt sie, Sturm und Wetter nicht achtend, hin an den unglücklichen Ort des Geständnisses, und seuzt unter sanften Thränen: „Treue bis in den

Tod." — Einige liebevolle Versuche, sie von dieser schmerzlichen Wallfahrt abzuhalten, warfen sie jedesmal aufs Krankenlager, und man fürchtete für ihr Leben.

Man wagt keinen neuen Versuch, die Wallfahrten der Unglücklichen zu verhindern.

Fr. v. Kloß.

S a p h i r i o n

Ein Märchen.

Der König und die Königin von Karusin saßen ganz betrübt bei einander. Es war ihr einziges Kind, Prinz Saphirion, um das sie trauerten. Mit den schönsten Gaben des Geistes ausgestattet, die sich immer reicher entfalten, je mehr der Prinz heranwuchs, verband sich doch eine wilde Unbändigkeit des Charakters, die alles für die Zukunft, wenn er als Thronerbe einst ein unermessliches Reich beherrschen würde, fürchten ließ. Prinz Saphirion hatte zwar blaue Augen wie der reine, milde Himmel, und davon hatte er auch

seinen Namen erhalten, aber bei dem mindesten Hindernisse, das ihm in seinen Wünschen entgegenstand, sprühten sie eine Wildheit, die nur mit der eines Tigers verglichen werden konnte; Prinz Saphirion hatte zwar die schönsten blonden Haare von der Welt, galt es aber eine Zurechtweisung, so strebten sie empor wie Löwenmähnen; Prinz Saphirion konnte zwar mit rechter Innigkeit lieben, aber ward sein Stolz beleidigt, so konnte er auch das, was er liebte, eben so leicht und schonungslos zerstören, um nur Rache zu üben. Eben jetzt hatte er Rosalinden, welche mit ihm am Hofe seiner Eltern erzogen worden war, und die er mit vollem Feuer zu lieben schien, tödlich verwundet, weil sie durch die Behauptung, daß in ihren Augen ein Königssohn keinen Vorzug vor dem Aermsten, aber Edelsten habe, seinen Zorn heftig gereizt hatte. Wild war er dann fortgestürzt auf die Tigerjagd, seinen eignen Schmerz so zu betäuben.

Die Aerzte versprachen wenig für das Leben der Prinzessin. Die Königin war außer sich, der König sann vergebens auf Rettungsmittel, da trat zu den Tiefgebeugten der ehrwürdige Greis Sophranor.

Seit der Vermählung des Königs hatte dieser den ehemaligen Lehrer seiner Jugend nicht wieder

gesehen, denn eben diese Verbindung, welche der König gegen den Rath dieses Weisen vorgenommen hatte, entfernte Sophranor vom Hofe. Lange Kriege waren die Folge der Wahl des Königs gewesen, und nur dessen Tapferkeit hatte sie glücklich, aber mit langen Leiden für sein Land beendigen können. Jetzt, wo Sophranor wußte, in welcher unverdienten Bedrängniß der König sey, kam er unerwartet zurück, und innig gerührt fiel ihm dieser um den Hals, auch die Königin war versöhnt.

Ich kenne Eure Leiden, sagte ihnen der Weise, und es giebt nur Ein Mittel, sie zu heilen. Rosalinde wird genesen, schon war ich bei ihr, und die Kräuter, die ich auf ihre Wunde legte, werden diese in wenigen Tagen schließen. Aber tiefer gewurzelt ist das Unheil der aufbrausenden Leidenschaften, des zügellosen Stolzes in Saphirions Seele. Schonend kann hier nicht verfahren werden. Es giebt nur Einen Weg, ihn zu bessern, daß er einst würdig sey, Vater und Leiter seiner Unterthanen zu werden. Ueberlaßt mir ihn ganz. Jahre werden vielleicht vergehen, ehe ihr ihn wieder seht, aber mein Wort bürgt Euch dafür, daß er wohl aufbewahrt ist unter meiner Leitung, daß kein Unfall seinem Leben drohen soll. Seht, — und mit diesen Worten spritzte er aus einer Phiole, die

er aus dem Busen zog, einige Tropfen durch das offene Fenster auf den Vorhof vor dem Pallaste — hier lege ich den Grundstein zu einer Ehrenpforte für den Prinzen, wenn er einst sanft geworden, seine Leidenschaften besiegend, seinen Stolz nur im Beglücken suchend, wieder zurückkehrt in Eure Arme. Mit jedem Steine, den Ihr sich erheben seht auf diesem Grunde, wächst auch seine Würdigkeit, mindert sich die Zeit der Entfernung. Und wenn einst der Bogen sich wölbt, dann freut Euch, dann hat er das Schwerste überstanden, und ihr drückt den Vollendeten an Euer Herz.

Und als Sophranor noch so sprach, und König und Königin zum Fenster hinausschauten, da erhob sich bereits aus dem Grunde die erste Lage von Marmorsteinen zu einer weitgespannten breiten Pforte, und staunend stand die gaffende Menge umher.

Sophranors hohe Weisheit war bekannt, niemand wußte sein Alter, denn die Geschichtsbücher des Landes ließen ihn schon seit mehr als fünfzehn Regierungen als den Beglucker und Helfer der Monarchen und Unterthanen erscheinen. Wie konnten und dürften König und Königin sich bedenken, ihm Saphirion anzuvertrauen. Thue, wie es deiner hohen Weisheit nothwendig scheint, sagte der König zu ihm, mein Sohn ist ganz deiner

Leitung überlassen, bringe ihn nur bald und als edlen Mensch an das Herz seiner einsam bekümmerten Eltern zurück. Wohlan denn, entgegnete der Weise, noch heute entschwindet er vor Euern und des Volkes Augen, darum laßt verkünden, daß er eine weite Reise angetreten habe, und in längerer Zeit nicht zurückkehren werde. Das Geheimniß selbst bewahrt aber wohl, und laßt es selbst Rosalinden nicht erfahren.

Der Greis entschwand vor ihren Blicken. Da ließ der König verkünden, wie er es geboten hatte, und sah von nun an nebst seiner Gemahlin nur täglich und wohl stündlich zu der Ehrenpforte hin, ob Stein an Stein sich füge zur erwünschten Wölbung.

Saphirion aber befiel in diesem Momente, wo der weise Greis jene Tropfen versprizte, eine unwiderstehliche Betäubung. Er wußte nichts mehr von sich selbst. Sophranor umhüllte seinen Körper mit einer undurchdringlichen Hülle, und verbarg ihn so vor den Augen der Menschen, die Seele aber begann ihre Wanderungen. Denn durch diese sollte sie geläutert werden, bis sie würdig sey der hohen Bestimmung auf dem Throne.

Der Prinz findet sich zuerst wieder in den Bergwerken von Potosi als ein niedriger, das

schwerste Gewerk treibender Sklav. Von seiner vorigen Hoheit war kein Gedanke in ihm zurückgeblieben, aber wohl brachte er auch in seinen neuen Zustand dieselbe Stimmung des Gemüths mit, die in dem frühern ihn des Thrones unwerth gemacht hatte, und nun mit so fürchterlichen Zufügen in ihm tobte, je mehr Widerstand sie in der ihn umgebenden Außenwelt fand.

Er knirschte, wenn er die Mißhandlungen seiner Nebenklaven sah; da er jedoch in keinem einen Funken edleren Stolzes erblickte, verachtete er sie zugleich, und nichts trieb ihn an, ihre Lasten zu erleichtern. Aber von einer unwiderstehlichen Mattigkeit befallen, hatte er eines Tages das ihm angewiesene Werk nicht vollenden können, da schwirrte die Peitsche des Menschentreibers über ihm, um ihn dafür zu bestrafen. Kaum bemerkte er dies, so ergriff er den Spanier bei der Gurgel und stürzte ihn hinab in den Schacht, der zu beider Füßen in grauser Tiefe heraufgähnte.

Sofort ergriff man auch ihn, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, ward er wohl ganz das Schreckliche seiner Lage, aber nicht sein Unrecht inne. Das Urtheil war bald gesprochen, und am nächsten Morgen sollte er mit Geißeln zu Tode gehauen werden. Da durfte noch ein

Dienet des Herrn einige Stunden vorher in die Nacht seines Kerkers treten. Saphirion hörte ihn in dumpfer Gefühllosigkeit an. Nur als der edle Greis mit der hohen Würde und doch auch so himmlischer Milde des Christenthums das Gebot des Herrn in dessen eignen Worten: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“ aussprach, da durchzuckte ein ihm unerklärlicher Strahl das Herz Saphirions, und diese Worte standen in Flammenzügen vor seinem verfinsterten Geiste. Aber er wußte die bessere Empfindung nicht zu deuten, und was das Anbrechen des innern Lichts war, hielt er für eine Flamme, die ihm Verderben drohte. Einige Minuten blieb er in tiefer Ueberlegung, dann lachte er höhnisch und laut auf, wiederholte jene Worte langsam, rief: nein, Fluch, ewigen Fluch über sie! und ein plötzlicher Schlagfuß riß ihn hinweg. —

In einer rauhen Berggegend liegt eine einsame Hütte. Dort ergreift Saphirion die Art, um im nahen Walde Holz zu fällen, das farge Leben mühsam zu erhalten. Aber schon steht er nicht mehr allein. Ein freundliches Weib! bittet ihn bald zurückzukehren, und sieht ihm mit Augen der treuen Liebe nach.

Die Sonne sicht, und unter dem Schweiß der Stirn rottet er den festen Stamm in seinen

zähen Wurzeln aus, der ihm von seinem Brotherrn zur Arbeit angewiesen ist. Brennender Durst martert ihn, da eilt sein treues Weib herbei mit einem Krüge frischer Milch, und setzt sich mit ihm unter das Laubdach einer breiten Eiche und feiert ein köstliches Mahl. Saphirion fühlt sich glücklich in der stillen Beschränkung und im Bewußtseyn der innern Liebe seiner guten Frau. Er drückt sie an sich, und sagt ihr, wie froh sie ihn mache. O! bleibe immer so gut, erwiedert das liebende Weib, vergiß nicht, daß wahres Glück auch bei beschränkter Lage Statt finden kann, daß der innere Friede nicht durch unsere Kraft erkämpft wird, sondern ein freundliches Kind gern getragener Entbehrungen und zarter Aufopferungen ist. Recht durchdrungen von diesen Worten sah er ihr noch ins blaue feuchte Auge, als sein Brotherr vor ihn trat, und ihn mit hartem Schelten anließ, daß er nicht hier träg die Zeit verprassen, sondern zur Arbeit gehen möge. Wohl wiederhallten des Weibes Worte noch so mächtig in Saphirions Gemüth, daß er nur rasch aufstand, und nichts dem Drängenden ergegnete. Als aber dieser nun die stolze Miene, mit der Saphirion dies that, für Unwillen anerkennend, mit noch härtern Worten ihn schalt, und daß jener zu stetem Gehorsam geboren, und Weib und Kind nicht sein,

sondern des Zwingherrn Eigenthum sey, ihm spöttisch vorhielt, da bezwang er das innre lodernde wilde Feuer nicht länger, und obschon sein Weib mit flehender Bitte ihm entgegen eilte, ergriff er doch die mörderische Art, zustürzend zur Vernichtung auf den ihn an seine Niedrigkeit Mahnenden. Doch mit dem ausgesprochenen Willen endete sich der Zauber, der ihn fesselte. —

Wo der Indus seine Wogen durch das Königreich Kabul wälzt, standen sich die Heere der streitenden Völkerschaften einander gegenüber. Saphirion führte einen kleinen Haufen an. Er ward ausgesendet, Lebensmittel in der Gegend wegzunehmen und dem Heere zuzubringen. Sie gingen tiefer in das Gebirg, wohin die Anwohner ihre Heerden getrieben hatten. Die Hitze war tödtend. Ermüdet genoß der kleine Haufe nicht ohne ausgestellte Wache der Ruhe. Aber auch diese fiel in langentbehrten Schlaf, und von den Bergen stürzten die bewehrten Hirten herab, und erschlugen die Schlaftrunkenen, die kaum Zeit gewannen, ihre Waffen zu ergreifen. Auch Saphirion blieb als todt auf der blutigen Stelle. Als er aus der tiefen Ohnmacht erwachte, in die ihn ein Steinwurf, der gerade den Nacken traf, gestürzt hatte, fand er alles todt und öde um sich her. Er selbst blutete noch aus mehreren Wunden. Da schleppte

er sich mühsam fort, und bald gelangte er an eine Hütte, vor der ein noch rüstiger Alter saß, eben beschäftigt, eine Lanze zu spizen. Vom Blutverlust erschöpft sank Saphirion ohnweit der Hütte hin. Der Greis, ihn gewahrend, trat auf ihn zu und sagte, ich erkenne dich, du bist einer der Grausamen, die uns unsre Herden, unser einziges Gut und Nahrungsmittel, rauben wollten. Wir erschlugen sie, dich hat Brahma's Hand wunderbar erhalten, du kommst hülfeseisend zu meiner Hütte, du bist mein Feind nicht mehr. Der Greis hob Saphirion sanft auf, trug ihn in ein reinliches Gemach, pflegte dort seiner Wunden, und brachte ihm reichlichen Unterhalt an Früchten und Ziegenmilch. Aber mit ernstern Worten sprach er auch zu ihm am Krankenlager, über die wilde Herrschsucht der Eroberer, und über den Frieden in der stillen Brust. Und wenn Saphirion aufloderte in innerm Sturme, so tadelte er ihn kräftig, und führte ihm schöne Beispiele des Kampfs gegen die Leidenschaften aus dem Leben vieler edeln Menschen vor.

So genas Saphirion nach und nach, seine Wunden schlossen sich, und mancher Tropfen des Oels milderer Gefinnung, den die Hand des Greises zugleich über ihn geträufelt hatte, durchdrang sein Inneres. Jetzt saß er gestärkt und kräftig

wieder auf der Bank vor der Hütte mit dem Greise, und wollte ihm eben ein Lebewohl sagen, und dann dem angewiesenen Wege folgen, der ihn wieder zu den Seinen an die Ufer des Indus brachte, als auf einmal der Kriegsruf seines Heeres durch die Gebüsche erscholl, welche die Hütte umgaben. Hochauf schlug das Herz Saphirions, als er die wildgellenden Töne hörte. Heil, heil mir! rief er aus, das ist Himmelsklang, nun geht es wieder vorwärts den Weg zum Ruhme. Und zum Untergange andrer! seufzte der Greis. Schweig, thörichter Alter! jubelte Saphirion. Du träumst nur, jene leben. Und in diesem Augenblicke traten die Krieger aus dem Walde. Kaum gewahrten sie den Greis, so stürzten sie wüthend auf ihn zu. Das ist einer der Bösewichter, die unsre Brüder erschlugen, schrien sie, und schon zuckten alle Lanzen und Schwerter nach dem Wehrlosen, der ruhig seinem Tode entgegensah. Haltet ein! haltet ein! rief ihm Saphirion zu, sich vor den Greis stellend, er ist mein Retter, mein Erhalter. Schonet ihn! Aber wildes Geschrei unterbrach ihn, und näher drangen sie ein auf den Greis. Da umschlang ihn Saphirion mit beiden Armen, und rief von neuem, wer ihn tödten will, muß erst mich tödten. Schäme dich, Bruder! schrie die Rotte, Krieg ist Krieg, und er ist dein und unser

Feind. Bindet ihn, werft ihn in die Hütte, und zündet dann diese über seinem Haupte an. Ein Schwert zischte über dem Greise, da fing Saphirion den tödlichen Hieb mit seinem Arme auf, und rief den Kriegern zu: ich sterbe mit ihm, oder errette ihn. Kaum hatte er aber dies gesprochen, als die Gestalt des Greises in eine Lichtwolke zer- schmolz, und Saphirion von ihr umgeben entrückt ward den Augen der Krieger, wie dem Leben. —

Höher aber stieg Sophranors Ehrenpforte in diesem schöner Momente, und König und Königin sahen mit unendlicher Freude, wie sich Stein an Stein fügte, diese acht menschliche That darstel- lend im Bilde. —

Saphirions Wimpel wehten auf mehr als zwanzig Schiffen im Meere Arabiens, und alle führten Schätze dem Eigenthümer zu. Mit ihm gleichen Reichthum genoß in Damaskus Abul Hafid. Aber wie verschieden waren beider Gemü- ther. Hafid lebte im stillen Kreise seines Hauses, glücklich im Besiße einer geliebten Gattin und zweier lebenswürdiger Kleinen. Im wilden Lau- mel verschwanden Saphirions Tage; Schätze zu häufen, Ehrenstellen damit zu erwerben, und rauschende Freuden einzutauschen war sein Streben, ungenügend dem bessern Genius, der in ihm wohnte. Dem oft nach einer durchschwelgten Nacht,

Wenn die Ersten des Hofes sich es zur Freude gemacht hatten, seinen Festen beizuwohnen, und ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen, stand er gegen Mittag auf seinem Balkon trüb und verstört, und sah neidisch auf seinen Nebenbuhler gegen über, der thätig und froh seine Geschäfte betrieb, und dann von seiner Gattin umarmt, von seinen Kindern geliebkostet, in seliger Wonne den Himmeln des Propheten schon anzugehören schien. Innerlich ergrimmete Saphirion darüber, denn bei verwöhnten und herben Gemüthern bringt fremdes Glück, das man so leicht erreichen zu können glaubt, und doch nicht erreichen kann, eine stille Mißgunst hervor, der nur eine Gelegenheit fehlt, um in laute Verfolgung sich zu gestalten.

Ganz anders dachte Hafid. Er hätte gewünscht, daß der gleich reiche Saphirion auch gleich glücklich sey mit ihm. Oft ging er daher zu ihm, sprach mit ihm aufrichtig über seine Lebensweise, lud ihn, gegen die Gewohnheit des Morgenlandes, zu den traulichen Unterhaltungen mit Weib und Kindern ein, und rief selbst bei den lärmenden Festen, denen er nothgedrungen manchmal beizuwohnen mußte, Saphirion ein warnendes Wort ins Ohr.

Aber nur immer mehr erbitterte dies den letztern, und da er vollends bei einigen Freundes-

mahlen, die er in Hafids Wohnung genoß, das Bild der schönen Gattin seines Freundes tiefer in sein Herz hatte dringen lassen, als daß er hoffen durfte, es je wieder ohne den lebenszerstörendsten Schmerz daraus entfernen zu können, so wuchs seine innere Abneigung gegen Hafid stets größer. Liebe und Haß gaben ihm endlich in den Tagen des Taumels, die er nun unausgesetzt durchlebte, einen teuflischen Plan ein, der ihn zugleich an Hafids Glück rächen, und dessen Gattin in seinen Besitz bringen sollte.

Der Tag war bestimmt, finstre Geister umlagerten Saphirion, und nur wenige Stunden blieb noch die Ausführung verschoben. Da trat tiefbewegt Hafid zu Saphirion und sagte: Freund! ich muß in den dringendsten Geschäften eine weite Reise zur See unternehmen. Der Allmächtige weiß, wie lange ich ausbleibe, ob die Besiegung drohender Gefahren nicht selbst mir mein Leben kosten wird. Frau und Kinder muß ich daheim lassen. Sie bedürfen eines Schutzes, eines Rathes, eines Trösters. Ich überlasse sie dir, du sollst, du wirst ihnen dies alles seyn. Lebe wohl, mein Dank, wenn ich wiederkehre, sey der Wohlthat gleich.

Saphirion konnte nicht antworten. Dies Vertrauen des Mannes, dem er eben seine Frei-

heit, ja sein höchstes Gut, Gattin und Kinder, zu entweihen gedachte, durchzuckte ihn wie ein Blitz, zerknirschend, aber wohlthätig, denn vor diesem reinen Willen, vor dem Anblick dieses edeln Menschen schmolzen die Schlacken der Sünde, die in Saphirions Brust aus den Gluthen böser Leidenschaften hervorgegangen waren. Den Blick bald zur Erde senkend, schuldbewußt, bald ihn wieder aufhebend in das Angesicht des Trefflichen, um sich zu stärken in den kräftigen, biedern Zügen, die ihn daraus ansprachen, drückte er Hafid fast krampfhaft die Hand, und dieser wendete sich, um von den Seinen den schmerzlichen Abschied zu nehmen.

Tiefe Beschämung und innige Erhebung wechselten in Saphirions Gemüth. Er gewann es über sich, ihren Wirkungen in der Stille sich hinzugeben, und für heute den lärmenden Kreis seiner Genossen zu fliehen. Und durch den Streit in seinem Innern ward ein heiliger Friede gewonnen, der Bersucher trat zurück und der Engel des Lichts schwang seine Palme. Denn als am andern Morgen Hafids Gattin ihn zu sich einladen ließ, da trat er vor sie mit gereinigtem Willen, und fand sie zwar noch schöner als zuvor, aber diese Schönheit wirkte nicht auf ihn wie der blendende Glanz der Sonne, wenn sie ein Ungewitter her-

anlockt, sondern wie ihr milder Strahl, wenn sie scheidend den Ermatteten zur Kühlung ladet. Er übernahm die Führung von Hafids Geschäften mit gleicher und höherer Treue und Sorgfalt, als die der seinen, und wenn dann an einem schönen Abende Hafids Gattin ihm gerührt dafür dankte, er mit ihr von seinem Freunde sprach, und die Kinder zu seinen Füßen saßen, als sey er der Vater, der nun endlich zurückgekehrt sey, so wurde es ihm so wohl ums Herz, als es ihm nie geworden war im Taumel der Lust, und die Gewalt der Tugend feierte ihren schönsten Sieg.

Aber ein Jahr war auf diese Art vergangen, und Hafid noch nicht heimgekehrt. Anfangs hatte man erfreuliche Kunde von ihm erhalten, späterhin jede Nachricht geschwiegen. Trauer umwölkte die Seinen und seinen Freund. Da brachte plötzlich ein rückkehrender Schiffer die Botschaft, Hafids Schiff sey auf der Heimreise von algierischen Piraten überfallen, genommen und er selbst in die Gefangenschaft fortgeführt worden. Saphirion barg die Trauerpost in ihrer ganzen Schwärze vor Hafids Gattin, nur im allgemeinen sagte er ihr, daß das Geschäft ihres Mannes keinen ganz günstigen Ausgang verspreche, und ihn daher noch für längere Zeit zurückhalte. Er selbst aber entschloß sich, den geliebten Freund aufzusuchen, zu

retten, und ihn wieder einzuführen zu der Gattin, den Kindern und in das Gewerbe, das unterdeß unter Saphirions Aufsicht hundertfältige Frucht getragen hatte. Einem alten Vertrauten übergab er die Sorge der Handlung, schückte bei Hafids Gattin eine nöthige Geschäftsreise vor, und achtete nicht Mühe, noch Gefahr, den Freund zu finden und zu befreien.

Und günstige Winde führten ihn bald nach Algier. Er erforschte den Aufenthalt Hafids, den ein Bassa mit fortgeschleppt hatte, tiefer ins Land, in schmähhlicher Knechtschaft. Beladen mit Schätzen eilte er zu dem Bassa, erkaufte Hafids Freiheit, und als er eintrat in das feuchte Gemach, wo Hafid schmachtete, ihm die Fesseln lösete, ihm verkündete, daß Gattin und Kinder lebten, und nur Freude und Glück seiner daheim warte, Hafid aber im Uebermaß des Entzückens vor ihm niedersank, keine Worte hatte, sondern nur Freudenthränen, mit welchen er Saphirions Knie an seine von Entzücken beklemmte Brust preßte, da rief Saphirion in hoher Ueberzeugung ihm zu: mir keinen Dank, Hafid! Eben so rettetest du mich einst aus den Fesseln des Lasters, und durch dich lernte ich erkennen, daß nur anderer Glück unser eignes ist. Und mit diesen Worten entfloß Saphirions Seele dem Körper, den sie in dieser Prüfungs-

periode belebt hatte, und ging über zu einer andern Wanderung. —

Mit weithinschallender Siegesmusik zog Saphirion als Grosvezier in Byzanz triumphirend ein. Er hatte im blutigen Kriege die Rebellen vernichtet, durch Heldenthaten seinen Namen verherrlicht, unermessliche Beute mit heim gebracht. Der Grofsultan empfing ihn als einen Freund, beehrte ihn mit den seltensten Auszeichnungen, und sein Volk nannte ihn den Retter des halben Mondes. Aber er hatte auch in diesem Kriege alle Greuel gesehen, welche nur halbgebildete Horden in Feindesland verüben, sein Ohr war noch voll des Wehegeschreis, das bis zu ihm erschollen war, sein Auge sah noch stets die rauchenden Brandstellen der friedlichen Wohnungen sonst glücklicher Menschen, sah noch die Ströme Blutes, und die von Schmerz und Wuth verzerrten Gesichter der Sterbenden und Kämpfenden vor sich. Wohl fühlte er, daß es für das Glück der Menschheit heilsamer sey, selbst vermeinte Rechte aufzuopfern, um den Frieden zu erhalten, als sie durch Ströme von Blut viel zu theuer zu erkaufen. Nur die Verletzung wahrer Besizthümer und Rechte könne die Erneuerung der Scenen des Jammers und der Noth entschuldigen.

Nicht ohne Neid blickten die andern Grofsen des Hofes auf Saphirions hochstrahlenden Ruhm,

auf die ausgezeichnete Gunst, in welcher er bei dem Großsultan stand. Vor allem ward dadurch der Mufti sein Feind, der bis jetzt den meisten Einfluß auf den Herrscher ausgeübt hatte. Die schlau- genlistige Bosheit dieses Mannes suchte ein Mittel, den Nebenbuhler zu verderben; er hätte ihn nicht neben sich geduldet, geschweige über sich. Späthend umlagerte er ihn, und da Saphirion seine Gefühle und Ansichten nie zu verstecken pflegte, fand er bald einen Punkt, von dem aus er die Fäden des Verderbens zu spinnen für zweckmäßig hielt. Es war dies eben des edeln Helden Haß an ungerechten Kriegen.

Im Lande der Afghanen stritten sich zwei Thronbewerber. Einer, der zweite Sohn des verstorbenen Königs, von diesem schon zur Nachfolge bestimmt, der andre, ein Bruder des letztern, der sich als Vormund des blödsinnigen und auf das bestimmteste von der Nachfolge ausgeschlossenen ältesten Prinzen auf den Thron schwingen wollte. Der junge Erbprinz war ein trefflicher Jüngling, der Ohm ein wilder Tyrann, der sich als Beherrscher eines benachbarten kleinen Reichs schon den Haß aller Untertanen zugezogen hatte. Das ganze Land huldigte dem Prinzen. Da gab der Mufti durch seine geheimen Kundschafter es dem Ohm ein, daß er den Großsultan um Beistand

und ein Hülfsheer ersuchen, dafür aber die Abtretung einer Provinz und einen jährlichen Tribut versprechen solle. Gern nahm dieser den Antrag an, und bald erschienen seine Gesandten in Byzanz, wo der Musti schon vorher alles angewendet hatte, um den Großsultan für des Kronräubers Gesuch geneigt zu machen. Und nur zu leicht bestach er und die dargebotenen Begünstigungen die Habsucht des Sultans.

Im Divan geschah der Vortrag. Hestig setzte sich der Bewilligung des Antrags Saphirion entgegen. Er schilderte die Unrechtmäßigkeit des Unternehmens, und das schreckliche Elend des Krieges, welches dadurch über eine Provinz werde gebracht werden, die bis jetzt der Pforte nicht die geringste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben hätte. Auf der andern Seite bestritt der Musti mit gleißnerischen Redekünsten diese Gründe des Rechts und der Menschlichkeit, und suchte mit Ausschmückung des zu erlangenden Vortheils das Ohr des Großsultans sich zu gewinnen. Ich erkenne ganz, rief dieser Saphirion zu, den Kriegshelden, der glorreich aus dem Kampfe gegen die Rebellen zog, oder bist du jetzt auf einmal so feig geworden? Sende mich gegen deine Feinde, ergegnete Saphirion kaltblütig, und mein Schwert soll ihre schuldigen Häupter treffen, aber zur Un-

Verdrückung von schuldlosen Nationen kann ich meine Beistimmung nicht geben. Erzürnt verließ der Großsultan die Versammlung.

Saphirion wußte, daß ihm das ganze Heer ergeben sey, daß es ohne seine Leitung nicht in den gefährlichen Kampf gegen die als kriegsgewohnt bekannten Afghanen ziehen werde, und er stand um so fester in seiner Weigerung, je gewisser er war, daß er nur so die Ruhe eines ganzen Volkes, die Ehre seiner eignen Nation schützen könne. Doch im Geheim reizte der Musti den Unwillen und die Leidenschaften des Großsultans immer mehr. Der Feind des Afghanischen Fürsten fügte zu seinen Anerbietungen noch das Versprechen von hundert der schönsten Mädchen dieses Landes für den Harem des wollüstigen Großsultans, und der Musti wußte durch lügenhafte Zeugen und verfälschte Briefe es erst scheinbar, und dann immer glaubwürdiger zu machen, daß Saphirion mit dem Erbfürsten dieses Landes in geheimer Verbindung stehe, und nur deshalb nicht das Heer nicht gegen ihn anführen wolle. Doch wußte der Großsultan wohl, welchen großen Einfluß Saphirion auf seine Krieger habe, und daß er es nicht wagen dürfe, den Oberbefehl über dieselben einem andern Feldherrn zu geben, ohne ei-

nen heftigen Ausbruch innerer Unruhen zu befürchten.

Da rieth ihm der Mufti: Schrecke den Ungehorsamen, zeige deine Gewalt, und er wird nachgeben, lieber sein Leben erhalten, als den Bund mit dem Fürsten der Afghanen, oder seine menschenfreundlichen, sophistischen Grillen. Glaube nur, er verläßt sich auf den Schutz des Heeres, drum giebt er öffentlich nicht nach, setze ihn in die Nothwendigkeit, ohne diese Stütze entscheiden zu müssen, und er wird wohl sich auf die Seite des größern Vortheils wenden. Der schwache Großsultan ward überredet, und als die Nacht einbrach, wurde ein Bassa mit Bewaffneten aus dem Serail durch heimliche Eingänge, die nur für den Gebrauch des Großsultans bestimmt waren, in Saphirions Pallast gesendet, um ihm die Wahl zwischen der seidnen Schnur und dem unbedingten Gehorsam für den Willen des Großsultans zu lassen.

Nur zu gut gelang es diesem, den heimtückischen Mufti an der Spitze habend, sich der Eingänge von Saphirions Gemächern so zu versichern, daß keine Rettung, wenn er sie auch hätte versuchen wollen, keine Mittheilung nach außen für den gefürchteten Heerführer übrig blieb. Saphirion übersah schnell die Lage, in der er sich be-

fand. Sie hätten dieser Vorkehrungen nicht be-
 durt, denn hätte er sich auch durch einen Aufruhr
 des Heeres, das ihm ganz ergeben war, retten
 können, für diesen Preis hätte er doch sein Le-
 ben nicht erkaufte. Heldenruhm in neuem Kriege,
 Rettung seines Lebens, und Vortheile unermessli-
 cher Schätze, die er in diesem Kampfe erbeuten
 konnte, lagen auf der einen Seite vor ihm, aber
 auf der andern stand ein unterdrücktes, dem Herr-
 scherwillen eines Tyrannen preisgegebenes, mit
 Strömen Blutes zur Knechtschaft gezwungenes
 Volk, stand ein Krieg, der Hunderttausenden das
 Leben kosten, den Kern der Jugend einer Nation
 vernichten, das Recht willkürlich über den Hau-
 fen werfen, und unter den Fußtritt der schänd-
 lichsten Gewalt beugen würde. Und das alles,
 weil er schwach genug gewesen sey, nicht für das
 allgemeine Glück eine Spanne Leben aufopfern
 zu wollen! Da bedachte er sich keinen Au-
 genblick länger, blickte dem hohnlächelnden,
 giftiggeschwollenen Musti groß und edel ins matte
 Auge, rief ihm zu: sage dem Großsultan, du
 Sklave der Gemeinheit, daß das Recht ewig, und
 mein Tod nur ein neues Siegel auf sein unver-
 leßliches Gesetzbuch ist, und legte sich selbst die
 seidne Schnur um den Hals. — Vor seines El-
 tern Pallast aber und unter ihren Freudenthränen

hob sich die Ehrenpforte immer herrlicher und nur der Schlußbogen fehlte noch zu ihrer Vollendung. —

Auf dem Throne Persiens übte Saphirion Recht und Frieden. Er fühlte sich selbst glücklich in dem Bewußtseyn alle Kräfte anzustrengen, um seine Untertanen glücklich zu machen. Auch beteten sie ihn an, und wie sich sonst ihr Auge zu dem Throne wie zu einem Vulkane hob, vor dessen Feuerausbrüchen sie in keiner Stunde sicher waren, so blickten sie jetzt nur dahin wie zu dem blumenbesäeten Hügel, von dem herab die befruchtende Quelle in die Thäler rinnt. Eifrig arbeitete neben ihm am schönen Werke sein Freund Malek Hogar. Einst war Saphirion hinausgestoßen gewesen ins Elend von seinem grausamen Bruder, dem er jetzt in der Regierung gefolgt war, da hatte ihn Hogars Vater schützend aufgenommen in seinem kleinen fernegelegenen Eigenthum. Mit dessen Sohne war er emporgewachsen, Dank und innige Zuneigung ketteten Saphirion an ihn. Der Vater starb; bald darauf Saphirions Bruder, und des neuen Herrschers erste Freude war es, Hogar an seine Seite zu rufen, und mit ihm vereint das schöne Werk der Beglückung seines Volks zu unternehmen.

Aber in Hogars Seele wohnte nicht der Engel

der Tugend. Kaum fühlte er sich dem Throne nah, so bestach ihn Ehrsucht und Neid zu dem schändlichen Wunsche, ihn selbst zu besteigen, und indem er die Maske der innigsten Hingebung, des treuesten Eingehens in seine edlen Bestrebungen, an Saphirion vorhielt, übte er hinter ihr den schwärzesten Verrath. Unzufriedene macht auch die trefflichste Regierung, denn wo das Recht herrschen soll, kirschen alle, die das Unrecht lieben, und deren Zahl hatte sich unter der despotischen Willkühr des vorigen Regenten sehr gehäuft. Hogar fand bald Mitverschworne zu dem gräßlichen Plane, seinen Freund, seinen Wohlthäter zu morden, einem fernen, schwachen Verwandten des Hauses herbeizurufen, und nach der oft wiederholten Sitte des Morgenlandes unter seinem Namen die Zügel der Regierung allein zu ergreifen. Das Feuer des Verraths griff immer mehr um sich, brannte versteckt nur um so gefährlicher, und alle Maßregeln waren getroffen, daß es bald ausbrechen und unfehlbar zerstören sollte.

Da ward Saphirion von einem Mitwiffer gewarnt. Er untersuchte, und mit Schaudern erkannte er, als er zum Haupte und zur Quelle der Verrätherei hinaufstieg, als solche seinen Hogar, den er liebte wie sein eignes Ich. Hoch lo-

berte da noch einmal wilde Wuth, sich so bübisch hintergangen zu sehn, in seinem Innern auf; aber er gedachte bald, daß er Hogars Vater die Rettung seines Lebens, diesem selbst, als noch der Glanz des Thrones ihn nicht verblendet hatte, so viele Beweise hingebender, aufopfernder Freundschaft schuldig sey, und er vernichtete die Pergamente, welche den Beweis von Hogars Verbrechen enthielten, ließ ihn rufen, stellte sich ruhig vor ihn hin, sah ihm wehmüthig ins Gesicht, rief schmerzlich aus: Hogar! was wolltest du thun, du, mit dem ich ja so gern den Thron theilte, da ich es schon mit meinem Herzen that; preßte ihn dann wieder liebend an die Brust, und alles war zwischen ihnen vergessen. Sanfte, aber zweckmäßige Maßregeln wurden gegen die übrigen Verschwornen genommen, nur wenige außerhalb des Staats verbannt, die übrigen nur durch Wohlthaten fester verknüpft, oder in entferntern Provinzen durch neue vertraute Umgebungen unschädlich gemacht.

Saphirion hatte noch nie geliebt. Da ward ihm eine Sklavin geschenkt, Almansaris war ihr Name, deren erster Anblick schon ein neues, glühendes Gefühl in seinem Busen entstehen ließ. Er wollte ihre Gunst nicht erzwingen, sie sollte sie ihm freiwillig schenken, und die zarteste Be-

handlung der Geliebten war der Blumenweg, auf dem er dazu zu gelangen hoffte. Kein Geheimniß hatte er vor Hogar, wie hätte er ihm diese Empfindung seines Herzens, die höchste, entscheidendste verheimlichen sollen? Es wäre selbst die Erwidderung seiner Liebe kein Glück für ihn gewesen, hätte er dem Freunde nicht können daran Antheil nehmen lassen. So führte er Hogar zu Almanfariß, daß dieser auch die Treffliche sehe, sich an ihrem unendlich holden Wesen laben, mit ihm gemeinsam den Weg zu ihrem Herzen berathen sollte. Aber der trübe Spiegel in Hogars Gemüth strahlte nicht die reine Freude seines hohen Freundes zurück, sondern die verzerrte Gestalt seiner eignen Begierde. Denn auch ihn ergriff eine heftige Liebe zu Almanfariß, und vergessend, daß er sie erst vom Herzen seines Freundes reißen, vielleicht dies Herz eben dadurch mitzerreißen mußte, strebte er mit ungezügeltm Verlangen darnach, sie die seinige zu nennen. Doch der Heuchler verstand es wohl, seine Flamme zu bergen, daß ihn Saphirion nicht trenne von dem Zusammenseyn mit ihm und ihr, aber der reinen, ungekünstelten, schüchternen Liebe Saphirions gegen über stellte er alle Kunstgriffe, alle Verführungen, alle Blendwerke seines in Schlaubeit gewandten Geistes auf, wußte zu wu-

chern mit der Schönheit, die ihm täuschend verliehen war, und bald war das Herz der jungen unerfahrenen Almansaris von ihm umstrickt, und wenn sie Saphirion hohe Achtung nicht versagen konnte, glühte sie für Hogar in schwärmerischer Liebe.

Der Unredliche wagt nie die offene Bitte. So Hogar. Nur mit List glaubte er sich Almansaris zueignen zu können. Er schmiedete einen neuen Plan, die Geliebte heimlich aus dem Harem seines Herrn, wo sie als Gebieterin thronte, entführen zu können, und während dieser jammerte, in Wollust zu schwelgen. Er glaubte ihn sicher gefunden zu haben, und ein Ring, den er zu tragen pflegte, ward als das Zeichen verabredet, welchem Almansaris, werde es ihr gebracht, unbedingt folgen solle. Schon waren der Bote mit dem Ringe und Almansaris außer den Mauern des Harems, als sie durch einen Zufall verrathen und zurück vor Saphirion gebracht wurden. Almansaris gestand nichts, um den Geliebten nicht der Mache Preis zu geben, aber ihn verrieth dennoch der Ring an Saphirion. O! wie blutete sein Herz, vom doppelten Verrathe der Freundschaft und Liebe zerrissen! Doch er erhob sich über sich selbst. Du liebst ihn, Almansaris, sagte er sanft zu ihr, ach! ich kann keinem Herzen ge-

bieten mich zu lieben, aber warum vertrautest du dies nicht dem, der ja eben, weil er dich liebt, nur in deinem Glücke das seine sucht. Beruhige dich! Noch heute führe ich Hogar selbst in deine Arme.

Und schon freute sich Saphirion, als er sich selbst so überwunden hatte, des Augenblicks, wo er dem Freunde einen neuen, wohl den größten Beweis geben wollte, wie er ja mit seinem Leben ihm geweiht sey, und um diesen Moment ganz zu genießen, wollte er das Fest still, aber um so inniger in den erhabenen und doch reizenden Umgebungen seines Lustschlosses feiern, am folgenden Tage aber triumphirend, Hogar und Almanaris an der Seite, in die Hauptstadt einziehen. Er gebot also, daß Hogar ihm in jene Gegend, in das liebliche Thal am Abhange steiler Gebirge folgen möchte, er selbst aber ging mit Almanaris, welcher er sein Vorhaben vertraute, voran. Angst und Furcht peinigte Hogar, als er seinen Plan vernichtet, und ohne allen Zweifel sich verrathen wußte. In seinem engen Herzen fühlte er, daß Saphirion ihm nun nicht wieder verzeihen könne, hätte er doch in gleichem Falle schon längst Verderben herabgeschleudert auf den Verbrecher. Aber er mußte gehorchen, und begab sich auf das

Lustschloß, als schon Saphirion die Stadt verlassen hatte.

Im wildesten Gebirg lag ein lieblicher Kiosk in der Vertiefung eines Felsen, von Palmen und Datteln umschattet, die hier sonst nirgends auf den unwirthlichen Steinen wuchsen. Dort stand Altmansaris in züchtiger Verschleierung, dort sollte Hogar die Geliebte aus der Hand seines königlichen Freundes erhalten. So dachte Saphirion und eilte den steilen Felsenpfad voraus, wohin Hogar ihm zu folgen angewiesen war.

Stumm und lautlos erreichte ihn dieser. Saphirion stand an dem Punkte, wo auf der einen Seite eine kleine Biegung um den Felsen zu dem glücklichen Aufenthalte der Liebe und Freude führte, auf der andern Seite tiefe Abgründe unter dem Flusse des Wandrers sich eröffneten. Kommst du endlich! redete Saphirion ihm entgegen. Sieh, ich erwartete dich absichtlich hier. Du kennst die Stelle. Oft schon weilten wir hier in Betrachtungen. Wenige Schritte nach rechts bringen dich in herrliche Beschattung, zu saftigen Früchten, zu reicher Beglückung; Ein Schritt links, und du stürzest vernichtet herab. Tugend und Laster! Treue und Verrath! Ormuzd und Arimann! — Saphirion war unwillkürlich ernst geworden, und ein Engel Gottes hatte das Rächerfeuer des Himmels

in ein Auge gelegt, das nur von mildet Liebe sonst befeuchtet war. Kennst du diesen Ring? fuhr er fort, und zog Hogars verrathenden Ring hervor, im Begriff, ihn dem Freunde vorzuhalten und den Beschämten dann plötzlich hinzuführen, wo Liebe und Glück, durch die höchste Großmuth verliehn, seiner warteten.

Aber Hogar gewahrte nur den Rächer in Saphirion. Alle schlummernde Bosheit des Gemüths mischte sich zu der Angst des Verbrechers, entzündete, ungewollt sein Gehirn, und ein Teufel leitete seinen Arm. Ja, ich kenne ihn! schrie er, mit der Wuth der Verzweiflung, und er sey mit dir begraben im Abgrunde! Seine Hände zuckten krampfhaft, er faßte den Freund, der so eben sein Einziges ihm hingab, und stürzte ihn hinab in die schauerliche Tiefe. Und schwankend noch über den Schauern des Abgrundes rief ihm Saphirion zu: Ich vergebe dir, denn ich wollte dein Glück!

Doch er schwebte dahin auf roßigen Wolken, ob schon seiner unbewußt, nur sanft eingewiegt von himmlischen Tönen, die nah und fern um ihn erklangen. Und als er erwachte, da lag er an den Herzen von Vater und Mutter, und fühlte sich umschlungen von den Armen Rosalindens. Vor ihnen aber stand Sophranor mit leuchtendem Ange-

sichte, und sprach: Freuet euch seiner, ihr Theuern, er hat den schweren Lauf vollendet, sein Herz ist groß, aber mild, er ist ein Held geworden, aber auch ein Mensch geblieben, hoch lobert die Flamme seines Innern, aber ihre Nahrung ist ein reines edles Gemüth. — Alle aber befanden sich vor dem köstlichen Triumphbogen, der sich nun in hoher Vollendung mit dem letzten Siege Saphirions über sich selbst herrlich wölbte. Und als dieser die Bilder erblickte, da löste sich das Dunkel in seinen Gedanken, klar ward er sich bewußt, was er gewesen war und jetzt sey, und fester wurzelte jeder große Entschluß zum Baume der reifsten, wohlthätigsten Frucht in seinem Herzen.

Von allen Seiten aber strömten die frohen Unterthanen herbei, Jubel erschallte über die Rückkehr des lang vermißten geliebten Prinzen. Einzog der laute Triumphzug unter dem wahren Freudenruf der Liebe durch die selbsterbante Ehrenpforte, und unter ihrem heiligen Bogen sanken sich Saphirion und Rosalinde von Vater und Mutter gesegnet liebend ans liebende Herz.

Lh. Hell.

Die Schlittenfahrt.

Ach! wenn man warme Lieb' empfindet,
Sind kalte Tage gar nicht gut,
Das hat sich deutlich mir verkündet
Und fast benahm es mir den Muth;
Drum glaubt es mir! an warmen Tagen
Gedeiht allein das Myrthenreis,
Ich kann davon ein Wörtchen sagen,
Das Wörtchen macht mich jetzt noch heiß.

Ein Mädchen gabs mit rothen Wangen,
Nun ja! sie hatt' auch Stirn und Mund
Und Augen, die zum Herzen drangen
Und Grübchen in den Wangen rund,
Und Manches sonst zum Liebespiele,
Und, war sie auch die schönste nicht,
So wird wir doch noch immer schwüle,
Wenn so mein Mund von ihrem spricht.

Ich war schon lang ihr nachgegangen
Wie so ein ächter Rittersmann;
Doch merkt' ich eben ihren Wangen
Nicht sonderlich Veränderung an.
Sie konnte, wie's bei Schiller heißet,
Mich ruhig gehn und kommen sehn,
Und als ich lang einst war verreiset,
Da war's, als wäre nichts geschehn.

Ein solches Felsenherz zu zwingen,
Das wird mir endlich hell und klar,
Da müssen andre Saiten klingen,
Sonst bleibt es ewig, wie es war.
Der Lenz und Sommer war verloren;
Drum ging ich rasch an meinen Plan
Und, dacht ich, ist der Stein gefroren,
Ist's schneller wohl als sonst gethan.

Durch List und Ränke tief geschlungen
Aus Fädchen derb und Fädchen zart
War mir der große Wurf gelungen,
Die Schöpfung einer Schlittenfahrt.
Das Loos, das ich so flug gezogen,
Das theilte mir sie zu vom Haus,
Doch wie mir auch die Pulse flogen,
Sie sah so ziemlich ruhig aus.

Wir fuhren ab mit Knall und Schellen,
Das Liebchen vorn, ich hinter ihr,
Da meinte sie, die Ohren gellen
Doch wahrlich von dem Knallen nur.
Ich ließ das Knallen und der Kappe,
Der hieb sich freilich ziemlich schlecht,
Da zog sie nieder ihre Kappe
Ganz gegen alles Schlittenrecht.

Wir fuhren weiter, zart und leise
Durst ich nun schon nicht reden sehr,
Und wollte doch auf dieser Reise
Von meiner Glut bekennen mehr,
Und eben als ich meinen Bitten
Nun wollte lassen freien Lauf,
Zog eine Schleuder links den Schlitten
Und ich — nun ja, ich hielt ihn auf.

Wer minnen will, darf nicht erliegen,
Das wußt ich und war unbesorgt,
Ließ immer schönre Worte fliegen,
So mehr sie durch die Kappe horcht;
So schön ich aber auch gesprochen,
So blieb sie kalt, so blieb sie stumm,
Es war so gut die Bahn gebrochen,
Und ach! ihr schien's so wenig drum.

Auf einmal sah sie, welche Freude!
Sich mühsam, dacht ich, um nach mir.
Jetzt denk ich, daß ganz andre Leute
Auf Schlitten waren hinter ihr,
Und wie nun so die Feuerblicke
Durchzitterten der Kappe Flor,
Da hielt ich länger nicht zurücke
Und mit den Lippen drang ich vor.

Doch als der Augenblick vor allen
Nun an für meine Liebe brach,
Da ließ ich ach! die Leine fallen
Und ach! der Schlitten fiel ihr nach.
Wir flogen Beide recht behende
Weit aus dem Schlitten in den Schnee,
Und alle Freude hatt' ein Ende,
Es thaten Arm und Brust ihr weh!

Sie lächelte so süß und bitter,
Als sie im Schlitten wieder saß,
„Sie haben umgeworfen, Ritter!
Doch künftig nichts von solchem Spaß.“
Ich mußte mir das lassen sagen
Und merkte wohl den Doppelsinn,
Drum hütet euch vor Wintertagen,
Ich traue nicht, so wahr ich bin!

Fr. Ruß.

Die Bilderstube.

Hast mir doch so viel gegeben,
Liebes Herz, an meinem Tag!
Kennest wohl, was mir das Leben
Schmücken und erfreuen mag;
Wie die Jahre selber bringen
Immer neuer Rosen Zier,
Windest immer neue Schlingen,
Rosenschlingen selber mir.

Wäre nur in unserm Zimmer
Alles, was wir lieben, da,
Ferne sind die Kinder immer
Ach! und nur die Bilder nah;
Weil ich aber unter Küssen
Heute sie nicht sehen kann,
Will ich ihre Schatten grüßen,
Schauen ihre Bilder an.

Drücken ihrer Hände Züge
In den Briefen an die Brust,
Daß sich Alles freundlich füge
Heute zu des Vaters Lust;
Denn es haben goldne Zeiten
Beide Kinder mir gesandt,
Und es mag uns nimmer theilen
Keine Ferne Herz und Hand.

Weißt du, wie in frühern Zeiten
Unser Gustav immerdar
Siegen wohl in allen Streiten
Und so kauft doch wieder war.
Wie dem jungen Löwen glühte
Seiner Augen Sternen-Kreis
Und doch wieder Rosenblüthe
Waren seine Wangen heiß?

Wie's im kleinen Busen wühlte,
Wenn er bei der Lampe Schein
Gustav Adolfs Schlachten spielte
Oder las von Wallenstein;
Sich in allen Zorn und Liebe
Mit des Mundes Fluth ergoß,
Und der Erde wild Getriebe
In die kleinen Arme schloß.

Und wie immer höher zogen
Seiner Blüthen Ranken sich,
Immer weiter fort sich bogen
Alle stark und kräftiglich;
Schlingend ein in seines Sinnes
Eigne muntre Götterwelt,
Die statt jeglichen Gewinnes
Nur allein am Herzen hält.

Nun es ist so ganz geworden,
Was ich lange keimen sah,
Und im großen Ritterorden
Edler Männer steht er da;
Schaffet mit den Händen immer,
Spendet viele Gaben aus
Und des Lebens goldner Schimmer
Strahlet um sein ganzes Haus.

Und da oben auch im Bilde
Meine Rosa schön und jung
Mit der Lippe voller Milde,
Mit der sanften Rede Schwung,
Mit dem blauen, klaren Auge,
Das empor die Seele hebt,
Während wir auf Rosenhauche
Ihrer Wangen Sächem schwebt;

Schon in ihren Kindes Händen
Trug sie schon den stillen Fleiß,
Alle Blättchen zu verwenden
Wußte sie in ihrem Kreis.
Alle Blüten in den Morgen
Ihres Lebens flocht sie ein,
Aber ihre kleinen Sorgen
Mußten immer Andern seyn.

Nun du seltsame zarte Blüthe
Hast den Platz dir gut gewählt,
Hast der Kraft die holde Güte,
Leisen Sinn dem Geist vermählt.
Deines Mannes Arme halten
Kräftig aus an deiner Brust
Und es kann sich ganz entfalten
Deines Lebens Frühlingslust.

Willt du bald mir Dora bringen,
Deines Lebens ersten Sold,
Oder mir mit muntern Sprüngen,
Rosa! deinen Leopold;
Deinen Mann! den festen, treuen,
Lieben Mann in Freud und Noth,
Daß ich recht mich könnte freuen
An dem schönen Morgenroth.

Ist doch, was ich mir gewonnen,
Weit auf Erden ausgestreut,
Weit das Leben ausgesponnen,
Das sich nur am Nahen freut;
Und ich zog dem stillen Hause
Doch so früh schon freundlich zu,
Wandte mich vom wilden Schmause
Zu des kleinen Herdes Ruh.

Liebe! sieh in Rosas Zügen
Deiner Züge Widerschein,
Als ich glühend von Vergnügen
Hieß zuerst die Züge mein.
Willt du meine Freude messen,
Als ich fühlte deine Hand,
Ach! ich hab es nicht vergessen,
Rosa, sieh an jene Wand.

Rosa, sieh im Farbenschimmer,
Rosa du, die ich erkohr — —
Und es öffnet sich das Zimmer
Und die Thüren springen vor.
Und es treten süße Mienen
Aus den Thüren lächelnd ein,
Ach! es müssen unter ihnen
Rosa selbst und Gustav seyn.

Dora trägt die Hyacinthe
Leopold von Immergrün
Stolz und freudig das Gewinde
Und die jungen Wangen glühn
Und der Vater hält gehoben
Dora wiegend an sein Herz,
Doch die Augen nur nach oben,
Doch die Seele himmelwärts.

Fr. Schu.

Sehnsucht nach der Heimath.

Nur in dem Lande, das uns groß gezogen,
Lacht uns der Friede, blüht der Liebe Glück!
Ob Berg' uns davon trennen, oder Wogen,
Mit magischer Gewalt ziehts uns zurück!
Hat uns die ganze fremde Welt betrogen,
Zur Heimath wenden hoffend wir den Blick,
Und auf dem Plaze unsrer Jugendfreuden,
Vergessen wir die überstandnen Leiden.

Wohl mancher schon verließ die heimschen Thuen,
Um hoffend in die Ferne hinzuziehn!
Dort meinte er ein Paradies zu schauen,
Wo schönre Blumen seinen Wünschen blühen,
Und goldner Regen müsse niederthauen
In üppger Pracht die ganze Flur entglühn!
So zog er hin mit seinem kühnen Hoffen
Und sah im Geiste schon den Himmel offen.

Und als das ferne Ziel er nun errungen,
Da steht er einsam auf dem weiten Plan,
Die trauten Heimathtöne sind verklungen,
Hier spricht ihn Nichts so engbefreundet an,
Was süß die Phantasie ihm vorgesungen,
Er fühlt es tief: es war ein leerer Wahn!
Zerrissen hat er alle frühern Bande,
Und irrt nun freundlos in dem fremden Lande!

So wendet endlich er nach Kampf und Leiden
Den matten Schritt zurück nach seiner Flur,
Fast will die Hoffnung seiner Brust entgleiten,
Doch sucht er emsig die verlorne Spur;
Und als er nun die Hütte sieht von weiten,
Da scheint zu stocken seines Lebens Uhr!
Doch bald ermannet er die müden Tritte
Und eilt beflügelt in der Seinen Mitte!

Und reuig sinkt er zu der Eltern Füßen:
Die nehmen liebend ihn in ihren Arm!
Die Jugendfreundin wagt er kaum zu grüßen,
Doch sie beut ihm die Lippen frisch und warm,
Und keiner läßt mit einem Wort ihn büßen
Den jahrelangen Kummer, Sorg' und Gram.
Da findet endlich er der Wehmuth Thränen
Und fühlt gestillt des Busens heißes Sehnen!

Bald baut die Liebe nun ihm ihre Rosen
Und fesselt ihn an ihren stillen Kreis!
Die fremde Welt hat ihn zurück gestossen,
Hier schlägt ein Herz ihm, liebend treu und
heiß!

Er ist beglückt bei seines Mädchens Rosen,
Ihm genügt daheim ein ländlich stiller Fleiß!
Und warnend hörte man ihn oft verkünden:
Nur in der Heimath ist das Glück zu
finden!

London, den 21. Dec.
1815.

Gustav Stern.

Frau Adelheid.

Eine Legende.

Frau Adelheid war sanft und gut,
Ihr Haus der Waisen Schirm und Hut,
Ihr Heerd ein immer offner Schrein,
Ihr Wort für Alle Lebenswein.

Im Kloster, wo sie fromm befahl,
War sie ein sanfter Mondesstrahl,
Der keine Blume sengt und drückt,
Zu dem man auf mit Andacht blickt.

Auf ihrer Demuth weißes Kleid
War Himmelsklarheit ausgestreut
Und ihrer blauen Augen Licht
Ein Engel, der von Engeln spricht.

Und alle Schuld und Flecken baar,
Ihr Herz ein Spiegel rein und klar,
In das des Heilands Auge sah,
Und segnete, was dort geschah.

So war sie lang im ganzen Land
Der Liebe Born, der Liebe Hand,
Und jedes Herz ihm eigen ganz
Wie eigen ihr der Rosenkranz.

Und da geschah's, daß auf die Flur
Der Zorn des Himmels niederfuhr
Und alle Blüthen, alle Saat
Der Wetter wilder Fuß zertrat.

Und da geschah's, daß sich die Noth
Aufmachte mit dem Morgenroth
Und Abends nimmer ruhte nicht,
Und wieder kam zum Morgenlicht.

Wie brannte da von Haus zu Haus
Die Trübsal alle Herzen aus,
Wie starben da im Feuerzorn
Die Menschen ohne Brot und Korn.

Frau Adelheid das Zeichen sah,
Das weit in allem Land geschah,
Und schloß die Pforten nimmer mehr,
Daß sie auch Nachts zu Hülfe wär.

Sie hielt die Klosterschwester an,
Daß jede that, wie sie gethan,
Sie brachen ihrem Mahl es ab,
Was ihre Hand den Armen gab,

Und immer karger ward das Mahl
Im stillen dunklen Klostersaal,
Und bleicher stets die Schwestern stehn,
Wie Blüthen, die gen Himmel wehn.

Doch immer heiter, klar und lieb
Frau Adelheid, die Mutter, blieb,
Und in der Nacht im Glauben rang
Mit Gott ihr Beten und Gesang.

Und immer brannte fort der Zorn
Und nirgend für den Hunger Korn,
Und immer kleiner, kleiner ward,
Was sie zum letzten aufgespart.

Da hob sie auf zu Gott die Hand
Wie immer, wenn sie Schmerz empfand,
Und heiliges Entzücken war
In ihrem blauen Augenpaar.

Und sprach es sanft und glaubensvoll,
Was warm aus ihrem Herzen quoll!
Ach Gott und Herr! du Gott der Huld!
Verzeih den Sündern ihre Schuld.

Dein Zorn ist groß! dein Zorn ist schwer,
Doch ist es unsre Schuld noch mehr,
Trägt aber nur der Sünder Leid,
So hast du wohl Barmherzigkeit.

Drum bet ich dich voll Glauben an,
Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Ich aber will, ich Schwache nun,
Auf meinem Platz das Meine thun.

Von dieser Stunde an betrat
Sie nimmer, weder früh noch spaß,
Noch Mittags wiederum zum Mahl
Den stillen dunkeln Klostersaal.

Von dieser Stunde an erhob
Sie nur den Mund zu Preis und Lob,
Das sie dem Herrn und Heiland gab,
Und that sich aller Nahrung ab.

Von dieser frommen Stunde an
Zu welken ihr der Leib begann,
Doch in den blauen Augen war
Es immer freundlich lieb und klar.

Und als ihr fast die Kraft verging,
Da zog sie noch am Schellenring.
Und rief die Schwestern aus dem Gang,
Die waren Alle stumm und bang.

Und theilte noch den Segen aus
An Alle, die im frommen Haus,
Und ließ sie singen dann ein Lied
Und sang mit ihnen und — verschied.

Da war kein Auge trocken mehr
Bei allen Schwestern um sie her,
Da war kein Herz in keiner Brust,
Das noch gehabt am Leben Lust.

Als aber nun in stiller Nacht
Der Leib zur Erde war gebracht,
Und sich der Hügel sanft erhob
Und Rasen drum sich freundlich wob;

Da zogen Alle stumm zurück
Die Schwestern mit verweintem Blick,
Und irrten lang im Haus umher,
Denn ihre Mutter war nicht mehr.

Doch als nach einer Nacht voll Gram
Der schöne junge Morgen kam
Und jede nach dem Kirchhof nah
Aus ihrer Zelle Fenster sah;

Da war kein Rasen mehr zu sehn,
Kein Hügel sanft mit Grases Wehn,
Doch Halmen rauschten auf dem Grab
Wie goldne Wellen auf und ab.

Doch Halmen reif und schwer und dicht
Ergossen sich im Morgenlicht;
Und blaue Blumen wunderbar
Mit Augensternen lieb und klar.

Da — ob's wohl keine noch verstand,
Da merkten Alle doch die Hand,
Die ihnen aus dem stillen Grab
Die reinen vollen Aehren gab.

Die konnten sie doch wohl verstehn
Die Blumen, nimmer sonst gesehn,
Die, wie soust Adelheid gethan,
Sie an mit blauen Augen sahn.

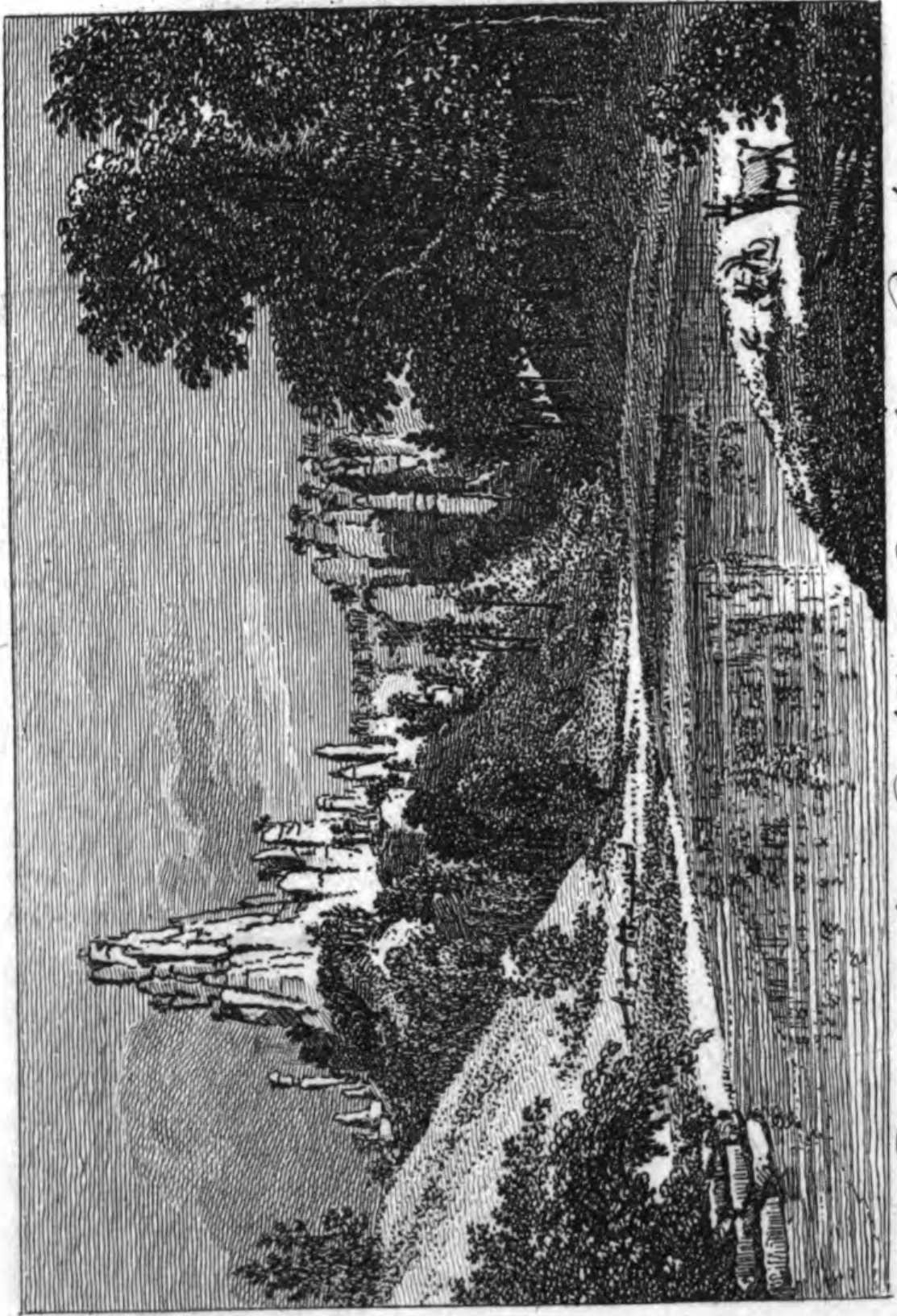
Und wie bei jedes Morgens Wehn
Sie thäten ab die Aehren mähn,
So schossen doch die Nacht darauf
Die Aehren immer schöner auf.

Und standen golden schwer und dicht
Bei jedem neuen Sonnenlicht:
Und gaben weit dem Lande Korn,
Bis endlich ruhte Gottes Zorn.

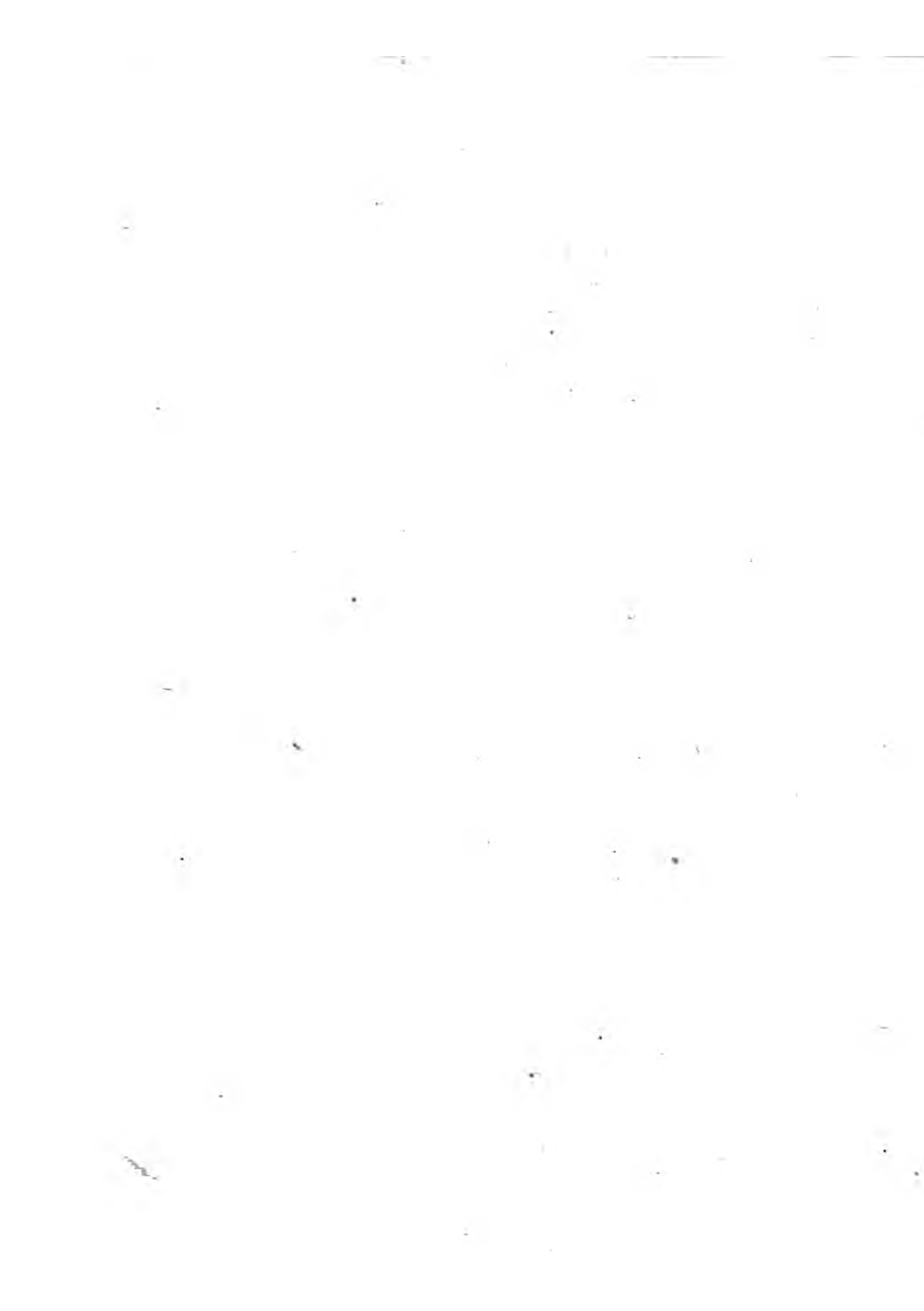
Da standen nun sie wohl nicht mehr
Die Aehren um den Hügel her,
Doch wie die Mutter klar und lieb
Die blaue schöne Blume blieb.

Und ist mit Sternen blond und schön
Bei Aehren immer noch zu sehn,
Wie Adelheid auch einst das Brot
Mit sanften blauen Augen bot.

Fr. Ruhn.



Die große und kleine Gans bei Raden.



Erklärung der landschaftlichen Kupfer.

I.

Die große und kleine Gans heißen in der sogenannten sächsischen Schweiz zwei steile Felsen ohnweit der Elbe in der Umgegend des durch seinen Thalweg ausgezeichneten Dörfchens Raden, auf welche man nur mit Mühe klimmt, jedoch auf ihnen eine der schönsten Aussichten genießt. Es ist unbekannt, woher die Felsen diesen Namen haben mögen. Sie liegen einander gegenüber, und zwischen ihnen senkt sich eine schauerliche Tiefe herab, welche man den Rabenkessel zu nennen pflegt.

Den Eingang zu dem Dörfchen Raden, von der Elbseite her, hat der Künstler hier wiedergegeben. In nicht zu großer Ferne erblickt man den Lilienstein. Diese Felsenmasse, welche oben einen breiten, mit Buschweiden und Heidekräutern bewachsenen Rücken bietet, liegt dem Königsteine gegenüber und ist nur durch die Elbe von ihm getrennt. Sie ist beträchtlich höher als dieser, dagegen aber auch noch unzugänglicher, als er. Auf der Ebene am Fuße dieses Felsens waren im Jahre 1813 von Napoleon bedeutende Verschanzungen angelegt worden, in denen ein Theil der Truppen des Marschalls St. Cyr sich befand. Bei den stärker andringenden Massen der verbündeten Heere wurden sie jedoch bald verlassen, und man zog sich in die Stadt Dresden zurück. Zum Theil sind diese Verschanzungen noch zu sehn, bald werden sie zu Rasenhügeln werden, und der Hirt wird friedlich auf ihnen weiden, ohne zu wissen, daß sie waren.

So deckt Mutter Natur mit liebenden Händen den
Teppich

Ueber der Menschen Bemühn, mordend das eigne
Glück.

Daß ihr grünes Gewand die Spuren des Krieges verhülle,
Wo die Ängeln gesät, lispelt nun reifende Saat.

Anspruchlos treten die freundlichen Gegenden
 um Leipzig abermals neben den pittoresken Parthien
 der Felsenschluchten um Hohenstein und Schandau
 auf. Da führt uns der Weg eine kleine Stunde
 weit von Leipzig in das Dorf Connewitz, das je-
 doch durch die Ansiedelungen mehrerer Familien der
 nahen Stadt zu einem reizenden kleinen Städtchen
 geworden ist. Auf dem Kupfer zeigt sich der Ein-
 gang zu demselben von der Stadtseite her, und das
 ansehnliche rechts liegende Landhaus zeugt von dem
 Geschmacke und der Bildung seines Erbauers. Mehr-
 rere ihm ähnliche bieten sich uns bei einer Wande-
 rung durch das Dorf dar, hinter dem ein freundli-
 ches Flüsschen sich schlängelt, das die daran stoßen-
 den Gärten lieblich bespült. Von den Mühen des
 Tages sich erholend, oder in stiller Ruhe den Mu-
 sen opfernd, wohnen hier viele der angesehensten
 Männer Leipzigs mit ihren Familien, in denen
 Bildung und zarte Sitte heimisch sind; hier lebt
 auch er in den milden Tagen des Sommers und
 Frühlings, mit der trefflichen Gattin, und der nun
 bald einen edlen Gemahl beglückenden Tochter,

Der oft mit beiden Musenspenden
 Gemüth und Geist Genuß verlieh,
 Aus dessen hoher Phantasie,

Die nicht der Mode-Nebel blenden,
 Ein reiner Quell von Harmonie
 Entströmte, Möcht' er nimmer enden!
 Denn das ist eben, was ich nie
 Dem lieben, braven Mann verzieh;
 Daß er so selten pflegt zu spenden.

4.

Durch Connewitz geht es im Waldwege, der
 hier und da freundliche Aussichten auf Wiesen und
 Felder darbietet, nach dem kleinen Dorfe Raschwitz,
 welches durch seinen Wirthshausgarten bekannt ist.
 Dorthin strömt die schöne und junge Welt aus Leip-
 zig allsonntäglich, wenn anders der Gott des Re-
 gens, der jetzt mit einemmale sich so sehr der Re-
 gierung anzunehmen scheint, es erlaubt, und ich
 rathe jedem dorthin zu wallfahrten, der einen recht
 reichen Blumengarten sehen will, der noch dazu
 den Vorzug hat, daß man die Namen nicht erst
 lange im Linne' zu suchen braucht.

5.

Das Hospital von Greenwich.

Die Stadt Greenwich liegt in der Grafschaft
 Kent, fünf englische Meilen von London. Das be-

rühmte Hospital daselbst ward von König Wilhelm und der Königin Maria im Jahre 1694 gegründet, und für invalide englische Seeleute und ihre Kinder, so wie für die Wittwen und Kinder derer, die im Seebienst geblieben waren, bestimmt. Es ist an der Südseite der Themse erbaut, und besteht aus vier besondern Gebäuden, welche den Namen der Könige Karl und Wilhelm und der Königinnen Anna und Marie führen. Die Länge derselben beträgt 860 Fuß. In der Mitte des Hofes, den die Gebäude bilden, steht die Statue König Georgs II. aus einem einzigen weißen Marmorblock gebildet, den die Engländer den Franzosen abjagten.

Obchon dies Hospital durch die Unterstützung der Monarchen, wie der reichen englischen Privatleute einen sehr ansehnlichen Fonds hat, so muß doch noch jeder englische Matrose für die Unterhaltung derselben sechs Pence von seinem jedesmaligen Monatssolde dahin abgeben. Im Hospital selbst sind Stiftungen für 2410 alte oder unbrauchbare Seeleute, und 3000 werden außerhalb derselben erhalten. Jeder der letztern bekommt jährlich sieben Pfund Sterling. 200 Knaben werden auf Kosten des Hospitals in der Schiffkunst unterrichtet, und dann an die königlichen Schiffe abgegeben. An Beföstigung erhält jeder Hospitalit wöchentlich sieben Brote, jedes zu 16 Unzen, drei Pfund Rind- und

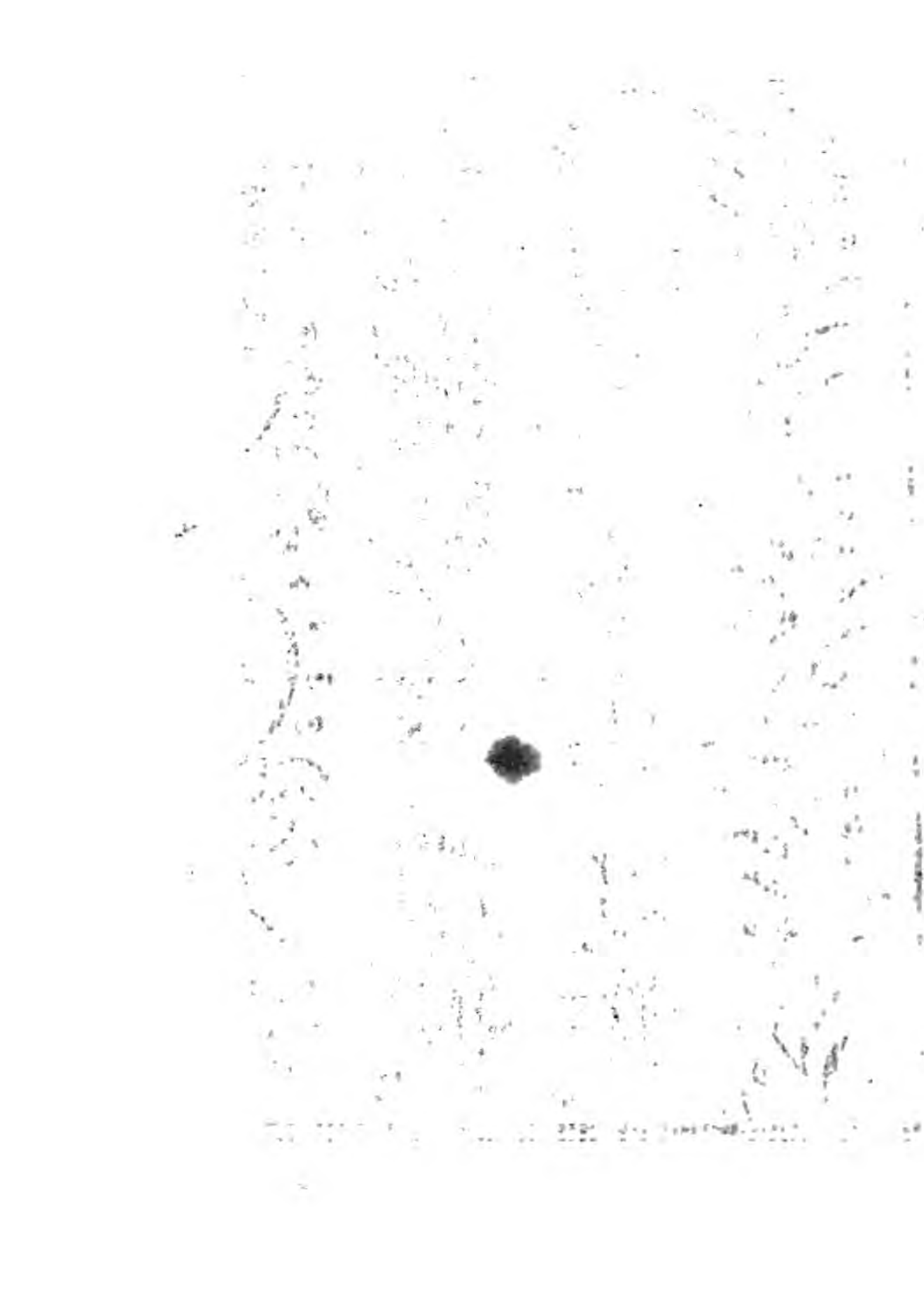
drei Pfund Schöpfenfleisch, ein Maß Erbsen, ein und ein Viertelfund Käse, zwei Unzen Butter, vierzehn Quart Bier und ein Schilling Tabaksgeld. Auch bekommt jeder gemeine Mann noch alle zwei Jahre einen blauen Anzug, einen Hut, drei paar Strümpfe, zwei Paar Schuhe, fünf Halstücher, drei Hemden und zwei Schlafrocke.

Das Hospital hat mehr als hundert Beamte, größtentheils aus den vornehmsten Männern in England.

Sonst stand an diesem Orte eine durch Eduard IV. gestiftete Franziskaner-Abtei, in welcher besonders Catharine von Arragonien, Heinrichs VIII. erste Gemahlin, sich der Andacht weihte. Hier landete in neuern Zeiten die Prinzessin Augusta von Sachsen-Gotha, die Mutter des jetzigen Königs von England. Hier auch die sterblichen Ueberreste des großen Nelson, nachdem er am 21. Oct. 1805 bei Trafalgar siegend gefallen war. Von hier aus ward sein Leichnam auf dem reichgeschmückten Trauerwagen nach London in die Paulskirche gebracht, dieser Wagen selbst aber nach Greenwich zurückgeführt, wo er noch jetzt in der großen Halle aufbewahrt wird.



12



Neue Muster zum Sticken, Stricken und Häkeln.

A. Zum Sticken.

No. I. enthält eine Schilfblätterkante, in deren Stielen die jetzt so beliebten Senf- oder Bindlöcher hinauf laufen und ist nur zum französischen Stich eingerichtet.

No. II. eine Myrthenkante im deutschen Stich.

No. III. eine Weinblätterkante ebenfalls im deutschen Stich. Im bunten Plattstich haben sie allerdings ein schöneres Ansehn, als im weißen; aus diesem Grunde sind auch von mir in beiden, Schatten und Licht mit bemerkt worden, indem die Kante in zwei Farben natürlicher und gebundner erscheint.

No. IV. eine hängende Acazienkante mit Senf- oder Bindlöchern im französischen Stich.

Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß diese vier Kántchen sich besonders schön in Gold und Silber, wie auch in Chenille arbeiten lassen. In Arbeitsbeuteln für Damen, Leibbändern, Geldbörsen, Herren = Gilets, Tabatieren, Briestaschen und Uhrbändern lassen sie sich besonders anwenden.

B. Zum Stricken oder Häkeln.

No. I. ein schmales Rosenkätzchen, dessen Höhe und Breite nach dem Geschmace jeder Dame seyn dürfte.

No. II. ein Vergifmeinnichtkätzchen, das man selten so schmal findet, um es in allen schon oben beim Stricken genannten Gegenständen anwenden zu können.

No: III. eine ländliche Ansicht als Mittelstück in Börsen, Strick- und Tabaksbeutel, Brieffaschen, Stammbücher ic.

Edert.

70713518



